

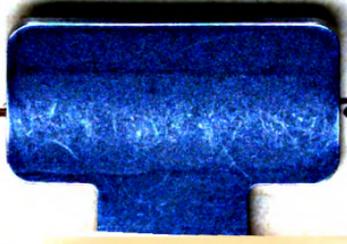
WILS
CLS
PT1337
.B53x
1907
bd.4

BLIOTHEK
DER
ERHALTUNG
UND DES
WISSENS

UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTT GART • BERLIN • LEIPZIG •

Aus der Bibliothek

von
Twin Cities Campus



Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Seidenstoffe, Foulards, Stickerei-

-Roben und Bloufen auf Battist, Seide etc. zollfrei

Kataloge franko Seidenstoff-Fabrik Union Muster franko

Adolf Frieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich.

COMBINAT.-HARMONIUMS mit wirklich. Pfeifenorgelklang. Katal. frc.
Selbstspiel-Harmon. von 250 M. an. **P. NEUSCHILD, WEIMAR, 7.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Im Reiche des Negus Negesti Menelik II.

Eine Gesandtschaftsreise nach Abessinien. Von Hans Vollbrecht.
Mit 29 Abbildungen und 1 Karte. Elegant gebunden 6 Mark.

Dieses Buch bildet einen hervorragenden und höchst beachtenswerten Beitrag zu der bisher spärlichen populären Literatur über die Erschließung des großen afrikanischen Reiches. Seine Bedeutung geht über die einer fesselnden Reiseschilderung weit hinaus, nachdem deutscher Unternehmungssinn, deutscher Fleiß, deutsche Intelligenz und deutsches Kapital in Abessinien eine reiche und vorteilhafte Betätigung finden.



Menelik auf seinem Schlachtross.

— Zu haben in den meisten Buchhandlungen. —

Hochelegante Neuheiten in Juwelen, Gold- und Silberwaren, Tafelgeräten, Uhren etc. aus den Pforzheimer Gold- und Silberwaren-Fabriken bezieht man zu äusserst billigen Preisen von **F. TODT, Pforzheim.**

Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme.
Spezialität: **Feinste Juwelenarbeiten mit echten Steinen.**



Nr. 632. Bestecke, Silber ⁸⁰⁰/₁₀₀₀, Fadenmuster
12 Löffel oder Gabeln 700 gr schwer M. 73.50
12 Messer 250 " " " 43.50
12 Cafelöffel 260 " " " 29.50

Reich illustr. Kataloge m. über 3000 Abbild. gratis u. franko. Firma besteht über 50 Jahre, auf allen beschickten Ausstellungen prämiert. — Alte Schmucksachen werd. modern umgearbeitet, altes Gold, Silber u. Edelsteine nehme in Zahlung.

Nr. 1075.

Moderner Ring,



14karat. Mattgold mit echtem Rubin und Brillant M. 30.—

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Elektrotechnisches Experimentierbuch für Knaben.

Eine Anleitung zur Ausführung elektrotechnischer Experimente unter Verwendung einfacher, meist selbst herzustellender Hilfsmittel. Von Eberhard Schnetzler. Mit 247 Abbildungen. Elegant gebunden Preis 3 Mark 75 Pf.

Dieses Buch gibt eine klare Anleitung zur Ausführung von Experimenten, es erklärt die physikalischen Vorgänge wissenschaftlich und trägt ferner dem Umstände Rechnung, daß unsere jungen Physiker sich oft mit geringen Mitteln begnügen müssen. Aus letzterem Grunde wurde jedem Kapitel eine eingehende Beschreibung zur Selbstherstellung der nötigen Apparate hinzugefügt und auch hierbei wieder von zu großen Anforderungen an den Besitz von Werkzeugen abgesehen. — Diese Anleitungen sind die Ergebnisse praktischer Erfahrungen, sie sind deshalb auch durchweg ausführbar. An der Hand des Buches verliert das Experimentieren des jungen Physikers den Charakter der gedankenlosen Spielerei, den es sonst leicht trägt, es wird zur angenehmen, unterhaltenden, aber dennoch ernsten und Nutzen bringenden Beschäftigung.

☞ Zu haben in den meisten Buchhandlungen. ☞





Zu der Novellette „Die Konzertprobe“ von Hellmuth Wielke. (S. 72)
Originalzeichnung von F. Grobet.

Bibliothek der ▽ ▽ ▽ Unterhaltung und des Wissens.

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten ▷ sowie zahl-
◁reichen Illustrationen ◁

Jahrgang 1907. Vierter Band



▷ Stuttgart, Berlin, Leipzig ▷
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

838

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

407



Inhalts-Verzeichnis.



	Seite
Warenhaus Groß & Komp. Roman von Auguste Groner (Fortsetzung)	5
Die Konzertprobe. Novellette von Hellmuth Mielke	57
Mit Illustrationen von H. Grobet.	
Von Port Said nach Suez. Bilder vom Suezkanal. Von Loth. Brenkendorff	93
Mit 10 Illustrationen.	
Die drei Uiscachas. Eine amerikanische Geschichte. Von Ch. v. Wittembergk	109
Italienische Räuberromantik. Aus dem Brigantenwesen der Apenninenhalbinsel. Von M. Elsner	147
Mit 16 Illustrationen.	
Die erste Gesellschaft. Skizze aus dem Leben. Von M. Doering	165
Kostbares Gestein. Der deutsche Marmor und seine Be- arbeitung. Von H. Wolfram	174
Mit 9 Illustrationen.	
Der Kampf um die Jugend. Ein Beitrag zur Schönheits- pflege. Von W. Helmuth	190
Mit 7 Illustrationen.	
Mannigfaltiges:	
Die Macht des Gewissens	203
Neue Erfindungen:	
I. Smaragdin	207
Mit 3 Illustrationen.	
II. Flaschenverkapselungsmaschine	208
III. Blick-Elip-Briefklammer	209
Mit Illustration.	

	Seite
Craungshindernisse	209
Ein ausdauernder Kutscher	211
Militärische Strafen	213
Die drei „Kleinköpfe“	215
Mit 2 Illustrationen.	
Der schiefe Turm von Caerphilly	217
Wie wird man reich?	218
Eine Seeschlacht im 13. Jahrhundert	219
Die Ananaskultur in Florida	222
Mit Illustration.	
Eilige Operationen	224
Durchgefallen und hinausgeworfen	225
Das Alter der Fische zu bestimmen	226
Crinkeldergeschichten	227
Auf dem Gipfel des Grossglockners	229
Mit Illustration.	
Die Atembeschwerden des Alters	230
Ein Schwätzer	232
Aus der Geschichte des Weihrauchs	232
Der Schafskopf	234
Ein luftiges Haus	234
Mit Illustration.	
Bestrafung von nächtlichem Unfug im Mittelalter	236
Wie gewonnen — so zerronnen	237
Der Spaziergang eines Bären	238
Feine Mahnung	239
Poetische Heiratsannonce	240
Ein sonderbarer Brauch	240





Warenhaus Groß & Komp.

Roman von Auguste Groner.



(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Achtzehntes Kapitel.

Gustl, lassen S' jetzt die Automobilbild'ln!
Die mach'n Sie nur noch närrischer, als
Sie so schon sind. Sie sollen zum Herrn
Direktor!"

Mit diesen Worten trat einer der Stagediener des Warenhauses zu dem jungen Burschen, der, in das Studium eines Automobilkatalogs vertieft, ziemlich zerstreut aufschaute. Als er aber gehört, wohin er gerufen wurde, ward sein Gesicht um ein merkliches länger. Zu Herrn Hälby müssen, war für ihn gleichbedeutend mit einem Strafgericht. Jrgend etwas hatte er ja immer auf dem Kerbholz.

Übermütig und phantasiereich, wie er war, führte er so manches aus, das auszuführen nicht absolut notwendig gewesen wäre. Auch gingen die Fensterscheiben seinen langen Armen leider nicht immer aus dem Weg, und die Treppengeländer dienten ihm ausschließlich als Rutschbahn. Am wenigsten aber konnte sich Herr Hälby dafür begeistern, daß Gustl Müller ein so vortrefflicher Imitator war, der jedermann in Stimme und Art zu reden und sich zu bewegen ganz wunderbar nachahmen konnte.

Diese Seite seiner Genialität war zwar mitunter recht ergötzlich, noch viel öfter aber ärgerlich, denn

merkwürdigerweise gefällt sich selten jemand in solch einem ihm vorgehaltenen Spiegel.

„Was hab' ich denn nur g'macht?“ fragte sich auf seinem Weg Gustl, dem heute keine nennenswerte Sünde einfiel. „Nix hab' ich g'macht!“ Und in selbstbewußter, dienstlicher Haltung, die er gern zu militärischer Strammheit übertrieb, trat er in das Zimmer des Direktors.

Hälby war nicht allein. Gustls nächster Vorgesetzter, der Chef der Baumwollenabteilung, Herr Kern, saß ihm gegenüber.

Beide schauten den Burschen schmunzelnd an, und Gustl wurde darüber ganz verlegen. Was war denn nur so Erheiterndes an ihm? Er schaute unwillkürlich an sich nieder, aber er konnte nichts Absonderliches an seiner braunen Uniform gewahren. Plötzlich aber schoß ihm das Blut zu Kopfe. Er hatte das rosa Papier erblickt, welches auf Hälbys Schreibtisch lag.

Gleichzeitig sagte der Direktor: „Sie sind also auch ein Dichter! Das hab' ich ja noch gar nicht gewußt. Und Sie sind auch gar kein so übler Dichter, denn die Gedanken, die Sie in Ihrem Gedichte ausdrücken, machen Ihnen alle Ehre.“

„O — Herr Direktor!“

„Und die Dame, an welche Ihre Verse gerichtet sind, könnte ihre helle Freude daran haben, wenn —“

„Nein, bitte, nein!“ stammelte der junge Mensch.

„So soll sie nichts davon wissen?“ fragte Kern freundlich.

„Nein.“

„Warum denn nicht?“

„So was kann man ja denken, aber —“

Hälby nickte dem Jungen zu. „Aber man hängt es nicht an die große Glocke, und man verliert es besser

auch nicht, schon allein deshalb nicht, daß keiner darüber spotten kann, weder über den Dichter noch über die Angebichtete.“

Gustls Augen schauten jetzt offen in die seines Vorgesetzten, und dann wanderte sein Blick auch zu Kern hinüber. „Aber Sie lachen mich doch aus!“ stotterte er.

Hälby hatte sich erhoben. Er trat auf Gustl zu und legte ihm die Hände auf die Schultern. „Mein Lieber,“ sagte er freundlich, „ich und, wenn ich nicht irre, auch der Herr Abteilungschef gäben etwas dafür, wenn wir noch so jung empfinden könnten. Nein — nein, wir lachen nicht. Ganz im Gegenteil, wir nehmen Ihr Gedicht, mit welchem Sie sich zum Ritter Fräulein Teck bekennen, sehr ernst. Ein günstiger Zufall hat es gefügt, daß Herr Kern Ihren poetischen Erguß fand, ein günstiger Zufall für Sie und für Fräulein Teck, zu deren Ritter nun auch wir beide, denen Ihre Gesinnung jetzt bekannt ist, Sie feierlich ernennen.“

Gustls Augen blitzten auf. „Was soll ich denn tun?“ erkundigte er sich lebhaft.

„Augen und Ohren offen halten,“ antwortete ihm Kern ernst. „Ein bißchen herumhören sollen Sie, wer etwa hier über Fräulein Teck schlecht spricht. Sie kommen ja im ganzen Hause herum, und Sie sind nicht auf den Kopf gefallen. Ich rechne also auf Sie. Das Fräulein habe ich hierher empfohlen, das wissen Sie, es liegt mir also viel daran, daß man gut von ihr denkt. Sie verdient nämlich alle Achtung; ich weiß, daß jeder einfach ein Verleumder ist, der Schlechtes über sie berichtet.“

„Tut denn das einer?“ fuhr Gustl zornig auf.

Hälby hielt ihm einen Brief hin. „Lesen Sie,“ sagte er. „Jetzt müssen Sie unterrichtet sein.“

Gustl las: „An die Direktion des Warenhauses

Groß & Komp. Sie beschäftigen eine heruntergekommene Aristokratin, eine Baronesse Teck. Seien Sie gewarnt. Die junge Dame war vielleicht bis jetzt vorsichtig, aber ihr eigentliches Wesen wird früher oder später zum Vorschein kommen. Sie wird den anderen Bediensteten weder in Ehrlichkeit noch in guten Sitten ein Beispiel sein. Jemand, der die Teck von der Rehrseite aus kennt.“

„Zu dumm ist das!“ sagte Gustl, als er das Schreiben wieder zurückgab.

Die Herren nickten zustimmend zu diesem Urteil.

Gustl, sich durch das Vertrauen, das man ihm bewies, sehr geehrt fühlend, fuhr geradezu leidenschaftlich fort: „Ich möcht' nur wiss'n, wer der Baroneß was Schlechtes nachsag'n kann!“

„Wir haben Ursache anzunehmen, daß nun noch mehr solche Schreiben einlaufen werden,“ sagte Kern, „und sie werden wahrscheinlich nicht nur an die Direktion gerichtet sein. Man will Fräulein Teck eben hier unmöglich machen.“

„Ich kenn' schon zwei, die sie nicht leid'n können,“ berichtete Gustl eifrig, „Fräul'n Neuber und der Treumann.“

„Fräulein Neuber ist seit der Szene mit der alten Dame gegen Fräulein Teck verstimmt,“ bemerkte Hälbig, dem damals von dem Vorgekommenen Meldung gemacht worden war.

Kern nickte, erkundigte sich aber, weshalb denn der Laufbursche Fritz Treumann Klementine nicht gut gesinnt sei. Da berichtete Gustl, daß Treumann unlängst in Gegenwart des Fräuleins Teck über eine ihrer Kolleginnen geschimpft, und daß das Fräulein ihn deshalb scharf gerügt hätte. „Sie is gleich weg, und da hat der Treumann sie eine ‚fade Soß‘ geheißn,“

berichtete Gustl weiter. „Ich hab' ihm natürlich dafür eine Ohrfeig'n geb'n, und seit dieser Zeit is er böß auf mich.“

„Das glaub' ich,“ sagte Hälby lachend. „Sie haben für Ihr Ideal also richtig schön eine Lanze gebrochen! Na, das ist ja schön, aber lieber wäre es mir doch, wenn Sie nicht gar so flink mit den Ohrfeigen bei der Hand wären. Dem Treumann werde ich übrigens noch den Text lesen. Sie wissen also, was Sie zu tun haben. Meldungen werden an Ihren Chef oder an mich gemacht.“

Damit war Gustl entlassen.

Wie ernst er seinen Auftrag auffaßte, bewies er schon am nächsten Tage, denn da kam er gleich nach der Mittagspause zornrot zu Kern und meldete, daß schon das ganze Haus voll Getuschel über Fräulein Led sei. Sein Oheim, der Garderobier, habe gehört, wie Fräulein Neuber und eine Verkäuferin, Fräulein Welm, Morgens in der Garderobe Briefe über sie vorgelesen hätten. Ebenso hätten zwei Herren aus der Konfektionsabteilung anonyme Schreiben bekommen, die sich mit der Led beschäftigten, und deren Inhalt ebenfalls schon im ganzen Hause bekannt sei.

„Fräul'n Vogel und Fräul'n Hartwig wiss'n noch nix,“ beendete er seinen Bericht. „Aber die werd'n schon auch noch was kriegen.“

„Also eine richtige, planmäßige Heße, die gegen die arme Baronesse veranstaltet wird!“ sagte Kern ergrimmt.

Gustl nahm eine geheimnisvolle Miene an. „Ich mein', ich kenn' die, die hinter der ganzen G'schicht' steckt,“ sagte er.

„Die Kundin mit dem Pelztragen meinen Sie?“

„Ganz sicher! Kann man denn da nix mach'n?“

„Mein lieber Gustl, da muß man es ihr zunächst beweisen können, daß sie die Verleumderin ist. Die Nürnberger hängen keinen, den sie nicht haben.“

„Na, wir werden sie schon kriegen — das schlechte Frauenzimmer!“

Am Abend dieses Tages fand in Hälbys Zimmer eine Konferenz statt. Teilnehmer daran waren die vier Angestellten, welche am Morgen dieses Tages die anonymen Briefe erhalten hatten, außerdem Fräulein Hartwig und Fräulein Vogel.

Hälby hatte sich die Schreiben einhändigen lassen. Sie waren alle, wie das seine, mit der Maschine geschrieben und im ersten Bezirk aufgegeben worden. Die vier Angestellten sagten aus, daß sie keine Ahnung hätten, wer all das Häßliche, das da über Fräulein Tect angedeutet worden war, geschrieben haben könne.

Die Neuber lächelte flüchtig, als sie diese Versicherung abgab, und auch die anderen verbargen nicht, daß sie den niederträchtigen Briefen einigen Glauben schenkten.

Es bleibt bei einer Verleumdung, und wäre sie auch gänzlich aus der Luft gegriffen, eben immer etwas hängen.

„Was soll Ihr Lächeln, Fräulein Neuber, und Ihr Nicken, Herr Schill?“ fragte Hälby streng.

Die Neuber leugnete keck das Lächeln ab, und Schill versicherte, daß er sich bei seiner Bewegung gar nichts Besonderes gedacht habe.

„Ich bedarf Ihrer Gegenwart nicht mehr,“ bedeutete der Direktor den Briefempfängern kurz, „nur rate ich Ihnen noch, ebenso eifrig im Dienste der Arbeit zu sein, wie Sie eifrig waren im Dienste der Verleumdung. Verbreiten Sie nun im Hause auch, daß ich in diesem

Fälle genau so wie in allen anderen ähnlichen Fällen, die vorangegangen sind, Ordnung schaffen werde. Sie wissen, ich habe eine kleine Vorliebe für Sauberkeit und reine Luft und Frieden, ohne welche ein gedeihliches Zusammenwirken in einem so großen Geschäft nicht möglich ist. Ich bitte Sie also, daran zu denken und auch daran, daß hier niemand unerseßlich ist. Guten Abend!"

Die vier gingen, und die Neuber erhielt den Auftrag, Fräulein Teck zum Direktor zu bitten.

Die Neuber lächelte spöttisch, als sie Clementine ihren Auftrag ausrichtete, und Schill warf ihr einen frechen Blick zu.

Clementine zuckte zusammen und preßte die Lippen fest aufeinander. Sie hatte heute schon so viele solche Blicke ertragen müssen.

Raum hatte sie die Thür hinter sich geschlossen, als sie bleich, aber entschlossen zu Hälby sagte: „Herr Direktor, ich bitte um meine Entlassung. Am liebsten käme ich schon morgen nicht mehr.“

„Woran Sie sehr unrecht taten, Baronesse,“ fiel Fräulein Vogel ruhig ein. „Schuldlos, wie Sie sind, dürfen Sie Ihren Feinden oder Ihrer Feindin, denn vermutlich haben Sie es da ja doch nur mit Ihrer Tante zu tun, nicht das Feld räumen.“

„Dieser Ansicht bin ich auch,“ bestätigte Hälby. „Nur nicht den Kopf verloren, mein Fräulein! Sie sind es jetzt einfach Ihrer Ehre schuldig, auszuharren. Und Sie sind ja auch nicht verlassen. Sie haben hier Freunde gewonnen, die Ihnen beistehen werden. Was gewannen Sie denn, wenn Sie gingen? Wer immer es ist, von dem diese Angriffe ausgehen, er wird Sie auch anderswo finden, wo Sie vielleicht nicht so viel Schutz haben werden wie hier. Bedenken Sie

das, ehe Sie ernstlich Ihre Entlassung fordern, die Ihrer Feindin ja nur ein Triumph wäre.“

„Sie haben recht, meine Ehre fordert es, daß ich bleibe, zumal da Sie mich unbegreiflicher Weise nicht fortjagen!“ murmelte Klemi mit einem bitteren Lächeln.

Er ergriff ihre Hand und drückte sie, während er lächelnd sagte: „Da sieht man, daß Sie immer noch die große Dame sind, die weitab vom gemeinen Leben sich ihre Begriffe gebildet hat. Warum soll ich Sie denn fortjagen? Weil da ein paar anonyme Briefe gekommen sind, denen vermutlich noch verschiedene andere Gemeinheiten folgen werden? — Aber jetzt ist genug über das Unangenehme geredet. Jetzt wünsche ich Ihnen trotz allem noch viele gute Tage bei der Firma Groß & Komp. — Und Sie, Fräulein Vogel, Sie guter Geist unseres Hauses, Sie breiten nun wohl noch mehr als sonst Ihre schützenden Fittiche aus!“

„Soll geschehen!“ erwiderte das kleine Fräulein lächelnd.

Wie im Traume ging Klementine auf ihren Posten zurück. Als sie die Treppe zum dritten Stockwerk emporstieg, begegnete ihr Gustl.

Sie nickte ihm zu. „Man sieht Sie heute ja merkwürdig oft, Gustl.“

„Baroneß werden mich jetzt noch öfter merkwürdig oft seh'n.“

„Warum denn?“

„Weil ich zu den Musterbüchern versetzt word'n bin.“

„Also zu mir?“

„Ja, zur Baroneß.“

„Kennen Sie mich nicht so! Ich bin das hier nicht mehr.“

„Für mich bleib'n Sie immer, wer Sie sind, und keiner soll Ihnen was tun!“

In Klementines Wangen stieg eine feine Röte, denn was seine Worte noch nicht ganz deutlich gesagt hatten, das verriet sein schwärmerischer Blick ganz klar. Sie reichte ihm die Hand. „Gustl,“ sagte sie bewegt, „ich danke Ihnen für dieses Wort. Es hat mir, unruhig und traurig, wie ich jetzt bin, sehr wohl getan, und ich weiß nun, daß auch Sie mein Freund sind.“

„Ich — der arme Laufburſch?“

Sie lächelte herzlich. „Ja, lieber Gustl!“ konnte sie nur noch sagen, dann ging sie rasch weiter.



Neunzehntes Kapitel.

Doktor Eduard Schimmel war, entgegen der Anschauung, daß böse Menschen die Musik nicht lieben, ein großer Freund derselben. Sie tat vielleicht nicht so sehr seiner Seele wohl, aber sie kitzelte seine Nerven, und einem Nervenkitzel war der alte Sünder niemals abgeneigt. Allein geizig, wie er war, ließ er sich seine Genüsse immer so wenig als möglich kosten, und pfiſſig, wie er war, wußte er sich manche derselben auch ganz umsonst zu verschaffen.

Einer seiner Klienten aus jener Zeit, in welcher er noch dem Advokatenstande angehörte, war der „Musikdirektor“ Leopold Schulz. Vor etwa zehn Jahren war dieser in einer angesehenen Musikschule Wiens Klavierlehrer gewesen, hatte sich aber durch verschiedene Schwindeleien unmöglich gemacht und war, trotzdem er in dem arglistigen Schimmel einen ausgezeichneten Verteidiger gefunden, zu einer mehrmonatlichen Gefängnisstrafe verurteilt worden.

Seit jenen Tagen waren Schulz und Schimmel gute Bekannte. Der Doktor kam von Zeit zu Zeit immer wieder in die Lage, Schulz aus irgend einer

Patsche zu ziehen, wofür dieser natürlich gehörig bezahlen mußte, sich aber auch noch außerdem aufmerksam gegen Schimmel zeigte. Mit vielen Leuten vom Theater bekannt, hatte Schulz sehr oft Karten zur Verfügung, welche er selber nur selten benützen konnte, und die er meist Schimmel brachte. Auch lud er diesen gern zu besonderen Festlichkeiten ein, bei denen er selbst konzertierte.

Solch eine Einladung ließ er am 16. Januar an Schimmel ergehen. „Kommen Sie nur,“ schrieb er ihm. „Ich habe einen ausgezeichneten Primgeiger engagiert. Solch einen Bogenstrich haben Sie noch nicht oft gehört. Außerdem wird bei diesem mit ausgezeichnetem Essen verknüpften Vereinsfest eine neue Sopranistin singen. Also versäumen Sie meinen Teck und die schöne Ida nicht. Ich werde um acht Uhr an der Tür sein. Eine andere Einführung brauchen Sie nicht.“

Dieser Brief gelangte am 16. Januar um die Mittagszeit in Schimmels Hände. Er regte ihn sichtlich auf. Nicht der schönen Ida wegen — nein, der Name „Teck“ ließ sein Blut schneller kreisen.

Es war wie immer: der Teufel arbeitete ihm förmlich in die Hände.

„Jedenfalls gehe ich hin,“ murmelte er. „Und die Lassot muß mit. Falls dieser Teck wirklich ihr so innig geliebter Nefte ist, wird es ihr einen Hauptspaß machen, ihn auf dem Brettl zu sehen. Schade, daß er nicht abfammeln gehen wird, denn ich hätte ihm gern was auf den Teller geworfen.“

Schimmel aß an diesem Tage mit noch größerem Appetit als sonst. Die Freude, welche er heute noch zu erleben hoffte, würzte ihm die Speisen.

Erst ganz zu Ende der Mahlzeit wurde er ver-

stimmt. „Was für ein Gesicht Sie heute wieder schneiden!“ sagte er, als die Heister ihm den Käse brachte.

Sie antwortete nicht darauf.

Es beschlich ihn ein unangenehmes Gefühl. Wenn die sonst so schüchterne Frau sich verstimmt zeigte, beschlich ihn immer ein unangenehmes Gefühl. Er fürchtete dann, daß sie ihn verlassen könne, und das war ihm ein sehr unangenehmer Gedanke. Wo würde er wieder eine solche Perle finden? Seit sechs Jahren diente sie ihm, hatte er sie erprobt und vollwertig befunden. Ihre absolute Verschwiegenheit und Verlässlichkeit war ihm, der so viel Verschwiegenheit brauchte, ungeheuer viel wert. Aber auch ihre ebenso absolute Ehrlichkeit schätzte er hoch. Sein Hab und Gut war in ihren Händen so sicher, daß er alles offen vor ihr hätte liegen lassen können. Allem aber setzte ihre Kochkunst die Krone auf. In den vornehmsten Hotels, ja an der Hostafel hätte er es nicht besser haben können. Sie war als Köchin einfach eine Künstlerin. Nein — die Heister hätte ihm niemand ersetzen können. Das stand bei ihm fest.

Bei ihr jedoch — und das mußte er — stand es fest, daß sie, sobald ihre Pflicht ihm gegenüber erloschen war, diesen ihr in der Seele zuwideren Dienst aufgeben werde. Und diese Zeit war nicht mehr fern. Im Sommer dieses Jahres noch konnte sie sein Haus verlassen. Auf sechs Jahre hatte sie sich ihm damals verpflichtet müssen — damals, als er ihr aus großer Nothalf. Ihr Liebling, ihre einzige Tochter, an der sie mit jeder Faser ihres Herzens hing, war damals noch die Braut eines tüchtigen, aber auch sehr armen Arbeiters gewesen. Schimmel hatte die Heirat möglich gemacht. Das hatte ihm nur vierhundert Gulden gekostet und ihm dafür die heiße Dankbarkeit der Heister

eingetragen. Damals machte er den Kontrakt mit ihr, der sie auf sechs Jahre an ihn band.

Für einen wahren Hungerlohn hatte sie ihm zuerst sehr gern und eifrig gedient, bis sie ihn besser kennen lernte, bis ihre einfache, saubere Seele seine raffinierte, schmutzige begriff. Von da an diente sie ihm zwar noch immer musterhaft, aber sie zeigte ihm dabei offen ihre Verachtung.

Nun, das genierte ihn im Grunde wenig, fatal war ihm nur, daß er merkte, er würde sie nach Ablauf ihrer Zeit verlieren.

Und heute war sie entschieden schlechter Stimmung. Das verdarb auch die seinige.

„Was ist Ihnen denn, Frau Heister?“ erkundigte er sich, das Käsemesser ungebraucht von sich schiebend. „Mein Gott! Sie werden mir doch nicht krank werden!“

Frau Heister wendete sich langsam ihrem Herrn zu und schaute ihn voll an. „Sie hab'n also auch einen Gott?“ höhnte sie. „Möcht' ihn einmal seh'n, diesen Gott.“

„Sie sind ja, wie es scheint, recht gut aufgelegt!“ gab er gereizt zurück.

Sie lachte bitter. „Hab' auch alle Ursach' dazu!“

„So? Was fehlt Ihnen denn bei mir?“

„Manchmal die reine Lust, an die ich früher gewöhnt war.“

„O je! Kommen Sie schon wieder damit.“

„Ich kann's halt net versteh'n, wie's unser Herrgott zulass'n kann, daß brave Menschen es zu nichts bringen, während —“

„Während die Nichtbraven, zu denen ich gehöre, wie Sie meinen, reich werden. Liebe Heister, das Lied haben Sie schon oft gekrächt und weil Sie es heute

wieder krächzen, denke ich, daß bei Ihrer Betti wieder einmal etwas nicht in Ordnung ist. Hab' ich recht?"

„Natürlich hab'n Sie recht.“

„Also, was ist denn los?"

„Ah — davon red' ich lieber nicht.“

„Und zeigen mir weiter solche Gesichter!"

„Na, der gnädige Herr wird meine Gesichter ja nimmer lange seh'n.“

Schimmel gab es einen Riß. So dachte die Frau also richtig daran, von ihm zu gehen, wenn ihre Zeit um war!

„Ich denke doch, daß wir von Ihrer Betti weiter reden sollten,“ sagte er sanft, und damit die Sache sich zu seinen Gunsten wende, fuhr er rasch fort: „Ist vielleicht Krankheit die Ursache? Ihre lieben Enkelkinder sind ja so zart.“

Frau Heisters Züge waren jetzt nicht mehr so hart.

„Ja, gnädiger Herr, freilich, zart sind s' schon,“ bestätigte sie, „aber derzeit sind s' gottlob gesund.“

„Also, was ist denn sonst Schlimmes passiert?"

„Vor einem Glück steht mein Schwiegersohn und kann's nicht fassen. Das ist halt auch was Schlimmes.“

„Was heißt das? Sie müssen schon deutlicher sein.“

„Wozu?"

„Damit ich Ihnen beistehen kann.“

Die Frau lächelte. „Das werden S' wohl bleiben lassen. Es handelt sich um dreitausend Gulden.“

Daraufhin herrschte eine Weile Schweigen zwischen den beiden. Schimmel strich umständlich Strachino auf eine halbe Semmel, und die Heister stellte verschiedenes Überflüssiggewordenes in die Kredenz.

„Meine liebe Frau Heister,“ begann Schimmel plötzlich, „es läßt sich immerhin über diese Sache reden. Sehen Sie sich einmal zu mir her.“

Aber sie setzte sich nicht. Nur an den Tisch war sie herangetreten und stützte sich mit beiden Händen darauf.

„Also, um was handelt es sich?“

„Der Joseph könnt' das Geschäft übernehmen, in dem er bis jetzt gearbeitet hat. Das wär' ein sicheres Brot, denn sein Meister is ja schon seit drei Jahren tot, und so hab'n sich die Kundschaft'n alle schon an ihn g'wöhnt.“

„Richtig! Und Stiefel brauchen die Leute immer. Die Meisterin aber will jetzt das Geschäft verkaufen?“

„Sie is ja schon alt. Zu ihrer Tochter will I' zieh'n.“

„Und dreitausend Gulden kostet's?“

„Mit dem Warenlager und mit dem ganz'n Material, das da is, und dem vielen Werkzeug und der ganzen Einrichtung vom Lad'n und der Wohnung.“

„Ist das nicht doch zu viel?“

„Der Joseph sagt, daß 's billig is, wenn man bedenkt, daß so eine große Kundschaft dranhängt.“

„Und Ihre Betti möchte gern Frau Meisterin werden?“ fuhr Schimmel mit einem Lächeln, das fast gütig ausah, fort.

Der Heister traten Tränen in die Augen. Sonst hatte sie keine Antwort.

„Sie soll es werden!“ sagte Schimmel sehr laut. Da setzte sich die Frau. Ihr hagerer Körper zitterte. Schimmel lächelte.

„Gnädiger Herr!“ stammelte die erschütterte Frau.

„Natürlich aber muß ich auch was davon haben, wenn ich so viel Geld herschenk'. Ich schenk's nämlich, achten Sie wohl auf dieses Wort, Heister!“

Wie verzüdt starrte sie ihn an. Sie wischte sich über die Augen, um sich zu überzeugen, ob sie wach sei oder ob sie träume.

Schimmel nickte ihr zu. „Sie sind schon munter. Glauben Sie ja nicht, daß ich übergeschnappt bin. Ich weiß sehr gut, was ich tue. Sie kriegen die dreitausend Gulden heute noch bar auf die Hand. Es ist geschenktes und doch auch wieder nicht geschenktes Geld. Umsonst ist ja nicht einmal der Tod. Also — liebe Heister, Sie müssen mir in derselben Stunde, in der ich Ihnen das Geld gebe, eine Schrift ausstellen, mit der Sie sich verpflichten, bis zu meinem Tod bei mir zu bleiben. Ich hab' mich nun schon so an Sie gewöhnt, daß ich — na also, ich will halt, daß Sie bleiben.“ Er stand auf, legte die Serviette hin und sagte, unsicher auf die sehr Bleichgewordene schauend: „Überlegen Sie sich also die Sache. Bis vier Uhr bin ich wieder hier.“

Gleich darauf verließ er seine Wohnung, um Frau v. Lassot durch seine Mitteilung über Ernst v. Led eine große Freude zu bereiten. Sie bebte förmlich vor teuflischer Befriedigung und konnte kaum die Stunde erwarten, in welcher Schimmel sie zum Genuße ihres Triumphes abholen wollte.

Dieser aber empfahl sich eilig, mit einer gewissen Hast ließ er sich bei einem Wechselr auf der Mariahilferstraße Geld für Obligationen geben und eilte dann nach Hause.

So rasch war er noch niemals zu einem zärtlichen Stellbichlein geeilt, wie er heute zu seiner alten Wirtschafterin hastete.

Als sie ihm öffnete, sah er sogleich, daß sie geweint hatte. Das ließ ihn vor Schreck zusammenfahren. Eilig ging er an ihr vorbei und in sein Arbeitszimmer.

„Kommen Sie nachher zu mir!“ befahl er ihr.

Sie schaute ihm erschrocken nach. Er hatte es so böse gesagt. Ein paar Augenblicke lang blieb sie, die Hände ineinanderpressend, im Vorzimmer stehen.

„Wenn es ihn gereut hätte!“ dachte sie, und ihr Blick wurde heller, aber sie gönnte sich die Hoffnung, frei zu werden von ihm, selber nicht.

Die Hände faltend, betete sie: „Lieber Gott, mach, daß er es noch will. An mir liegt ja nichts, und ich bring' ja das Opfer gern. Ja, gern bleib' ich da, für meine Betti und ihre Kinder!“

Als sie in Schimmels Arbeitszimmer trat, saß dieser an seinem Schreibtisch. Er wendete sich gar nicht um und sagte fast rauh: „Nun?“

„Herr Doktor, ich bin mit Ihrem Vorschlag einverstanden,“ würgte sie heraus.

„Na also!“ platzte es ihm ganz gegen seinen Willen heraus, und ganz gegen seinen Willen verzog sich sein Gesicht zu einem breiten Lächeln. Doch er ärgerte sich gleich danach, daß er seine Befriedigung gar so deutlich gezeigt hatte, und wurde wieder ganz geschäftsmäßig. „Setzen Sie sich,“ lud er sie ganz in derselben kühlen Weise ein, die er gegenüber den meisten seiner Klienten einzuhalten pflegte.

Diesmal setzte sich die Geister sogleich, denn wieder zitterten ihre Knie.

Er aber schrieb schnell ein paar Zeilen nieder. „So, lesen Sie,“ sagte er, die Feder welegend und ihr das Papier hinschiebend.

Sie nahm es mit zitternden Händen und las.

„Na, wollen Sie es vielleicht auswendig lernen,“ spöttelte er, „oder suchen Sie vielleicht nach Spitzfindigkeiten?“

„Aber, gnädiger Herr!“

„Es sieht fast so aus. Aber Ihnen gegenüber bin ich noch immer ehrlich gewesen — das wissen Sie doch.“

„Gewiß.“

„Lesen Sie also noch einmal und laut.“

„Dafür, daß ich heute sechstausend Kronen von meinem Dienstherrn, Doktor Eduard Schimmel, geschenkweise erhalten habe, verpflichte ich mich, ihm bis zu seinem Tode treu zu dienen.“

„Na, kann darin eine Spitzfindigkeit, eine Falle enthalten sein?“

„Nein, Herr Doktor.“

Sie griff nach der Feder.

Er aber schob ihre Hand weg. „Zuerst müssen Sie doch das Geld zählen und haben,“ sagte er ruhig und legte ein Päckchen Banknoten vor sie hin.

Sie zählte, laut, unbeholfen. Ja — es waren sechzig Hundertkronenscheine. Ganz blaß war sie, als sie die Scheine in den Umschlag tat, den Schimmel ihr hinhielt.

„So — jetzt unterschreiben Sie.“

Sie unterschrieb und setzte das Datum dazu. Vor Bittern war ihr Name kaum leserlich.

Er lachte. „Wenn nur Sie selber es wissen, daß Sie es geschrieben haben,“ sagte er und fuhr fort: „Krieg' ich noch meinen Kaffee, oder wollen Sie Ihrer Betti sofort das Glück ins Haus bringen?“

Sie erhob sich, steckte das Geld in ihre Tasche und sagte: „Gleich wird der Kaffee da sein.“

Er spürte einen Kuß und eine Träne auf seiner behaarten Hand, dann sah er sich allein.

Eine Weile saß er ganz still.

„Dreitausend Gulden — sechstausend Kronen ist eigentlich ein bißchen viel für eine Wirtschaftlerin,“ brummte er dann, „aber für die Heister ist es nicht zu viel. Lebenslang gehört sie jetzt mir, lebenslang!“ Er streckte sich behaglich und sagte dann laut und schmunzelnd: „Und überdies zahlt ja auch das die Laffot.“

Als er dann den duftenden Kaffee vor sich hatte, sagte er huldvoll zu der noch immer zitternden Heister: „So, jetzt gehen Sie zu Ihrer Betti. Und bis zehn Uhr haben Sie Urlaub.“

Um sieben Uhr verließ auch Schimmel seine Wohnung. Er war sehr guter Laune und voll Erwartung, was der Abend ihm noch bringen werde.

Pünktlich um acht Uhr erschienen die beiden edlen Seelen an dem Eingange des Konzertlokals und wurden daselbst von Schulz empfangen, der sich weiter nicht darüber wunderte, daß Schimmel eine Dame mitgebracht hatte; nur darüber wunderte er sich sehr, daß es eine so alte Dame war.

Schimmel raunte ihm zu: „Setzen Sie uns so, daß man uns nicht viel sieht.“

Da Schmuzelte der Musikdirektor. Mit dieser dicken Matrone konnte der alte Schwerenöter freilich keinen Staat machen. Er begriff das, und so führte er Schimmel und seine Begleiterin zu einem Tisch, welcher, dicht neben einer Tür und dem Klavierpodium stehend, durch eine spanische Wand vor dem Zuge geschützt, fast ganz versteckt lag.

Ein eigentümliches Lächeln tauschend, ließen sich die zwei nieder, und dann sagte Schimmel zu Schulz, daß er ihn am nächsten Tage besuchen solle, ihn aber heute nicht mehr kennen dürfe.

Schulz zog sich, nun noch mehr verwundert, zurück. Eine halbe Stunde später war der mäßig große, elegante Saal bis auf den letzten Platz von einem gutbürgerlichen Publikum gefüllt, und die Vorträge begannen.

Es war ein Touristenverein, welcher heute seinen zehnjährigen Stiftungstag feierte. Als erste Nummer kam das in recht hübsche Musik gesetzte Motto, dessen

Text sich natürlich mit den Zielen des Vereins beschäftigte und von dessen Mitgliedern begeistert gesungen wurde. Die Begleitung am Klavier besorgte Schulz allein.

Nach einer längeren Pause kam die schöne Ida daran, ein in der Tat ganz hübsches Mädchen mit einer jedoch recht mittelmäßigen Stimme.

Zu jeder anderen Zeit hätte Schimmels Interesse ihr gehört, aber heute hatte es die schöne Ida nicht günstig getroffen. Schimmels Interesse gehörte heute ausschließlich dem Geiger, der nun bald erscheinen mußte.

Idas Stimme war verklungen, und das hübsche Mädel von der Bühne verschwunden, da kündigte der Cellist, der magere, bescheidene Herr Haunold, an, daß nun ein Violin solo folgen werde. Auch den Namen des Spielers nannte er. Er erweckte nirgends besonderes Interesse, dieser Name, auf welchen die meisten der Anwesenden gar nicht geachtet hatten, nur in den zweien, die hinter der spanischen Wand saßen.

Die Hand der Laffot lag jetzt mit hartem Druck auf Schimmels Arm, und ein böses Lächeln vervollständigte die stumme Zwiesprache, welche die beiden hielten.

Wieder hatte sich die Thür im Hintergrunde der Bühne geöffnet. Ein schlanker junger Mann trat vor, verneigte sich leicht vor dem Publikum und erhob Geige und Bogen.

Es war schon bei seinem Eintreten recht still geworden. Offenbar hatte man solch eine elegante Erscheinung nicht erwartet. Jedenfalls paßte sie weder zu derjenigen des dicken Direktors der kleinen Kapelle noch zu der Haunolds, welcher eine lebendige Illustration des echten Künstlerelends darstellte.

„Der schaut ja aus wie ein Graf,“ flüsterte eine

niedliche Bäckerstöchter, deren Ruhm es war, daß sie schon siebenmal die Kay erstiegen hatte, ihrer Freundin zu, und ein junger Lehrer, der den Predigtstuhl im Kaisergebirge schon mehrmals ohne Führer genommen hatte, äußerte: „Wenn dieser Herr hält, was sein Aeußeres verspricht, werden wir einen Künstler hören.“

Es wurde denn auch ein Kunstgenuß. Aller Augen hafteten auf dem hübschen Gesicht des jungen Künstlers, der Ohren und Herzen mit seinem Spiel so gewaltig zu fesseln wußte.

Auch Frau v. Lassots Blicke waren wie gebannt. Nicht losreißen konnten sie sich von diesem jungen Gesicht, das so ernst und edel, so ruhig und stolz sich leicht über das Instrument beugte, das von eines Künstlers Seele und von eines Künstlers Händen so wunderbar belebt wurde.

So hatte sie sich ihn nicht gedacht, als sie sich ihn auf dem Brettl vorstellte, wie er den Leuten für eine jedenfalls elende Bezahlung vorspielte.

Leona preßte die Lippen zornig aufeinander. Daß sie zugleich auch Schimmels Arm schmerzhaft preßte, das wußte sie gar nicht.

Der Doktor streifte ihre Finger vorsichtig ab, denn er wollte sich in dem seltenen Genuß, der sich ihm da bot, nicht stören lassen. Daß Klementines Bruder ihm diesen Genuß verschaffte, war dem alten Lebenskünstler noch ein Reiz mehr. Denn daß dieser Ted da oben wirklich Klementines Bruder war, wußte er schon; die grimmige Freude, die bei seinem Erscheinen aus Leonas Augen sprühte, hatte ihm diese Gewißheit gegeben.

Nicht ahnend, wen er unter seinen Zuhörern hatte, spielte Ernst weiter. Er phantasierte gerade über Schubertsche Lieder und hatte soeben von dem herrlichen

„Am Meere“ zu dem munteren Liede „Die Forelle“ hinübergeleitet, als sein Blick, der bis jetzt in eine unbestimmte Ferne gerichtet war, auf Frau v. Lassot fiel.

Sie hatte, um dies zu erreichen, um ihn zu verwirren und dadurch in Verlegenheit zu bringen, eine auffallende Bewegung gemacht.

Aber dieser löblichen Absicht blühte keine Erfüllung. Wohl entfärbte sich Ernsts Gesicht, und wohl wurden für einen Augenblick seine blickenden Zähne sichtbar, die sich in seine Unterlippe gruben, aber sein Spiel ging ruhig weiter, kaum die Spur einer Unsicherheit war zu bemerken.

Er fand sogar ein kühles, verächtliches Lächeln, während er, seinen Blick scharf auf Frau v. Lassot ruhen lassend, weiterspielte.

Leona war wütend. Der bezahlte Bettelmusikant da oben stand auch jetzt noch in jeder Beziehung über ihr. Und wie sein Wille sie bannte! Nicht wegchauen konnte sie, mußte die Verachtung, die seine Augen und sein ausdrucksvoller Mund ihr so deutlich zu verstehen gaben, über sich ergehen lassen, und jetzt — jetzt krampfte sich ihr Herz zusammen, denn jetzt war Ernst grausam gegen sie.

Er hatte das Thema „Die Forelle“ verlassen und das vom „Lindenbaum“ aufgenommen. Ganz programmgemäß war er bei Schubert geblieben, aber für seine Feindin spielte er nicht Schubert, sondern das Lied, das Robert v. Lassot mit seiner einschmeichelnden Baritonstimme am liebsten gesungen hatte.

Wie oft hatte er selber in früheren friedlicheren Zeiten zu Wellhof seinen Vetter zu diesem Liede begleitet, und Tante Leona hatte verzückt der Stimme ihres Lieblings gelauscht.

Sie verlor die Selbstbeherrschung. Totenbleich ge-

worben, starrte sie ihn an. Dann erhob sie sich wandelnd, streckte die geballte Hand nach ihm aus und ging.

Nur wenige beachteten es, daß zwei Leute den Saal verließen. Ernst spielte ja immer noch und hielt aller Aufmerksamkeit auf sich gerichtet.

Draußen angelangt, ließ Schimmel den Direktor Schulz zu sich rufen, legte es ihm noch einmal ans Herz, Herrn Leck von ihrer Bekanntschaft nichts ahnen zu lassen, bezahlte das wenige, das er und seine Begleiterin genossen hatten, und verließ dann mit ihr das Lokal.

Jenseits der Straße wartete Peter mit dem Wagen auf seine Gebieterin. Schimmel winkte ihm, herüberzukommen.

Im Wagen stellte Schimmel eine Frage an Leona. „Lieben sich diese Geschwister wirklich so sehr, wie Sie mir einmal erzählten?“

„Das hängt aneinander wie die Kletten.“

„Nun, ich habe dann schon einen Gedanken,“ bemerkte Schimmel leicht hin.

„So schnell?“

„Er liegt sozusagen auf der Hand, und Schulz wird mir helfen, ihn auszuführen.“

„Warum sind denn auch Sie eigentlich seit einiger Zeit der Klemi und ihrem Bruder so spinnefeind?“

„Mein Geheimnis, Gnädigste! Sie kann es nur interessieren, daß Sie einen energischen Bundesgenossen in mir haben!“



Zwanzigstes Kapitel.

Im Musterbureau war das Arbeiten ein verhältnismäßig ruhiges. Klementine kam nicht mit vielen Leuten in Berührung, und die, welche ihr widerwärtig wurden,

schaffte ihr Gustl höchst politisch meist rasch vom Halse. Beim Kommen und Gehen aber hielt er und Fräulein Hartwig sich stets an ihrer Seite.

Gustl fand übrigens, daß derzeit das Leben wunderschön sei, denn er fühlte sich riesig wichtig. Er vergaß über seinem neuen Forscheramte selbst seine Leidenschaft für den Automobilitismus.

Eines Abends, es war schon zu Ende Januar, bemerkte er in der Seidenabteilung, von woher er Stoffe für die Musterbücher holen sollte, die alte Dame wieder, mit welcher Fräulein Led in der Konfektionsabteilung jene häßliche Szene gehabt hatte. Er sah sie mit dem ihm höchst widerwärtigen Verkäufer Meißl reden. Ganz merkwürdig eifrig tuschelten die beiden miteinander und sahen dabei auffallend erregt aus.

Gustl näherte sich ihnen unauffällig. Daß es sich nicht um einen beabsichtigten Einkauf handelte, merkte er bald, denn Meißl legte der Dame ja nichts vor, und außerdem wurden seine Ohren nur dann immer so rot, wie sie jetzt waren, wenn er sich aufregte. Er lehnte an einem freistehenden Verkaufstisch; zwischen diesem und dem nächsten Tisch befand sich ein genügend breiter Raum, so daß Gustl hinter Meißl hin und her gehen konnte.

„Also bei der Kirche!“ sagte die Dame soeben, und dann schwieg sie.

Gustl fühlte förmlich ihren stechenden Blick auf sich und wagte es nicht, sich hier noch länger aufzuhalten.

Als er weit genug weg war, daß er ihre Worte nicht mehr verstehen konnte, sprach Frau v. Lassot weiter.

Er holte seine Stoffe und fuhr zur Musterabteilung hinauf. Im Aufzug schaute er auf seine Uhr. Es war sieben vorüber. Sofort nach Schluß des Geschäftes wollte er bei der Mariahilferkirche sein.

Es war ja fast sicher, daß sich die Frau für heute schon, und zwar bei der dem Geschäfte zunächst gelegenen Kirche, mit Meißl verabredet hatte.

Jetzt glühten auch Gustls Ohren. Er konnte den Schluß heute kaum erwarten. Es kam ihm sehr zu statten, daß das oberste Stockwerk zuerst geräumt werden mußte. So konnte er bestimmt schon vor Meißl bei der Kirche sein.

Diesmal begleitete er sein Ideal nicht einmal bis zum Tore, sondern überließ Klementine ganz und gar ihrer getreuen Hartwig. Allen anderen voran stürmte er aus dem Hause.

„Zu dumm!“ brummte er, im Freien angelangt, denn da sah er sich in einem dichten Nebel. So dicht war das auf der Erde liegende Gewölk, daß man kaum auf Armweite die Gegenstände zu erkennen vermochte.

Es wäre nun wohl das Klügste gewesen, Gustl hätte beim Haustor das Herauskommen Meißls abgewartet, um diesem zu folgen. Allein die Überlegung ließ ihn in dieser wichtigen Viertelstunde gänzlich im Stiche. Alle seine Gedanken waren auf die Mariahilferkirche gerichtet, und so stürmte er auf diese zu.

Sie ist von der Lindengasse aus in drei bis vier Minuten leicht zu erreichen.

Gustl durchforschte den ganzen Platz, konnte jedoch die alte Dame nirgends entdecken. Der gute Gustl war eben, trotz aller Schlaueit, die man ihm nicht absprechen konnte, noch lange kein tüchtiger Detektiv. Er dachte gar nicht daran, einen Blick nach dem Wagen zu tun, welcher an der rechten Seite der freistehenden alten Kirche hielt. Und doch hätte er darin ziemlich deutlich ein Frauengesicht zu erkennen vermocht, dessen Augen suchend über die stille Seitengasse wanderten,

die selbst jetzt im Nebel nicht ganz dunkel war, denn durch die hellerleuchteten Fenster einer großen Druckerei fiel so starkes Licht, daß der Nebel wie ein flimmernder Goldschleier hin und her wogte.

Der brave Gustl dachte gar nicht daran, sich diesen Wagen ein bißchen näher zu betrachten, er blieb ratlos und unruhig auf dem Platze vor der Kirche stehen und suchte mit seinen scharfen Augen den grauen Nebel zu durchdringen.

Es war schon sieben Minuten über acht. Die Angestellten der Seidenabteilung mochten soeben jetzt das Warenhaus verlassen. Gustls Unruhe wuchs immer mehr. Wie eine aufgeschreckte Eidechse schoß er auf dem Platze umher; dann dachte er plötzlich daran, daß Meißl fast sicher auf dem Trottoir des Warenhauses die Kirchengasse herunterkommen werde. Er lief also über die Mariahilferstraße und stellte sich an der Ecke des Warenhauses auf.

„O je, das Schlitt'npsferd!“ dachte er, als Fräulein Neuber in ihrem „Zingeltangelkostüm“, wie er ihre stets so sehr auffallende Toilette nannte, an ihm vorüberrauschte. Sie war wieder abgeholt worden. Sie wurde ja fast immer abgeholt, und es war nicht immer derselbe Herr, welcher auf die nicht alt werden wollende Neuber wartete.

Gustl lächelte spöttisch. Dann machte er plötzlich einen Satz und stürmte an dem Pärchen vorüber. An ihrer anderen Seite war eben Meißl vorbeigeeilt. Gustl verlor ihn sofort wieder aus den Augen, denn das ganze Trottoir war mit Menschen bedeckt. Die Angestellten des Warenhauses hatten es ja immer sehr eilig, und so stießen und drängten sie sich, um weiterzukommen.

Wer aber heute am meisten stieß und drängte, war Gustl. Jetzt, inmitten der Mariahilferstraße, sah er

Meißl wieder vor sich. Aber ein Automobil fauste zwischen ihnen dahin.

„Bewünschter Stinckast'n!“ murmelte Gusil, ganz seine Leidenschaft für dieses moderne Fahrzeug ver-gessend. Dann rannte er wieder weiter, und wieder sah er Meißl.

Der hatte es ja nicht ganz so eilig wie er, immerhin aber ging auch er rasch, war jetzt hinter dem Sanddenkmal und bog nun in das Gäßchen rechts von der Kirche ein. Da traten wieder etliche Leute zwischen ihn und Gusil, und nun sah dieser den Verfolgten nicht mehr; es fiel ihm jedoch auf, daß der Wagen, den er schon vorhin dort hatte stehen sehen, gerade jetzt wegfuhr.

Er merkte jetzt, daß er nicht übermäßig findig gewesen war.

Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß weder Meißl noch die alte Dame sich bei der Kirche befanden, ging er verdrossen nach Hause.

Die nächsten Tage war er viel stiller als sonst. Seine Niederlage demütigte ihn. Er hatte niemand in dieser Sache zu seinem Vertrauten gemacht, aber er hielt jetzt die Augen noch weiter offen als früher. Da bemerkte er zweierlei. Erstens, daß Meißl jetzt auffallend oft oben in der Musterabteilung zu finden war, und zweitens, daß er und die Neuber, die sich früher niemals miteinander abgaben, jetzt häufig miteinander redeten.

Daß Meißl Fräulein Vogel aus irgendwelchem Grunde haßte, wußte Gusil ebenfalls, daß aber sein oftmaliges Erscheinen in der Nähe der Bureaus mit diesem Haß nichts zu tun hatte, glaubte er annehmen zu können, denn weshalb schlich Meißl erst jetzt so oft und in so verdächtiger Weise um die Bureaus herum? Weshalb hatte er mit der Neuber jetzt gerade

so viel zu tuscheln — jetzt, da er auch mit der anderen Feindin Fräulein Ledts in Verbindung getreten war?

Gustl schloß ganz richtig daraus, daß es sich um einen neuen Anschlag gegen sein Ideal handle, und er schwor sich, von nun an ohne Ruhe und Raft auf der Dauer zu sein.

In der ersten Woche des Februars bemerkte er, wie eine reichgekleidete Dame einen Coupon feinsten Valenciennespizgen in ihren modisch großen Muff verschwinden ließ. Sofort eilte er zu dem in der Nähe befindlichen Abteilungschef und berichtete, was er gesehen.

Die Dame wurde darauf von diesem Herrn in artigster Weise gebeten, ihm zu folgen.

Sie tat sehr verwundert, wurde aber blaß und konnte, plötzlich schwach geworden, der Aufforderung kaum Folge leisten.

Auf einen Wink des Chefs stieg auch Gustl mit in den Aufzug, in welchem übrigens kein Wort gewechselt wurde.

Erst im Zimmer des Chefs, in welchem sich sonst niemand befand, wurde der Dame ohne weiteres erklärt, weshalb man sie hierher gebracht hatte.

Sie leugnete fest.

Man bat um ihren Muff.

Sie gab ihn nicht sogleich her, schüttelte ihn aber mit der rechten Hand so stark hin und her, daß ihr Sacktuch und ihre Börse herausfielen. „Sie sehen also, daß man mich unschuldigerweise so frech beschuldigte!“ schrie sie wütend.

Der Chef lächelte. „Vielleicht haben Sie den Coupon inzwischen eingesteckt,“ sagte er ruhig, denn ihr Erblassen, als er sie unten angerebet, hatte ihm schon bewiesen, daß Gustl recht gesehen hatte.

Der junge Mensch sagte denn auch ganz bestimmt: „Nein, die Frau hat den Coupon weder anderswo verborgen noch hat sie ihn weggeworfen. Ich habe kein Auge von ihr gewendet. Der Coupon steckt noch im Muff.“

„So eine Gemeinheit!“ schrie die Frau. „Also Sie sind der Spizel! Und von so einem jungen Buben muß man das einstecken!“

„Gewiß — Sie haben eingesteckt!“ korrigierte der Chef ironisch.

„Nun, meine Kundschaft haben Sie für immer verloren!“ schrie die Frau. „Da sehen Sie, diesen Pelz habe ich bei Ihnen gekauft und auch diesen Muff und —“

Weiter kam sie nicht. Der Chef hatte sich mit einem geschickten Griff des Muffes bemächtigt, und jetzt hielt er ihr den fraglichen Spizencoupon hin und sagte ruhig: „Als Sie den Muff bei uns kauften, war aber noch keine Diebestasche darin. Die Ihrige hat die Öffnung auf der rechten Seite. Hätten Sie den Muff mit der linken Hand geschüttelt, dann wären auch die Spizen herausgefallen.“

Die Diebin war jetzt still. Sie wäre niedergesunken, wenn ihr Gustl nicht schnell einen Sessel hingeschoben hätte.

Eine Stunde später konnte sie gehen. Man wußte ihren Namen, Stand und ihre Adresse, wußte auch, daß sie tatsächlich eine gute Kundin des Warenhauses gewesen war, denn zu Weihnachten hatte man ihr um mehr als sechshundert Kronen Teppiche und Bronzewaren ins Haus geschickt, in ihr eigenes großes Zinshaus noch dazu, denn Frau Rosalie Bauer war eine reiche Hausfrau in jener Gegend Wiens, welche im vorigen Jahrhundert seiner vielen reichen Bewohner wegen der „Brillantengrund“ hieß.

Frau Bauer, die mit heiligen Eiden versichert hatte, daß sie das Warenhaus nie mehr betreten werde, konnte also gehen, und August Müller erhielt die Prämie, welche auf Entdeckung von derartigen Fällen für die Bediensteten des Hauses ausgesetzt ist.

Als er Abends in die Garderobe ging, um seine hübsche braune Uniform mit seinem eigenen Anzug umzutauschen, stieß er wieder einmal mit seinem Kollegen Fritz Treumann zusammen.

„Na, jetzt kannst d' dir ja schon ein paar Schraub'n zu deinem Zukunftsautomobil kaufen,“ hänselte ihn der neidische Bursche, der es recht gut wußte, daß Gustl ihm überall vorgezogen wurde, und der ihm weder das heute erhaltene Lob noch die klingende Prämie gönnte.

„Laß mich in Ruh!“ wies ihn Gustl ab. „Es is immer noch g'scheiter, man hat an einer Maschin' a Freud', als man vertanzet die Nächt' und kann nachher beim Tag net amal ordentlich aus 'n Augen schau'n.“

„Ich seh' genug.“

„Wenn's so wär', hätt'st schon längst a Prämie kriegt.“

„Ohne Prämie steh' ich mich besser!“ entgegnete Treumann frech und ging weiter.

Gustl schaute ihm verwundert nach. Was wollte der denn damit sagen?

Unter der Einfahrt traf er, wie gewöhnlich, mit Fräulein Leck und Fräulein Hartwig zusammen. Die drei gingen dann miteinander weiter.

Es war heute ein wunderschöner Abend. Es ging kein Wind, und der Schnee fiel in großen, weichen Flocken.

An solch günstigen Abenden ließ die energische Dora die immer blässer und schmäler werdende Freundin

niemals sogleich nach Hause gehen, sondern zwang sie liebevoll, sich die ihr so notwendige Bewegung in der frischen Luft zu machen.

Da schlossen sich ihnen dann auch sehr oft Kern und Erich Link an, und Gustl, der sich selber zu der beiden Mädchen Beschützer ernannt hatte, was Dora gutmütig und Klementine dankbar annahm, war der durchaus nicht Überflüssige bei diesen kleinen Partien, welche die Baronesse anfangs für recht unschädlich gehalten hatte.

Ja, die Baronessen und Gräfinnen, welche zwischen zwölf und vier Uhr unter großer Bedeckung spazieren geführt werden, halten es wohl alle für recht unschädlich, daß junge Mädchen Abends mit Männern, die nicht ihre Brüder oder Väter sind, spazieren gehen.

Aber Klementine mußte das schließlich schon auf sich nehmen. Sie war den beiden Herren sogar recht dankbar, daß sie sich zur Begleitung zur Verfügung stellten; und nicht weniger dankbar war sie, die Tochter eines altadligen Geschlechts, daß ein sechzehnjähriger Laufburſche sich so viele und so große Mühe gab, ihren Cavalier zu spielen.

Auch heute also schloß Gustl sich den beiden Mädchen an. Er brannte ja förmlich darauf, ihnen über das Vorkommnis Bericht zu erstatten. Aber er kam nicht sogleich dazu, denn an der Straßenecke kam ihnen Kern entgegen, dem Gustl selbstverständlich seinen Platz neben der Baronesse überließ.

Dora Hartwig, die auch ein bißchen zurückblieb, sagte gemüthlich: „Kommen S', Gustl. Geh'n wir miteinander. Mein Bräutigam kommt heut nicht — und so brauch'n Sie diesmal nicht das fünfte Rad am Wag'n zu sein.“

„Ja — ja, 's fünfte Rad!“ murrte Gustl. „Übrigens

hat mir lezt hin einer von unseren Reisenden erzählt, daß er in Hamburg Omnibusse mit fünf Rädern g'feh'n hat.“

„Na seh'n S', Gustl, so ist also der Ausdruck gar keine Beleidigung mehr. Aber jetzt erzähl'n S' mir, Sie Spißl, wie war denn die Geschichte' mit der Frau, die Sie erwischt hab'n? Ich hab' nämlich so ein bißerl was läut'n g'hört.“

Da berichtete denn Gustl ihr allein das immerhin Interessante und staunte nicht wenig, als sie bei Nennung des Namens der Diebin in hohe Aufregung geriet.

„Wie heißt sie?“ rief sie lebhaft und ihn am Arm fassend.

„Rosalie Bauer.“

„Und wo wohnt sie?“

Er nannte ihr die Gasse.

Die Hartwig atmete rasch. Ein hartes Lächeln entstellte für ein paar Augenblicke lang ihr hübsches Gesicht.

„Ja, was hab'n S' denn eigentlich?“ erkundigte sich Gustl erstaunt. „Was interessiert denn Sie die G'schicht gar so sehr?“

Eine gute Weile antwortete Dora nicht, dann nickte sie ihm zu und sagte: „Wenn ich heirat', werd'n Sie mein Hochzeitsgast sein, und ich kauf' Ihnen einen feschen Automobilistenanzug mit einer so groß'n Brill'n!“

„Aber, Fräul'n —“

„Aus Leder natürlich, aus gelbem Leder! Das g'fällt Ihnen ja am best'n, Gustl. Sie soll'n halt auch eine Freud' hab'n!“

„Ja aber, Fräul'n Hartwig —“

Zu mehr brachte es Gustl nicht, denn als sie, ganz rot im Gesicht, sagte: „Nein, so ein Glück — so ein Glück!“ da verschlug es ihm die Rede. Er mußte sie

nur immer anschauen, und dabei dachte er: „Die ist übergeschnappt!“

Nachdem sie ein paar Häuser weiter gegangen waren, kam Fräulein Dora ein ähnlicher Gedanke. Sie schaute Gustl mit ihren jetzt so merkwürdig glänzenden Augen fest an und fragte: „Sie glaub'n wohl, daß ich närrisch 'word'n bin? Aber, mein lieber Gustl, ich bin nir weniger als verrückt, wenn ich Ihnen jetzt sag': der Coupon Spiß'n hat mein Glück g'macht.“

Gustl schaute sie noch immer besorgt an.

„Morg'n kann ich ihm's schon sag'n, meinem Erich —“

„Was denn? Fräul'n Dora, was woll'n S' ihm denn durchaus sag'n?“

„Na — daß wir jetzt heirat'n können.“

„Sie hab'n doch immer g'sagt, es geht noch net — bei der jetzigen Stellung vom Herrn Link.“

„Freilich — da wär's noch nicht gegangen. Aber jetzt geht's! Jetzt wird er sicher Teilhaber.“

„Wieso wird er jetzt Teilhaber?“

„Also — der Automobilanzug wird nicht vergeß'n! Gustl — ein Bufferl könnt' ich Ihnen geb'n!“

Gustl schmunzelte.

„Was hat er denn getan, daß ihm solch süßer Lohn winken soll?“ fragte Kern heiter, und auch Klementine blieb lächelnd stehen.

Da fiel die temperamentvolle Dora der Baronesse um den Hals und flüsterte ihr zu: „Baroneßl, mein lieb's Baroneßl, ich bin ja zu glücklich, denn jetzt können wir heirat'n!“

„Ja, wieso denn so schnell?“ fragte Klementine, als sie sich wieder frei sah.

Höchst rätselvoll antwortete Dora: „Na, die Frau Bauer hat doch heut Spiß'n g'stohl'n!“

Am nächsten Morgen meldete sich bei Frau Rosalie Bauer ein Fräulein, das seinen Namen nicht nannte, aber angab, daß es in einer wichtigen Angelegenheit mit Frau Bauer sprechen müsse.

Für wen die Angelegenheit wichtig sei, das ließ der Besuch offen. Das Fräulein war schon gestern abend dagewesen, war aber nicht vorgelassen worden. Frau Bauer, die seit ihrem peinlichen Abenteuer bei Groß & Komp. sehr nervös geworden war, wollte auch heute den unangenehmen Besuch abweisen lassen, allein das große, hübsche Fräulein, welches im Vorzimmer stand, lächelte diesmal darüber, zog ein Notizbuch aus ihrem Täschchen, schrieb auf eines der Blättchen ein einziges Wort, riß das Blättchen ab und gab es der schnippischen Zofe.

Mit diesem Blättchen schickte sie sie noch einmal hinein. Natürlich las die, was die Fremde da aufgeschrieben hatte. Es war richtig nur ein einziges Wort. „Balencienne,“ stand da.

„Sie geht nicht. Das soll ich hergeb'n, hat sie g'sagt, und so heißt s' also wohl.“

Mit diesen Worten hielt das Mädchen ohne weitere Umstände ihrer Gebieterin das Blättchen hin.

Frau Bauer griff danach, las und wurde blaß.

„Sie soll kommen,“ murmelte sie wie eine, die keine Kraft mehr hat, und dann ließ sie die Hand mit dem Papierstückchen so schwer in ihren Schoß fallen, als habe das feine Blättchen ein ungeheures Gewicht.

Die Zofe begab sich wieder hinaus. „Die Gnädige läßt Fräulein Balencienne bitten,“ kispelte sie mit einer großartigen Handbewegung, die sie, gleich den gebrauchten Worten, einem Bühnenstubenkätzchen abgelernt hatte.

Die junge Dame nickte ihr schmunzelnd zu und ging hinein.

Als sie vor Frau Bauer stand, lächelte sie aber nicht mehr und verneigte sich nur wenig.

„So — Sie also sind es?“

„Ja, ich bin's!“

Die Bauer schaute lauernd zu ihr auf. „Was wollen Sie denn?“

Dora zog sich einen Sessel herbei und setzte sich, was ihr einen giftigen Blick eintrug. „Fragen möchte ich Sie, gnädige Frau,“ begann sie vollendet artig, „was Sie gegen meinen Bräutigam einzuwenden haben?“

„Warum?“

„Weil Sie es Ihrem Herrn Bruder nicht gestatten, Erich, der doch die Seele der Firma ist, zum Teilhaber anzunehmen.“

Steif aufgerichtet starrte die Frau Dora zornig an, und Hohn verzog ihre Lippen, als sie sagte: „Also auf eine Erpressung ist es abgesehen?“

Dora blieb vollständig ruhig und fuhr in dem reinen Deutsch, das ihr zuzeiten sehr geläufig war, fort: „Wie Sie, gnädige Frau, mein Handeln nennen, läßt mich vollständig kalt. Von einer Erpressung kann übrigens auch gar keine Rede sein, denn ohne Erichs Fleiß und Tüchtigkeit würde Ihr Geschäft, das Ihr kränklicher Bruder einfach nicht leiten kann, nicht so blühen, wie es eben blüht. Damit sage ich Ihnen, gnädige Frau, nichts Neues, trotzdem Sie — und jetzt komme ich zu dem Zweck meines Besuches — über Erichs Art und Leistungen sehr merkwürdige Urteile in die Welt gehen ließen.“

„Wer sagt das?“

„Ich sage es. Aber auch andere sagen es, die es gar nicht verstehen können, da Sie doch eine so große Schwäche für meinen Bräutigam haben.“

„Sie werden unverschämt.“

„Ich rede nur die Wahrheit, und es hört sie ja niemand als Sie und ich. Oder ist es vielleicht erfunden, daß Sie Erich sehr entgegenkamen? Alle im Geschäft wissen es und lachten darüber. Nur Erich allein lachte Sie nicht aus, dazu ist er nämlich zu nobel. Dafür verleumdete Sie ihn nun. Auch als kriecherischen Streber haben Sie ihn bezeichnet und wissen doch besser als irgendwer, daß er es nicht ist, denn wäre er es, hätte er sich überwinden können, Sie zu heiraten, um nicht Ihr schlecht bezahlter, ausgenützter Angestellter, sondern Mitbesitzer der Firma zu werden.“

Frau Bauer nagte wütend an ihrer Lippe. „Was wollen Sie also?“ fragte sie, als Dora schwieg.

„Daß Sie Ihre Verleumdungen zurücknehmen. Darauf bestehe ich, denn Erich hat Aussicht, in ein anderes Geschäft eintreten zu können. Und das wollten Sie mit Ihren Verdächtigungen verhindern.“

„Will Herr Link unser Geschäft denn auf alle Fälle verlassen?“

„Er wäre ja ganz gern geblieben, aber wenn einer sich verbessern kann, tut er es doch selbstverständlich.“

„Wenn ich ihn nun zum Teilhaber mache, bleibt er dann?“

„Ich werde es ihm sagen.“

Frau Bauer schluchzte plötzlich bitterlich auf, und Doras Widerwille gegen diese Frau verwandelte sich rasch in Mitleid, als die Weinende fortfuhr: „Sie müssen mich ja verachten. Ich habe unverantwortlich gehandelt. Wie eine Berrückte war ich, und mein Leben lang werde ich die Schande, die mich auch in Ihre Hand gegeben hat, nicht überwinden.“

„Vor mir brauchen Sie sich nicht zu fürchten,“ tröstete Dora die jetzt ganz Verzweifelte. „Tun Sie

nur wenigstens jetzt, was recht und billig ist. Ich werde meinem Bräutigam zureden. Frauen finden doch immer leichter zusammen.“

„Sie sind noch gut zu mir!“ schluchzte Frau Bauer.

„Weil Sie mir leid tun.“

„Es ist wie eine Krankheit in mir.“

„Nehmen Sie ihr jede Gelegenheit, zum Ausbruch zu kommen.“

„Sie haben leicht reden. Sie sind moralisch gesund.“

„Gott sei Dank.“

„Ich aber dürfte nirgends mehr hingehen. Nicht einmal zu Bekannten.“

„So sehr krank sind Sie?“ Dora stand erschüttert vor der reichen, angesehenen Frau, die sich verzweifelt selber ihres schrecklichen Triebes anklagte. Aber das energische Mädchen vergaß darüber nicht ihre eigene Angelegenheit, deshalb fuhr sie tröstend fort: „Es läßt sich ja so vieles gutmachen. Das Unrecht, das Sie an Erich getan, ist doch schon gesühnt.“

Frau Bauer stand auf. „Wir können Ihren Bräutigam ja gar nicht entbehren,“ gestand sie unumwunden ein. „Aber jetzt, ich bitte Sie, lassen Sie mich allein. Mein Bruder wird noch heute Herrn Link seine Beförderung mitteilen.“

Sie wollte Dora die Hand reichen, zog sie jedoch, rot werdend, schnell wieder zurück.

Dora tat, als habe sie den kleinen Vorgang nicht bemerkt, verneigte sich und ging.

Frau Bauer aber sank auf ihren Sitz zurück. Da bemerkte sie zu ihren Füßen das Blättchen, welches Fräulein Hartwig ihr vorhin hereingeschickt hatte.

Langsam hob sie es auf, und während sie darauf niederschaute, las sie noch einmal: „Valencienne.“

Große Tränen rannen über ihr Gesicht.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Direktor Hälby ging höflich einer angesehenen Kundin entgegen. Er ließ es sich nicht nehmen, die schon sehr alte Dame selbst in die Konfektionsabteilung und dann auch in die Seidenabteilung zu begleiten, wo er einen Verkäufer mit ihren Wünschen bekannt machte. Hälby beauftragte den jungen Mann, auch die Kartons mit den soeben erst angekommenen Yhoner Neuheiten, köstlichen breiten Seidenbändern, der Dame vorzulegen. Meißl, welcher sich zu diesem Dienst ebenfalls herangebrängt hatte, verschwand plötzlich und tauchte erst nach einer guten Weile mit recht befriedigtem Gesichte wieder auf.

Niemand hatte auf ihn geachtet. Die Käuferinnen waren mit ihrem Auswählen, die Verkäufer wieder mit dem Vorlegen des Verlangten so beschäftigt, daß es niemand einfiel, Meißls Tun zu beobachten.

Hälby war eben an eines der Fenster herangetreten, um einem der dort beschäftigten Laufburschen einen Auftrag zu erteilen, da kam Klementine hastig auf ihn zu. „Nun, Fräulein Tede, was gibt es denn?“ fragte er, sie verwundert anschauend.

Sie war sichtlich erregt. „Herr Direktor wollten mir etwas sagen?“ fragte sie.

„Ich?“

„Gewiß. Man schrieb mir —“

„Wer schrieb Ihnen?“

„Ich weiß es nicht. Ich war zu Fräulein Vogel gerufen worden, und als ich zurückkam, fand ich den Bettel auf meinem Tisch.“

„Sonderbar! Nun, fahren Sie nur wieder hinauf. Ich habe Ihnen nichts zu sagen. Man hat sich offenbar einen schlechten Scherz mit Ihnen gemacht.“

Sie eilte wieder zum Aufzug. Jetzt war sie rot. „Sie sind schon wieder da?“ sagte ziemlich unverschämt der Liftbursche.

Sie gab ihm keine Antwort. Sie dachte an den Zettel, den sie auf ihrem Tische hatte liegen lassen, und auf welchem jemand mit Bleistift geschrieben hatte: „Gehen Sie sofort zu Herrn Hälby. Er ist in der Seidenabteilung. Es ist etwas Unangenehmes geschehen.“

Wer hatte den Zettel geschrieben? Was für einen Zweck hatte er damit verfolgt?

Mit dem unangenehmen Empfinden, daß man wieder etwas gegen sie im Schilde führe, kehrte sie zu ihrer Arbeit zurück.

Erst nach einer guten Weile kamen die beiden Fräulein, welche gleich ihr Musterbücher anfertigten, zurück. Sie wurden von einem Diener und von Gustl begleitet, welche ganze Stöße verschiedener Stoffe brachten, die mit der Maschine zerteilt und in die Bücher eingeklebt werden sollten.

Gustl und wohl auch den anderen fiel Klementines Aufgeregtheit sogleich auf.

„Darf ich's hierher legen?“ fragte der Diener, an dem Tische stehen bleibend, an welchem Klementine soeben ihre Arbeit wieder aufgenommen hatte. Er wartete übrigens eine Antwort nicht ab, sondern warf die Stoffe auf den Tisch. Dabei geschah es, daß andere Stoffe, welche auch da lagen, verschoben wurden.

„Wo kommen denn die Seidenbänder her?“ fragte das eine Fräulein und zog eine Rolle Bänder, welche unter den Stoffen gelegen hatte und jetzt sichtbar geworden war, vollends hervor.

Das andere Fräulein sagte: „Das ist ja sehr, sehr merkwürdig!“

Klementine hatte blitzschnell begriffen. Einen leisen Schrei ausstoßend, starrte sie, bis in die Lippen erblaßt, auf das Band.

Die anderen vier Paar Augen aber waren jetzt fragend und mißtrauisch auf sie gerichtet.

Mit starkem Willen ihre Erstarrtheit abschüttelnd, richtete Klementine sich stolz auf und sagte: „Sie werden doch etwa nicht glauben, daß ich etwas mit dem Hiersein dieser Bänder zu tun habe?“

Ihre Augen blitzten, aber ihr Gesicht war totenblaß, und ihre Lippen zitterten.

Gustl stellte sich rasch an ihre Seite. „Das wär' doch zu dumm!“ sagte er. Aber auch er war bleich, und seine Stimme war heiser.

„Nun, jedenfalls war das Band auf Ihrem Tisch versteckt,“ bemerkte das eine Fräulein scharf.

Das andere setzte bissig hinzu: „Gott sei Dank, daß wir zu viert da sind, die das gesehen haben.“

Klementines Kraft war zu Ende. Aufschluchzend sank sie auf ihren Sessel.

„Also hab'n die Brief' doch recht g'habt,“ sagte der Diener.

Da fuhr Gustl zornig auf und schrie: „Ein Schuft is, der s' g'schrieb'n hat, und ein Lump, der's glaubt.“

„Oho, wir hab'n doch Aug'n im Kopf!“ erwiderte der Diener.

„Aber kein Herz im Leib, sonst könnt'n S' net so da herred'n und — jetzt geh' ich gleich zum Herrn Direktor.“

Draußen war er.

Als er nach zehn Minuten mit Hälby heraufkam, schluchzte Klementine noch immer leise vor sich hin.

Rasch ließ Hälby sich von dem Geschehenen unterrichten, dann ersuchte er die ganz Fassungslose, ihm in sein Bureau zu folgen.

Auch Fräulein Vogel und Fräulein Hartwig wurden herübergeben, und Klementine durfte nach kurzer Besprechung das Geschäft verlassen.

Sie ging, die Gewißheit mit sich nehmend, daß sie es nie mehr betreten werde.

Aber Nachmittags saß sie doch wieder auf ihrem Platze. Die beiden Kolleginnen und der Diener hatten sie geradezu herzlich um Vergebung gebeten, und Hälby selber hatte sie an ihren Platz zurückgeführt. Dennoch war ihre Seele voll Pein, die Furcht vor dem sie so grimmig verfolgenden Haß lag wie eine Zentnerlast auf ihrer Seele, und sie fragte sich, wie lange ihre Beschützer wohl noch die große Unbequemlichkeit ihres Hierseins würden ertragen wollen.

Hälby hatte mit Hilfe Fräulein Hartwigs und der eigentlichen, vom Hause angestellten Privatdetektive festgestellt, daß Klementine um zehn Uhr bei Fräulein Vogel gewesen und daß sie acht Minuten nach zehn Uhr mit dem Direktor gesprochen hatte; des ferneren war auch als ganz sicher festgestellt worden, daß sie nicht einmal in die Nähe des Tisches gekommen war, auf welchem sich der Karton mit jenen Bändern befand, und festgestellt war es durch zwei Verkäuferinnen, die Punkt zehn Uhr den Aufzug betraten, um in die Kantine zu fahren, daß im Musterbureau damals keines der Fräulein, wohl aber ein Herr in einem dunklen Rock gewesen sei, der sich über Fräulein Teds Tisch beugte.

Die beiden Mädchen hätten ihn erkennen können, wenn sie besser hingesehen hätten, allein sie waren eilig gewesen, und der Herr interessierte sie weiter nicht.

Auf diese Feststellungen hin war das ganze Haus davon überzeugt, daß der interessanten Kollegin wieder ein Streich gespielt worden war, und mancher inter-

effierte sich jetzt noch mehr für diese Aristokratin, die so stolz und auch wieder so still, so gefällig und bescheiden mit ihnen arbeitete.

Als Klementine Abends zwischen Dora und Gustl das Haus verließ, sah sie viele teilnehmende Blicke auf sich gerichtet, und sie erwiderte sie voll des Dankes, den sie dafür empfand.

Daß Kerns Teilnahme ihr dann Tränen in die Augen trieb, war auch wieder natürlich, denn bei seinem Trösten fragte sie sich, wie lange er wohl noch Ursache haben werde, sie zu trösten, und es dünkte ihr schon eine Ewigkeit, daß sie so sehr arm und so sehr elend war.

Daheim fand sie einen Brief Eugens. Seine herzliche, fröhliche Liebe, die ihr aus jeder Zeile entgegenleuchtete, tat ihr unsäglich wohl.

Dora hatte ihr den Brief überreicht und dabei gesagt: „Wenn es Ihnen recht ist, Baroneß, komm' ich später zu Ihnen herüber. Jetzt ist mein Erich da, der Ihnen die Händ' küssen läßt. Wir rechnen grad' z'samm', was wir noch brauch'n. Jetzt sind wir bei dem Röch'ng'schirr, und davon versteht so ein Mann halt gar nix. Auf nachher also, meine liebe Baroneß!“

So hatte sie, angeregt, wie sie jetzt immer war, gesagt, und bald darauf — es war gerade zehn Uhr — war sie wieder da.

Man wußte bis jetzt noch nicht, wer den Zettel geschrieben hatte, wußte nur, daß es ein Mann gewesen sei, vermutlich derselbe, welchen die zwei Mädchen an Klementines Tisch gesehen hatten. Darüber berichtete Dora ihrer Freundin und dann wendete sich das Gespräch naturgemäß einem schon oft besprochenen Thema zu: Frau v. Lassot, ihrem Haffe, dessen Betätigung und dessen Ursache.

„Wenn Robert, für dessen Untergang sie uns verantwortlich macht, wenigstens ihre unsinnige Liebe verdient hätte,“ äußerte Klementine. „Aber er war ein Nichtsnuß durch und durch.“

„Und hat, wie Sie mir erzählten, seiner Mutter Zärtlichkeit durchaus nicht erwidert?“

„Nein, das hat er nicht getan. Wohl hat er ihr in seinen Briefen Zärtlichkeit vorgeheuchelt, aber sie hätte nur die Briefe sehen sollen, die er an uns geschrieben hat. Sie liegen noch in Wellhof, in Ernsts Schreibtisch. Es tut ihm geradezu leid, daß er vergessen hat, sie zu vernichten, denn wenn Tante Leona sie zufällig einmal finden sollte, würde die Wirkung auf sie eine schreckliche sein.“

„Warum haben Sie ihr diese Briefe nicht gegeben?“ fragte Dora verwundert.

„Das tut man doch nicht!“

„Ich hätte es schon getan.“

„Jetzt, da Robert tot ist? O nein, Sie hätten es da auch nicht getan.“

Dora zuckte die Achseln. „Es ist bald elf,“ sagte sie aufstehend. „Ich bin schläfrig. Gute Nacht, liebe Baronesse.“

Auch Klementine legte sich bald nieder, allein schläfrig war sie nicht. Noch lange blieb sie munter und dachte lebhaft darüber nach, welch schweres Unheil so drohend über ihr hing, und wie dieses sie eines Tages doch noch zermalmen werde.

Endlich erlöste sie der barmherzige Schlummer von ihren trüben Gedanken.

Die Stimmung ihrer Kollegen und Kolleginnen war, wie sie am anderen Morgen deutlich merkte, auffallend zu ihren Gunsten umgeschlagen. Man begegnete

ihr allerseits mit Achtung und Sympathie, und gern ging sie darauf ein, in die Spitzenabteilung versetzt zu werden, deren Chef, ein schon älterer Herr namens Born, ihr sehr gewogen war und ihr versicherte, daß sie hier, unter seinem und Fräulein Hartwigs Schutz, wohl geborgen sein werde.

Es vergingen tatsächlich drei Wochen, ohne daß Klementine wieder beunruhigt worden wäre. Allein eines Vormittags meldete sich doch das Unheil wieder. Born wurde davon verständigt, daß ein Agent da sei, welcher neue Artikel vorlegen wolle.

Born ließ sich in das Sprechzimmer befördern, wo der Mann seiner wartete.

Er öffnete umständlich seinen ganz kleinen Karton, indem er sagte: „Damit mache ich gewiß ein Geschäft! Die Krawatte ist reizend, eine Neuheit, über welche die Damen einfach herfallen werden. In ganz Wien hat man so etwas noch nicht gesehen! Aber freilich, teuer ist sie, feinstes Material, feinste Ausführung.“

„Na, beruhigen Sie sich nur,“ erwiderte Born gemächlich, „ein bißerl was haben wir schon auch im Geschäft. Gerade vorgestern ist ein wunderbarer Artikel in diesem Genre — Ah! — Was ist denn das? Von diesen Krawatten rede ich ja gerade!“

Der Agent schien ungeheuer verwundert zu sein, Born war ganz bestimmt ungeheuer verwundert.

„Woher haben Sie dieses Modell?“ fragte er scharf.

Der Mann wurde empfindlich. „Ich bitte — ich bitte sehr!“ begann er gereizt. „Nicht diesen Ton! Gestohlen habe ich die Krawatte nicht. Sechs bare Gulden habe ich dafür hergegeben. Das ist übrigens diese echte Spitze allein schon wert.“

„Von wem haben Sie die Krawatte gekauft?“

„Von einer Fußmacherin habe ich sie gekauft.“

„Wo denn?“

„Im Restaurant Hopfner — gestern mittag. Da sitz' ich zufällig mit einem Fräulein an demselben Tisch, und wir reden ein paar Worte miteinander. Sie hört, daß ich Agent in Putzartikeln bin, sagt, daß sie eine neue Krawatte komponiert habe, und ob ich sie sehen wolle. Ich sag' natürlich ja. Da steht sie auf und sagt, sie würde sofort wiederkommen. Es hat auch keine Viertelstunde gedauert, kommt sie und stellt mir die Schachtel hin. Nun — und da ist das Geschäft perfekt geworden. Sechzehn Kronen hat sie haben wollen, zwölf habe ich ihr gegeben, und jetzt sitze ich, wie mir scheint, mit der Krawatte in der Tinte.“

„Wieso denn Sie?“

„Nun, ich werde doch Scherereien haben.“

„Sehr wenig. Weit mehr Scherereien wird die Betreffende haben. Sie werden sie wohl wieder erkennen?“

„Natürlich. Sie hat mir sogar sehr gut gefallen.“

„Wie sieht sie denn aus?“

„Gar nicht wie eine Putzmacherin, sondern sehr fein. Hoch und schlank gewachsen ist sie, blaue Augen, lichtbraune Haare hat sie, und gestern hat sie ein dunkelgraues Kleid angehabt. Am Ringfinger der linken Hand trägt sie einen Amethystring, der sehr wertvoll sein muß.“

Born wurde nachdenklich. „Kommen Sie,“ sagte er kurz.

Die beiden Männer begaben sich nach der Spitzenabteilung.

„Wenn Sie die Betreffende sehen, grüßen Sie sie,“ wies Born den Agenten an.

Und der Mann grüßte gleich darauf. Er grüßte Fräulein Leck. Sie wurde rot und erwiderte kurz seinen Gruß.

Born war augenscheinlich peinlich berührt. Einen Moment lang haftete sein Blick auf ihrer schöngeformten Hand, an welcher ein Amethyst glänzte. „Bitte, Fräulein Leck!“ sagte er. „Ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

Bekommen folgte sie ihm.

„Was gibt's denn schon wieder?“ erkundigte sich Dora, welche in ihrer Nähe eine Kundin bediente, während Klementine an ihr vorüberging.

Diese zuckte die Achseln und ging weiter.

Dora blickte scharf nach dem Herrn, welcher mit dem Abteilungschef gekommen war. Es war ein schmächtiger, mittelgroßer Mann von etwa vierzig Jahren und peinlich eleganter Kleidung. Fräulein Hartwig schien es, als wenn er noch nicht recht zu Hause wäre in dem sichtlich neuen Winterüberzieher und den engen Glacéhandschuhen, die eine auffallend schmale Hand bekleideten. Sein Gesicht hatte sie nur einen Moment lang sehen können. Es war das sehr gewöhnlich geformte Gesicht eines alternden Stüßers.

Dora schaute, unruhig geworden, ihnen nach.

Eine halbe Stunde später wurde sie geholt. Sie fand Klementine in Tränen in Hälbhs Bureau. Der Fremde war bereits entlassen worden. Er hatte sich mittels seiner Karte und einer Stadtbahnfahrkarte, die seine Photographie trug, legitimiert, hieß Hans Mautner und wohnte, wie er angab und wie auch auf seiner Visitenkarte gedruckt war, in der Nachbarstadt Mödling.

Er hielt, trotz heftigen Protestes seitens Klementines, seine Angaben aufrecht, hatte selber darauf aufmerksam gemacht, daß man sich auf telephonischem Wege von der Wahrheit seiner Angaben überzeugen könne, was auch geschehen war, und war dann mit der Bemerkung gegangen, daß er der Firma behufs Zeugnenschaft immer

zur Verfügung stehe, nur müsse er jetzt auf etwa acht Tage in einer unausschieblichen Sache verreisen.

So hatte er mit der Miene eines tiefgekränkten Mannes gesagt und war dann gegangen. Die Krawatte hatte er natürlich zurückgelassen.

Klementine war schluchzend auf einen Stuhl gesunken. Born betrachtete sie mitleidig, aber auch er wußte nicht, so wenig wie Hälby, dem die Geduld auszugehen begann, wie man den Fall günstig für die Beschuldigte drehen könne. Sie hatte es nicht geleugnet, daß sie am Tage zuvor bei Hopfner gespeist, den Agenten zum Tischnachbarn gehabt und auch einige Worte mit ihm gesprochen hatte. Daß es sich dabei um neue Krawatten gehandelt habe, daß sie weggegangen und wiedergekommen sei, stellte sie entschieden in Abrede, behauptete vielmehr, daß der Fremde den kleinen Karton selbst mitgebracht hatte.

Man glaubte ihr gern, aber wie sollte sie ihre Behauptungen für jene, die nicht ohne weiteres würden glauben wollen, beweisen können?

Die Sache war sehr, sehr peinlich. Die Herren wußten es, daß man eine Schuldlose vor sich habe, aber sie mußten die arme Verfolgte nun doch entlassen — für so lange wenigstens, als sich ihre Schuldlosigkeit nicht herausgestellt hatte. Die Disziplin, ohne welche man nirgends, am wenigsten aber in solch einem Riesengeschäfte, auszukommen vermag, zwang einfach dazu. Es ging einfach nicht an, gegen sie, für welche man ohnehin schon so viele Rücksicht gehabt, noch weiterhin diese Rücksicht zu üben.

Die Sache war nämlich schon im Hause bekannt geworden, auf welche Art und durch wen, das hatte man noch nicht feststellen können.

Als Fräulein Hartwig hinaufgerufen wurde, sagte

eine Verkäuferin zu ihr: „Diesmal wird sich Ihre vornehme Freundin wohl kaum sauberwaschen können.“

„Ist also schon wieder etwas gegen Fräulein Led inszeniert worden,“ entgegnete Dora kühl. Innerlich aber war sie sehr erschrocken. Wußte sie es doch in erster Linie, die hier neben ihrer offiziellen Verkäuferinnenrolle auch noch eine heimliche Beobachterrolle spielen mußte, wie leicht es war, jemand zu verderben. Jedenfalls aber merkte sie es sich genau, wer es war, die da vom vergeblichen Sauberwaschen geredet hatte.

Es war ein Fräulein Risa Donsky, eine nähere Bekannte der — Neuber, welcher Umstand Dora zu denken gab.

Als sie Klementine völlig niedergedrückt von der neuerlich gegen sie erhobenen Anklage bei Gälby fand, zog sich ihr das Herz vor Mitleid zusammen. Außerlich aber spielte sie die völlig Ruhige.

Nachdem abermals eine kurze Konferenz zwischen Gälby, Kern, Fräulein Vogel und Dora stattgefunden, verließ Klementine noch vor Geschäftschluß das Warenhaus.

Als sie allein in ihrem Zimmer war, brach noch einmal ihr ganzer Jammer los. Nachdem sie sich ein wenig gefaßt hatte, schrieb sie an Eugen und trug ohne Zögern den Brief selber zur Post. Dann brachte sie den ganzen Nachmittag in trübem Brüten hin. Es störte sie niemand darin, denn Doras Tante war seit drei Tagen verreist, und dies war eben der Grund gewesen, weshalb sie am Tage zuvor bei Hopfner gespeist hatte.

Es wurde neun und halb zehn Uhr, ohne daß Dora heimkam. Oder war sie vielleicht schon zu Hause, kam aber nicht zu ihr herüber? War es ihr denn zu bedenken, wenn auch sie diesmal irre geworden war,

und vielleicht gar nichts mehr mit ihr zu tun haben wollte? —

Dora Hartwig aber saß inzwischen in Gesellschaft Gustls beim Hopfner. Sie waren erst gegen neun Uhr in das Lokal gekommen, denn sie waren nach Geschäftsschluß miteinander auf dem Meldungsamte der Polizei gewesen, wo man ihnen auf ihren Wunsch die Wohnung der Frau Leona v. Lassot bekannt gab.

Bei Hopfner hatten sie mit verschiedenen Kellnern und schließlich auch mit einem Dienstmann Besprechungen, und so wurde es fast zehn Uhr, als Dora das Haus betrat, in welchem sie wohnte. Schon in der Haustür stehend, drückte sie kameradschaftlich des Laufburschen Hand und sagte: „Also, Gustl, den vormittägigen Urlaub für morgen schlag' ich Ihnen schon heraus. Und die vier Kronen, die Sie zu Ihrem Ausflug brauchen, geb' ich Ihnen gleich. So! — Und jetzt gute Nacht.“

„Aber, Fräul'n Hartwig, das Geld drückt mich.“

„Behalten Sie's nur, Gustl. Wenn Sie am Fünf- undzwanzigsten des Monats keine Reichtümer mehr haben, so ist das ganz natürlich. Und zurückzuzahl'n brauch'n Sie mir's erst, wenn Sie einmal Chauffeur beim Rothschild sind.“

Sie nickte ihm zu und verschwand. Gleich darauf fragte eine leise Stimme an der Tür Klementines: „Baroneß, schlaf'n Sie schon?“

Im nächsten Augenblick lag das gequälte Mädchen schluchzend an Doras Hals.

„Also haben Sie mich doch noch lieb?“ stammelte die Baronesse.

„Ja freilich. Ein ganz klein's bitterl hab' ich Sie gern — das meld' ich gehorsamst, und außerdem hab' ich noch etwas zu melden. Der Herr Hans Mautner kriegt Briefe, die an einen Herrn Klein gerichtet sind.

Ein Dienstmann hat ihm einen solchen zu Hopfner gebracht. Das ist das eine, das der Gustl und ich miteinander bis jetzt erfahren haben. Allein hat der Gustl aber außerdem herausbekommen, daß Ihre Tante mit unserem Herrn Meißl bekannt ist, und daß dieser Edle seit einiger Zeit viel mit der Neuber verkehrt. — So — und jetzt geh'n wir schlaf'n. Gute Nacht, Herzl — gute Nacht!"



Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Am Morgen des 28. März wehte ein rauher Wind. Hoch wirbelte der Staub auf, und die Leute hüllten sich eng in ihre Überkleider.

„Bitt' Sie, Herr Baron, sei'n S' doch recht vorsichtig!“ sagte Frau Till zu Ernst, der etwas erkältet war und mit offenem Überrock weggehen wollte.

Er hatte seinen Geigentasten bei sich, um zur Probe zu gehen — hoffentlich bald zur letzten, wie er bei sich dachte. Vorher wollte er jedoch zu Klementine, denn diese hatte ihm einen Brief geschrieben, in welchem sie ihm mitteilte, daß sie ihn sprechen müsse; er möge sie in ihrer Wohnung auffuchen. Sie war also wahrscheinlich nicht ganz wohl. An etwas anderes dachte er nicht. Bei dieser Gelegenheit konnte er ihr gleich sagen, daß es ihm nun wohl schon bald möglich sein würde, für sie zu sorgen, daß er dem Schulz schon gekündigt habe und ihn in vierzehn Tagen zu verlassen gedenke.

Gestern abend hatte er es ihm gesagt, aber kein Wort der Erklärung hinzugefügt. Der Mann war ihm recht unsympathisch geworden, und er brauchte ja auch nicht zu wissen, daß ihm der Direktor Eichler einen Posten in seinem Hause angeboten hatte, der es ihm zugleich ermöglichen sollte, für Frau Römer tätig zu sein.

Wie rötete sich stets deren liebes Gesicht, wie leuchteten ihre Augen, wenn er kam! Und sie wußte es einzurichten, daß er oft, sehr oft zu ihr kam. Tausend Einfälle hatte sie. Ihr Heim sollte schließlich vollständig umgestaltet werden.

Wie froh würde Klementine sein, wenn er ihr sein Glück mitteilte! Er hat es ja längst gemerkt, daß ihr das neue Leben gar nicht gut tat. Wenn sie auch nicht klagte, sah er es ihr doch an, wie müde und gedrückt sie war.

Nun — das sollte jetzt alles anders werden!

Ernst lief förmlich, um nur ja recht bald der geliebten Schwester die frohe Botschaft zu bringen. Bald hatte er das Ende der Alferstraße erreicht und bestieg den soeben angekommenen Stadtbahnzug.

Er hatte keine Ahnung davon, daß ein Mann ihm folgte. Es war ein Mensch von etwa vierzig Jahren, von schwächtiger Gestalt und nicht übermäßig vertrauens-erweckendem Aussehen. Er hatte einen kleinen Wubben bei sich.

Auch dieser Mann löste rasch zwei Fahrkarten und bestieg mit seinem kleinen Begleiter denselben Wagen, in welchem Leck Platz genommen hatte.

Auf der Station „Josephstädterstraße“ füllte sich der Wagen bis auf den letzten Platz. Ein Herr, welcher sich neben Ernst niederlassen wollte, mußte ihn zu diesem Zweck ersuchen, seinen Geigenkasten von dem noch freien Sitz zu nehmen. Der Herr sprach kurz, aber höflich und in einem Deutsch, dem man es anmerkte, daß der Sprecher Engländer oder Amerikaner sei.

Natürlich entsprach Ernst sofort dem Ansuchen des Fremden. Sie fuhren dann, ohne ein Wort weiter miteinander zu wechseln, bis zur Station „Westbahnhof“, bei welcher sich fast der ganze Wagen leerte.

Auch der Baron und sein Nachbar stiegen hier aus, und da kam ersterer in die Lage, sich bei dem Fremden zu entschuldigen, denn von einem anderen, nachdrängenden Passagier — es war der Mann, der ihm gefolgt war — dazu gezwungen, hatte er den Fremden gestoßen.

Dieser lächelte gutmütig. „Bitte — bitte!“ entgegnete er und stieg vor dem Baron zum Bahnsteig ab. Dann gingen sie beide, keiner mehr des anderen achtend, die Treppe zur Stationshalle hinauf.

Da drängte sich der Verfolger Ernsts an den Ausländer und fragte leise: „Vermissen Sie nichts?“

Einen Augenblick lang schaute der Angeredete ihn verwundert an, dann griff er nach seiner Uhr und darauf, als er deren Vorhandensein festgestellt hatte, in die Innentasche seines offen gebliebenen Überrodes. „Meine Brieftasche ist fort!“ rief er plötzlich laut und zornig.

Elliche Leute blieben stehen. Die, welche seinen Ausruf nicht vernommen hatten, gingen weiter. Der Baron war unter diesen. Der kleine Begleiter seines Verfolgers befand sich dicht neben ihm. Er selbst gab soeben seine Fahrkarte ab.

Da sagte der Mann, welcher den Fremden angesprochen hatte: „Sie ist noch nicht weit, Ihre Brieftasche. Der Herr mit dem Geigenkasten, der gerade seine Karte abgibt, hat sie Ihnen genommen.“

Im nächsten Moment rannte der Fremde weiter. Er erreichte Deck, als dieser gerade auf die Straße trat.

„Mein Herr — ein Wort!“ rief er ihm zu und faßte ihn hart am Arm.

Ernst schüttelte ihn ohne weiteres ab. „Was wollen Sie?“ fragte er verwundert und ärgerlich. Dabei fühlte er sich plötzlich eng umdrängt und von einem

peinlichen Gefühl beschließen. „Was gibt es denn nur?“ fragte er weiter. „Warum hält man mich auf?“

Da sagte dicht neben ihm jemand: „Der Herr will seine Brieftasche wieder haben. Geben Sie sie nur wieder her!“

Ganz unwillkürlich erhob Leß die geballte Hand, und ganz sicher wäre sie im nächsten Augenblick auf den Sprecher niedergesauft, wenn nicht der Wachmann, der soeben den Kreis der Gaffer durchbrach, sie festgehalten hätte.

Eine Minute später befand sich der ganz verwirrte Baron in dem Amtszimmer der Station.

Der Bestohlene war natürlich auch da. „Es tut mir leid —“ sagte er.

Aber der Wachmann ließ ihn nicht weiterreden. „Es wird sich ja sogleich erweisen, ob Sie sich entschuldigen müssen oder nicht,“ meinte er seelenruhig und musterte dabei mit den Augen den Eingebrachten. „Bekannt ist mir der Herr allerdings nicht, aber —“

„Was denn nur?“ fuhr Ernst auf. „Ich verbitte mir jeden Verdacht. Ich kann mich legitimieren, ich —“

Er griff in seine Brusttasche.

(Fortsetzung folgt.)

S. 56. Bank 5.





Die Konzertprobe.

Novellette von Hellmuth Mielke.

Mit Illustrationen
von K. Grobet.



(Nachdruck verboten.)

1.

Der Gilzug konnte nicht weiter wegen eines Schienenbruchs auf der Strecke. Für die Reisenden gab es einen unliebsamen und unfreiwilligen Aufenthalt, denn sie sollten sich über eine Stunde gedulden.

In dem Schwarm, der nun lärmend aus dem Zuge in die Wartesäle strömte, befand sich auch der Rittergutsbesitzer Wilde mit seinem Sohn Max. Der alte Herr wettete nicht wenig, denn er hatte seine behagliche Siesta nach dem Essen im Speisewagen unterbrechen müssen. Außerdem berechnete er, daß sie den Anschluß an die kleine Lokalbahn ihres Reiseziels vielleicht gar nicht mehr erreichen würden.

Vater und Sohn hatten die Einladung zu einer Jagdpartie erhalten. Aber mit dieser Jagdpartie hatte es eine besondere Bewandtnis. Sie waren beide auch gar nicht im Jagd-, sondern im Reisekostüm, und die „Jagdpartie“ sollte nicht einen oder zwei Tage, sondern ebensoviele Wochen dauern. Sie sollte auch nicht, wie wenigstens der alte Herr innigst wünschte, allein auf allerlei Getier zwischen Himmel und Erde sich beschränken. Die Wahrheit war, daß die Jagdpartie nur

einen Vorwand für einen höheren Zweck bilden: Max sollte sich eine Braut zwar nicht erjagen, aber erobern. Hinten im Hessischen besaß der alte Wilde einen lieben Freund aus seiner Reiterzeit. In den langen Jahren hatten die beiden Kameraden sich wohl selten gesehen, aber sie waren im treulichen Briefwechsel miteinander geblieben. Der Freund im Hessischen hatte ein nettes Töchterchen, das jetzt heiratsfähig geworden war. Max war der einzige Sohn Wildes. Da war der Hesse auf den genialen Einfall verfallen, ob nicht aus den Kindern vielleicht ein Paar werden könnte, und hatte das seinem Freunde Wilde geschrieben: man könnte die beiden ja einmal auf einige Wochen zusammenführen; entspinne sich etwas, so sei es famos, gebe es nichts, nun so könnten Vater und Sohn ein paar schöne Mehrgeweide nach Hause mitnehmen.

Das war der wahre Kern der Jagdpartie, über den der alte Herr seinen Sohn nicht im unklaren gelassen hatte. Max hatte darüber gelacht und sich nicht gesträubt. Sein Herz war noch frei geblieben. Warum sollte er sich das hessische Fräulein nicht einmal ansehen?

Nun fürchtete der alte Herr, daß sie am Abend nicht mehr auf dem Gut des Freundes eintreffen würden. Brummend saß er im Restaurationsaal bei einer Tasse Kaffee, seine Havanna qualmend. Max stand schließlich auf, um ein wenig durch die Wartesäle zu schlendern und Studien zu machen.

Der alte Wilde war nicht wenig erstaunt, als er seinen Sohn mit sehr erregtem Gesicht zurückkommen sah. „Was hast du denn? Ist ein Eisenbahnunglück passiert?“

„Nein, Papa, aber mir etwas Merkwürdiges. Ich habe jemand gesehen — du wirst es selbst nicht glauben.

Es ist mir wie ein Spuk vorgekommen, so täuschend ist die Ähnlichkeit.“

„Also wen, Junge?“

„Du wirst mich auslachen! Du erinnerst dich doch der großen Photographie in deinem Herrenzimmer, des Bildes der berühmten Sängerin, der Sarminski, für die du als junger Leutnant mit deinem ganzen Offizierkorps zugleich einst geschwärmt hast. Kannst du es glauben? Ich habe eben die Sarminski gesehen — so jung und schön wie auf deinem Bilde.“

Der alte Herr lachte. „Dann geschehen Zeichen und Wunder. Die Sarminski muß jetzt, wenn sie überhaupt noch lebt, eine alte Schachtel und zum mindesten Großmutter sein.“

„Hast du nie von ihr wieder gehört?“

„Nichts als den Tod ihres Mannes, meines Regimentskameraden v. Schwarzenburg. Der ist vor drei Jahren gestorben. Damals sandte sie mir eine Anzeige. — Und die willst du gesehen haben?“

„Hier nebenan im Warteraum für Damen. Da sitzt sie. Ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen. Ein herrliches Mädchen, sage ich dir, mit ihrem schwarzen Haar und den dunklen Augen. Zug für Zug das Bild.“

Max ging weiter in beschreibende Einzelheiten ein. Der alte Herr wurde neugierig. Daß diese Dame seine alte Flamme nicht sein konnte, war ja selbstverständlich. Aber er wollte sich dieses Naturspiel von Ähnlichkeit doch einmal ansehen.

Er erhob sich, und Max wollte ihm vorangehen, als der Kellner auftauchte und um die Bezahlung des Kaffees bat.

„Bezahle!“ brummte der Gutsbesitzer. Max erlegte den Betrag, dabei merkte er, daß er vergessen hatte,

zu Hause sich von dem Vater Geld geben zu lassen. Er fand in seiner Geldtasche nur wenige Markstücke und nahm sich vor, den Vater nachher deswegen zu mahnen.

Der Raum für die Damen war ziemlich besetzt. Als die beiden Herren eintraten, richtete ein Tisch voll junger und alter Engländerinnen entrüstete Blicke auf die beiden Eindringlinge.

„Dort — hinten rechts in der Ecke!“ flüsterte Max seinem Vater zu.

Der alte Herr ließ seine Jägeraugen in den Winkel schweifen und trat dann ungeniert näher hinzu. „Wahrhaftig — die Ähnlichkeit ist kolossal. Ja, aber — wenn mich nicht alles täuscht, das muß ja in der That die Sarminski sein.“

Im nächsten Augenblick war er an die Damen herangetreten, blieb aber nicht vor dem jungen Fräulein, dessen Äußeres so lebhaft das Interesse seines Sohnes erregt hatte, sondern vor einer alten Dame stehen, die dicht daneben saß, und lüftete den Hut. „Gnädige Frau, ich habe wohl die Ehre, mit Frau v. Schwarzenburg? Mein Name ist Wilde. Gnädige Frau erinnern sich wohl noch des Freundes Ihres verstorbenen Gatten?“

Die alte Dame erhob überrascht ihr Gesicht, dessen Züge Max bisher verdeckt geblieben waren. Jetzt sah er die Ähnlichkeit derselben mit dem Gesicht der jungen. Es waren ohne Zweifel Mutter und Tochter. Das Haar, das bei der Tochter wie schwarze Seide glänzte, hatte bei der Mutter nur die Farbe, nicht den Glanz gewechselt; es war fast schneeweiß.

„Herr Wilde?“ Die alte Dame schien in ihren Erinnerungen zu suchen.

Da nannte Wilde den Namen der Garnison, einer Residenzstadt, an deren Hoftheater Frau Sarminski einst gewirkt, und in dem sein Regiment gestanden.

Sofort erhellte sich ihr Gesicht, und jetzt sah Mar ihre dunklen, großen Augen, die ihm jedoch nicht so



schön wie die der Tochter schienen, denn auch diese blickte verwundert auf die beiden Herren.

„Ist es möglich? Sie — und nach so viel

Jahren erkennen Sie mich wieder?“

Die alte Dame reichte dem Gutsbesitzer erfreut die Hand, die dieser galant küßte.

„Eine Sarminski vergißt man nicht, gnädige Frau. — Doch darf ich Ihnen hier meinen Sohn Max vorstellen, der die erfreuliche Entdeckung Ihrer Gegenwart gemacht hat?“

Max verbeugte sich. Er verbeugte sich auch mit ganz besonderem Wohlgefallen vor dem jungen Fräulein, das jetzt von Frau v. Schwarzenburg als ihre Tochter Elli vorgestellt wurde.

Unmittelbar danach saßen die vier zusammen und plauderten. In der Hauptsache führten der alte Wilde und Frau v. Schwarzenburg das Wort. Man amüsierte sich über den Zufall, daß ein Wild die Begegnung herbeigeführt habe, und Max erhielt wegen seines scharfen Blickes von Frau v. Schwarzenburg ein Kompliment, bei dem er fast errötete. Verstohlen betrachtete er seine junge, reizende Nachbarin, und es entzündete ihn, als er dabei auch einem leise prüfenden Seitenblick ihrer dunklen Augen begegnete.

Dann kam man auf die Reiseangelegenheiten zu sprechen. Der alte Wilde brachte ganz harmlos die Jagdpartie bei seinem Freund im Hessenlande vor, die Max auf einmal gar kein sonderliches Interesse mehr einflößte.

„Und Sie, gnädige Frau?“

Frau v. Schwarzenburg seufzte leicht. „Wir wollen nach B. und sind übel daran, wenn der Gilzug nicht bald weitergeht. Meine Tochter soll dort heute in der Generalprobe und morgen im Konzert des Singvereins mitwirken, und ich fürchte, wir kommen für heute nicht mehr zur rechten Zeit.“

Der alte Wilde machte große Augen. „Das gnädige Fräulein ist Sängerin?“

Mit der Offenheit der früheren Künstlerin legte Frau v. Schwarzenburg dar, daß sie nach dem Tode

ihrer Gatten leider genötigt gewesen sei, das Gut aufzugeben und, da ihr keine anderen Existenzmittel zur Verfügung standen, aus ihrer Gesangskunst eine neue Erwerbquelle sich zu schaffen. Sie sei in ein großes Konservatorium als Teilhaberin eingetreten und habe ihre einzige Tochter — der Sohn stehe als Offizier bei einem lothringischen Infanterieregiment — für den Konzertsaal ausgebildet. Da die Stimme Ellis nichts zu wünschen übrig lasse, so verspräche sie sich das Beste von deren künstlerischer Laufbahn. Wenn sie nur rechtzeitig zu der Generalprobe einträfen, denn dies Konzert bilde das erste Debüt Ellis, und von einem solchen hänge für die Zukunft ganz außerordentlich viel ab.

Der alte Wilde nahm diese Mitteilungen mit großem Takt und aufrichtiger Teilnahme entgegen, während sie in Magens Seele ein ihm selbst nicht recht erklärliches Bedauern erweckten.

„Vielleicht erkundigen sich die jungen Herrschaften einmal nach dem Zuge,“ meinte Wilde. Er hätte nämlich gern mehr von seinem früheren Regimentskameraden Schwarzenburg vernommen. Daß dieser nicht gut zu wirtschaften verstanden, war auch ihm zu Ohren gekommen. Nun suchte er einen Vorwand, die beiden jungen Leute los zu werden, damit Frau v. Schwarzenburg ihm um so freier ihr Herz ausschütete.

Max erhob sich sofort. Er war erfreut über die Aussicht, mit seiner schönen Nachbarin allein plaudern zu können. „Wenn es der gnädigen Frau recht ist?“ fragte er.

Frau v. Schwarzenburg nickte. „Ja, Elli, geh einmal mit dem jungen Herrn und frage nach dem Zuge.“

Gehorsam stand die Tochter auf und nahm ein kleines Täschchen vom Tisch zur Hand.

„Doch auch rechtzeitig wiederkommen!“ mahnte Frau v. Schwarzenburg. „Du weißt, wie schrecklich es wäre, wenn wir den Zug verpaßten.“

„Wir haben noch Zeit,“ sagte Wilde mit einem Blick auf die Uhr, „denn der Zug soll ja erst in einer Stunde weitergehen. Also so große Eile hat's nicht. Wir Alten können uns derweilen gemütlich ausplaudern. Und meinem Sohn können Sie Ihr Fräulein Tochter ruhig anvertrauen,“ setzte er scherzend hinzu, „er wird sie nicht entführen.“

Väter ahnen bisweilen nicht, welcher Dinge ihre Söhne fähig sind. Und der alte Herr sah auch nicht, welche Röte bei diesem Scherz seinem Sohn über die Stirn flog.

Max dachte: Wenn's nur möglich wäre! Aber es war nicht gut möglich. Er mußte ja ins Hessenland zu seiner künftigen Braut, die seiner vielleicht jetzt sehnsüchtiger harrete als er ihrer.

2.

Die beiden jungen Leute hatten ihre Erkundigungen beim Bahnhofportier rasch eingelesen. Vor einer halben Stunde sollte der Zug nicht weitergehen, und zwar diesmal vom Bahnsteig III aus. Sie hatten also Zeit.

Max schlug einen kleinen Spaziergang auf dem ersten Bahnsteig vor, der weit aus der Halle heraus sich ausdehnte. Die alten Herrschaften hätten sich gewiß mancherlei zu erzählen.

Elli willigte ohne weiteres ein. Sie war jetzt viel gesprächiger geworden, ja sie lachte sogar über kleine Scherze, die er machte, und so promenierten sie auf dem langen Bahnsteig außerhalb der Halle, der hier ziemlich verlassen war, plaudernd hin und her, während

in den Geleisen neben ihnen zeitweilig ein Zug vorüberdampfte.

„So werden Sie also auch eine berühmte Sängerin werden wie Ihre Frau Mutter, gnädiges Fräulein?“ meinte Max.

„Eine berühmte?“ Elli lachte. „Ich bin froh, wenn ich eine mittelmäßige werde.“

„Zweifeln Sie denn an Ihrer Stimme, an Ihrem Talent?“

„Meine Stimme soll ganz gut sein,“ sagte sie freimütig. „Wenigstens sagen das alle. Nur Talent habe ich nicht die Spur.“

Er schaute sie ganz verduzt an, worüber sie wieder lachen mußte.

„Aber wenn man eine schöne Stimme hat —“ sagte er zögernd.

„So braucht man noch lange kein Talent zu haben,“ fiel sie ihm ins Wort. „Kennen Sie nicht die Moral der schönen Fabel vom Esel: Die Natur schuf mich im Grimme, sie gab mir nichts als eine schöne Stimme.“

„Daraus kann ich mir keinen Vers machen, gnädiges Fräulein. Ich bin ja auch musikalisch, spiele sogar gar nicht übel Klavier und habe mir manchen langen Winterabend auf unserem Gut damit verkürzt. Aber warum sollten Sie kein Talent haben? Ich kann mir nicht denken, daß es Ihnen an Temperament und Seele fehlt. Sie strahlen ja feurig aus Ihren Augen.“

Sie winkte lachend mit der Hand ab. „Nur keine Schmeicheleien, mein Herr. Es ist wahr, wenn's mich packt, dann kann ich auch singen, auch mit Temperament. Allein für gewöhnlich packt's mich eben nicht oder vielmehr — es packt mich ganz etwas anderes. Wenn ich auf der Bühne stehe und soll den Leuten etwas vorsingen, nur damit sie Bravo klatschen, woran mir neber-

bei gar nichts gelegen ist, dann komme ich mir selbst ungemein lächerlich vor. Ich weiß nicht, ich komme gegen dies lächerliche Gefühl nicht an — und dann ist's aus mit meinem Gesang. In solchen Fällen möchte ich am liebsten die Noten hinwerfen: Ach, Herrschaften, langweilt mich doch nicht, geht lieber nach Hause!“

„O weh!“ sagte Max. „Dann ist mir aber um Ihre Generalprobe heute abend recht bange.“

„Offen gestanden, mir auch!“

„Und wenn Sie durchfallen?“

„So würde es mir meiner guten Mama wegen sehr leid tun. Allein ich werde nicht durchfallen. Ich werde mich bezwingen, und dann geht's.“

„Schade!“ sagte Max. „Ich möchte wohl gern Ihrer Generalprobe beitreten, um Sie einmal singen zu hören.“

„Dies Vergnügen können Sie ja haben. Sie brauchen nur in B. heute abend Station zu machen.“

Max dachte nach. „Wir werden freilich heute abend erwartet, doch vielleicht läßt es sich trotzdem machen.“

„Sie gehen zur Jagd?“ fragte Elli mit einem Seufzer. „Ach, ich glaube nicht, daß Sie so gern an meiner Generalprobe wie ich an Ihrer Jagd teilnehmen möchten. — Ja, ja,“ fuhr sie fort, da er sie verwundert ansah, „ich bin doch auf dem Lande groß geworden wie Sie. Wie oft habe ich meinen guten Vater auf die Jagd begleitet! Alles haben wir geschossen — selbst Hirsche. Was für eine wunderbar schöne Zeit war das!“

Sie geriet förmlich ins Schwärmen, und da auch hier ihre Neigungen sich begegneten, so waren sie bald in einem lebhaften Austausch ihrer Kindheits- und Jugenderinnerungen begriffen. Darüber vergaßen sie fast alles um sich, lachten und scherzten wie Kinder,

bis Elli plötzlich sich ihrer Mutter erinnerte und es höchste Zeit fand, die alten Herrschaften wieder aufzusuchen. Nur mit tiefem Bedauern, wie aus einem



schönen Traum gerissen, folgte ihr Max.

Ihre Überraschung war groß, als die Plätze in dem Damenraum leer waren.

„Mein Gott, der Zug wird doch noch nicht fort sein!“ rief Elli verzweifelt. „Dann wären die beiden ja schon abgefahren — ohne uns!“

Max fragte einen Beamten. Der Eilzug war noch nicht fort, mußte aber gleich auf Bahnsteig III abgehen. Sie liefen die Treppen zu der Unterführung hinunter, Elli, ihr Täschchen in der Hand, vorauf. Eilig stürmte

sie die Stufen wieder in die Höhe. Sie sah den Zug, wie es schien, schon in langsamer Bewegung. Hastig öffnete sie, sich auf ein Trittbrett schwingend, die verschlossene Tür eines Abteils.

May wollte ihrem Beispiel folgen, als sein Blick auf das Lourenschild des Wagens fiel. Er stuzte. „Gnädiges Fräulein!“ rief er laut.

Sie war aber schon im Wagen verschwunden.

Da ging ein Lächeln über das Gesicht des jungen Mannes. Auch er sprang auf das Trittbrett und warf die Wagentür hinter sich ins Schloß.

In dem langen, schmalen Außengang des Wagens fand er Elli mit ängstlichen Blicken die einzelnen Abteilungen absuchen, um ihre Mutter zu entdecken. Sie gingen von Wagen zu Wagen; nirgends waren die alten Herrschaften zu sehen.

„Ja, was bedeutet denn das?“ fragte Elli endlich aufs höchste erschrocken. „Sollten sie am Ende gar nicht mitgekommen sein?“

„Es scheint so,“ sagte May ruhig. „Sie werden wohl in den richtigen Zug gestiegen sein.“

„Was meinen Sie? Sind wir denn etwa —“

„In den falschen gestiegen,“ ergänzte May ruhig. „Wir fahren jetzt in entgegengesetzter Richtung, als wir sollten.“

„Himmel — wäre das möglich?“

„Es ist so, gnädiges Fräulein. Ich sah's noch beim Einsteigen, daß wir in den falschen Zug gestiegen sind.“

„Und dann lassen Sie mich ruhig hier suchen?“ rief Elli verzweifelt.

May zuckte die Achseln. „Es wäre ja möglich gewesen, daß unsere alten Herrschaften auch in diesen unrichtigen Zug geraten wären. — Leider sind sie es nicht!“ setzte er mit heuchlerischem Bedauern hinzu.

„Ja, aber was machen wir nun?“

„Wohl oder übel müssen wir bis zur nächsten Haltestelle mitfahren und dann mit dem nächsten Gegenzug zurückkehren.“

„Darüber freuen Sie sich wohl gar noch?“

May verbeugte sich. „Wir können nun noch hübsch ein Stündchen miteinander allein plaudern,“ sagte er vergnügt. „Sehen Sie, dort ist ein leeres Abteil. Nehmen wir Platz.“

Ob Elli wirklich ärgerlich über den Zwischenfall war? Er wußte es nicht, doch als sie seinem Wink folgend, das Abteil betrat, sah er, wie sie plötzlich wieder zusammenschrak.

„Mein Gott — die Generalprobe! Wenn ich zu spät käme —“

Er suchte zu trösten und meinte, sie würden wohl rechtzeitig wieder auf der Hauptstation zurück sein.

„Meine arme Mama!“ sagte sie seufzend.

„Mein armer Vater!“ echote er mutwillig. Ein leises Schuldbewußtsein hatte May doch, aber es wurde ihm gemildert durch den Gedanken an seine vielleicht vergeblich wartende Hessenbraut. Er hatte jede Lust, sie zu sehen, verloren.

Vom Zugführer, der nun erschien, wurden sie belehrt, daß sie auf der nächsten Station, einer kleinen Kreisstadt, die Fahrkarten nachzulösen hätten. Über die Zugverbindung vermochte der Beamte nichts Genaueres anzugeben; das würden sie ja bald erfahren.

May dankte und erlegte den Betrag für die Platzkarten. Dabei erneuerte er die unangenehme Entdeckung, daß er außer einigen Mark kein Geld mehr hatte. Das war äußerst fatal. Am Ende konnte er nicht einmal die Fahrkarten bezahlen. Was dann?

Er suchte die Fächer seiner Geldtasche ab. Nichts außer etwas kleiner Münze. Aber etwas anderes geriet in seine Finger und überraschte ihn. Er zeigte die beiden grünen Dinger seiner Begleiterin.

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein — die Fahrkarten für mich und meinen Vater.“

Sie öffnete hastig ihr Täschchen. „Richtig — da sind sie auch! Für mich und meine Mama!“ Triumphierend hielt sie sie in die Höhe. Dann brachen beide unwillkürlich in Lachen aus.

„Das ist heiter!“ rief Max. „Mein Vater hatte sie mir zur Bewahrung übergeben und Ihnen Ihre Frau Mutter ebenso. Aber ohne Fahrkarten können die beiden nicht abgefahren sein. Sie müssen also noch auf dem Bahnhof auf uns warten. Vielleicht suchten sie ebenso nach uns, wie wir nach ihnen. Wir schicken gleich nach unserer Ankunft ein Telegramm ab.“

„Es wäre wenigstens sehr zu wünschen, wenn sie nicht weitergereist wären,“ sagte Elli. „Dann werden wir uns gewiß nachher wieder treffen. Meinen Sie nicht auch?“

„Ganz gewiß!“ beteuerte Max. Innerlich dachte er freilich etwas verzweifelt: Wie kommen wir wieder zurück — ohne Geld? Es half nichts, er mußte es ihr sagen; sie konnte gewiß aushelfen.

„Gnädiges Fräulein,“ begann er zögernd, „ich muß Ihnen ein Geständnis machen.“

Sie wurde auf einmal rot, erschrak und rüdtte unruhig auf ihrem Platz. Er sah es und fand doch nicht den Mut, ihr gleich die Hauptsache zu bekennen.

„Es ist etwas peinlich,“ stotterte er verlegen, „allein wir sind ja Leidensgefährten. Da kann man sich alles sagen, um sich gegenseitig zu helfen. Mit einem Wort: ich habe kein Geld mehr für die Rückfahrt. Es wird

kaum für diese kleine Tour reichen. Was sagen Sie dazu?"

Aber ihr Gesicht flog auf einmal ein mutwilliger Schein, dann lachte sie laut auf. „Ich auch nicht!“ Sie öffnete ihr Täschchen. „Da — einige Nickel. Mama führt die Kasse.“

Ihre Heiterkeit steckte ihn an. „Das ist eine schöne Geschichte! Nun sind wir wie die Bagabunden auf der Landstraße. Was machen wir nun? Wollen wir fechten gehen?"

„Ich denke, wir telegraphieren einfach,“ erwiderte Elli. „Unsere beiden Alten werden uns nicht im Stich lassen. Ich muß ja auf meine Generalprobe.“

„Das ist wahr. Im übrigen“ — Max hatte eben auf seine Uhr gesehen und wog sie prüfend in der Hand — „wenn alle Stricke reißen, muß hier die Uhr helfen.“

„Sie können ihr diese als Leidensgefährtin mitgeben,“ sagte Elli, ihr Uhrchen hervorziehend. „Mitgefangen — mitgehangen.“

Sie lachten beide über ihr Abenteuer und fuhren fort, darüber zu scherzen, während der Zug der nächsten Station entgegeneilte. Es dauerte aber fast eine halbe Stunde, ehe er haltmachte. Der Zugführer erschien und ersuchte sie, ihm zu folgen.

Der Wagen, den sie verließen, stand weit außerhalb des Bahnhofes, da er einer der vordersten des Zuges war. Sie sahen die kleine Halle und hinter ihr eine Reihe von kleinstädtischen Häusern, die ihnen recht geschmacklos und langweilig vorkamen.

Es war fast eine kleine Reise bis zum Stationsgebäude. Der Zugführer eilte, und sie mußten ihm in diesem Tempo folgen.

„Sehen Sie nur, gnädiges Fräulein,“ rief Max

plötzlich aus, „man erwartet uns schon. Wir werden begrüßt.“

In der Tat bemerkten sie vor dem Stationsgebäude neben dem in seiner roten Mütze prangenden Stationsbeamten eine männliche Gestalt, die mit einem Taschentuch ihnen kräftig winkte. *) Da niemand sonst ausstieg, konnte der Gruß nur ihnen beiden gelten.

„Mein Vater hat sicherlich schon telegraphiert,“ meinte Max. „Es ist alles in Ordnung, gnädiges Fräulein.“

Allein als sie näherkamen, stellte die Gestalt ihr Taschentuchschwenken plötzlich unvermittelt ein. Es war ein großer, starker Herr mit einem schwarzen Backenbart und einem Kneifer auf der Nase. Er mußte sich geirrt und wohl jemand anders erwartet haben, denn in dem Augenblick, da Max auf ihn zu treten und befragen wollte, drehte er ihm den Rücken zu und verschwand im Ausgang der Station.

Ihm weiter zu folgen, hatte keinen Zweck und dazu wurde ihnen auch keine Gelegenheit gegeben. Es erfolgten nämlich die Verhandlungen mit dem Stationsbeamten, und diese ergaben für beide und besonders für Elli ein recht betrübendes Ergebnis.

Zunächst wurde Max für die beiden Fahrkarten sein ganzes Geld los; kaum daß der Betrag für ein Diensttelegramm zur Nachfrage übrig blieb. Noch betrübender aber war die Tatsache, daß der Nachmittagszug, der sie hätte zurückbringen können, schon abgegangen war, und daß die nächsten Züge von diesem weltverlassenen Städtchen erst um acht und nach zehn Uhr Abends abgingen.

Elli wurde blaß vor Verzweiflung. „O mein Gott

*) Siehe das Titelbild.

— meine Generalprobe! Ich muß eher fort — ich muß! Meine arme Mama! Sie wird außer sich sein.“

Der Stationsvorsteher, der die Geschichte ihres Abenteuers mit der Ruhe des Beamten angehört hatte, für den derartige Dinge Alltäglichkeiten sind, zuckte die Achseln. „Wenn Sie einen Wagen nehmen oder zu Fuß laufen, kommen Sie auch nicht eher hin,“ meinte er trocken. „So haben Sie gut drei Stunden Zeit, sich die Stadt anzusehen, und wenn Sie sich erfrischen wollen, empfehle ich Ihnen das Hotel ‚Zum Reichsadler‘. Es liegt am Markt. Die Küche ist dort ausgezeichnet.“

„Sehr freundlich von Ihnen,“ erwiderte Max. „Aber wir haben noch keinen Hunger und möchten vorerst hier die Antwort auf unsere telegraphische Nachfrage abwarten. Das Telegramm wird doch in den Wartesälen ausgerufen?“

Der Beamte bestätigte das. In einer Viertelstunde werde die Antwort da sein.

Während dieser Viertelstunde gingen sie auf dem Bahnsteig spazieren, und Max bemühte sich, Elli, die noch immer wegen ihrer Generalprobe verzweifelt war, zu trösten.

Endlich brachte der Vorsteher die telegraphische Antwort. Sie lautete: „Niemand Wartesaal gemeldet.“

Erstaunt sahen sie sich gegenseitig an. Waren die alten Herrschaften am Ende doch mit dem richtigen Gilzuge weitergefahren? Sie konnten das Fehlen ihrer Fahrkarten ja erst im Zuge gemerkt haben.

Max erlegte den Betrag für das Telegramm. Es blieb ihm gerade noch ein einziger, abgenutzter Nickel.

„Soll ich vielleicht für Sie noch anderweitig telegraphieren?“ fragte der Beamte.

„Jawohl, aber etwas später. Erst wollen wir uns

nun einmal Ihre Stadt ansehen," entgegnete Max. — „Kommen Sie, gnädiges Fräulein — ich glaube, es gibt hier sehr viele schöne und interessante Sehenswürdigkeiten.“

3.

Diese Sehenswürdigkeiten, die Max in humoristischer Laune annahm, schien es in dem Städtchen nun nicht zu geben. Es hatte lauter ein- und zweistöckige Häuser, die wie Brüder, und kurze, schmale Straßen, die wie Schwestern aussahen, und Häuser und Straßen schienen in einem stillen Dämmerzustand hinzuträumen, der nur wenig durch Fuhrwerkverkehr und Kinderspiele gestört wurde.

An dem breiten, rings von Häusern umgebenen Marktplatz fanden die beiden auch das Hotel „Zum Reichsadler“. Es war ein hübscher, zwar nur zweistöckiger, aber in die Tiefe sich erstreckender Bau, auf dessen linker Seite eine lange, durch Glasfenster völlig abgeschlossene Veranda sich hinzog.

Sie standen nachdenklich vor dem Eingang, in dem niemand sichtbar war, und zauderten.

„Kommen Sie nur, gnädiges Fräulein,“ mahnte Max. „Hier wohnen wirklich Menschen. Wenn der Wirt so nett ist wie sein Hotel, ist uns geholfen. Aber sehen Sie — hier gibt es auch Vergnügungen.“

Er deutete auf einen langen Zettel, der an der halbgeöffneten Eingangstür angeheftet war.

„Konzert des berühmten Künstlerquartetts: Die vier Haimonsbrüder,“ las er Elli vor. „Heute abend um sieben Uhr im Hotelsaal. Unter Mitwirkung der Sopranistin Miezi Schultes und des Klaviervirtuosen Otto Zänker. — Alle Wetter! Hier blüht die Kunst. Gegen Miezi Schultes kommen Sie nicht an, und der Herr Otto Zänker dürfte besser Klavier spielen als ich. Allein

hier wohnen die Musen, hier müssen wir Unterkunft finden. Also vorwärts!“

Drinne in dem hübschen, behaglichen Gasraum zeigte sich bei ihrem Eintritt der Wirt, ein behäbiger Herr mit einem rotwangigen Gesicht, das nicht übel zu seinem blauen Rock paßte. Am Büfett hantierte ein halbwüchsiges, kleines, blondes Fräulein. Sonst war niemand zu sehen.

In dem Augenblick, als Max für sich eine halbe Flasche Wein und für Elli eine Tasse Kaffee bestellte, ertönte aus einem Hinterraum ein mehrstimmiger Gesang wie zu ihrer Begrüßung.

Der Wirt lächelte. „Die vier Haimonsbrüder halten noch eine Probe ab,“ sagte er zur Erläuterung. „Herrliche Stimmen — wie? Werden die Herrschaften auch das Konzert besuchen? Erster Platz zwei Mark, zweiter Platz eine Mark. Es wird sehr voll, schon jetzt fast ausverkauft. Aber ich habe noch einige Karten vorrätig.“

„Danke vielmals,“ entgegnete Max. „Wir sind nur auf der Durchreise. Und überdies könnten wir Ihnen die Plätze nicht einmal bezahlen. Ich besitze gerade noch einen Nickel.“

Der Wirt machte große Augen. „Sie scherzen, mein Herr.“

„Leider nein. In Geldsachen hört das Scherzen auf.“ Max erzählte kurz sein und Ellis Reiseabenteuer. Die etwas mißtrauisch gewordenen Züge des Wirtes hellten sich wieder auf, als Max am Ende ihm seinen Chronometer präsentierte und unter Beifügung seiner Visitenkarte um einen entsprechenden Betrag bat. Die Uhr würde schon am nächsten Tage eingelöst werden.

„Ach, so etwas passiert öfters,“ versicherte der Wirt. „Der Betrag steht Ihnen zur Verfügung. Wünschen Sie ihn sofort?“

„Wenn wir bitten dürfen — ja,“ bemerkte Elli.
 „Wir müssen einige Telegramme aufgeben. Ich muß



mein Nichtereintreffen in B. entschuldigen, wo ich heute
 abend singen sollte.“

„O, das gnädige Fräulein sind Sängerin?“ rief der
 Wirt. „Das trifft sich gut. Das muß ich gleich Herrn
 Gaimons melden. Entschuldigen Sie — der Wein und
 der Kaffee kommen gleich.“

Damit verschwand der Wirt aus dem Raum und

ließ sie mit dem kleinen Büfettfräulein allein, das ihnen nun die bestellten Getränke brachte.

„Was? Er will uns melden und noch dazu dem Herrn Haimons?“ meinte Max verdußt. „Sagen Sie, Fräulein,“ wandte er sich an das Büfettmädchen, „wer ist denn dieser Herr? Ist das der Bürgermeister oder der Polizeikommissär?“

„Das ist der Leiter des Quartetts, mein Herr,“ kispelte die Kleine knäselnd. „Herr Haimons ist der erste Tenor. Er hat eine sehr schöne Stimme und ist auch ein schöner Mann.“

Max lachte. „Passen Sie auf,“ sagte er zu Elli, „Sie werden den Kunstgenossen, den Haimonsbrüdern, als Kollegin gemeldet. Wetten, daß Sie ein Freibillet bekommen für heute abend?“

„Zunächst wollen wir unsere Depeschen abschicken,“ bat Elli, und Max bestellte Papier und Tinte. Sie entwarfen ein Telegramm an die Konzertleitung, daß Elli durch einen Reiseunfall verhindert sei, in der Generalprobe mitzuwirken. Ein zweites Telegramm mit dem gleichen Bestimmungsort wurde an Ellis Mutter aufgesetzt, um diese zu beruhigen.

„Und Sie?“ fragte Elli. „Wollen Sie nicht an Ihren Herrn Vater telegraphieren?“

„Ja, wenn ich nur wüßte, wo der jetzt steht?“ Max war wirklich in Verlegenheit. Dann schrieb er hastig einige Worte, daß er den Zug verpaßt habe, an seinen Vater und setzte die Adresse des hessischen Freundes darauf.

„Sie veräußen wenigstens nichts von Ihrer Jagdpartie,“ meinte Elli klagend. „Mein Konzert ist hin, Sie aber kommen immer noch zur rechten Zeit.“

„Glauben Sie, liebes Fräulein?“ Max schaute sie lächelnd an. „Meine — Jagdpartie ist auch futsch. Gott sei Dank!“

„Darüber freuen Sie sich? Aber das ist ja gar nicht wahr. Was macht es aus, daß Sie einen Tag später eintreffen?“

„In diesem Falle sehr viel. Ich werde nicht mehr zur — Jagd dorthin reisen. Ich habe den unrechtlichen Zug glücklicherweise verpaßt.“

Sie verstand weder seine Worte noch seinen feurigen Blick. „Sie sprechen in Rätseln, Herr Wilde.“

Die Gegenwart des kleinen Büfettfräuleins hinderte ihn daran, deutlicher zu werden. Er ersuchte das Fräulein, schleunigst die Telegramme zu besorgen. Allein da erschien auch der Wirt wieder, diesmal in Begleitung eines großen, schwarzbärtigen Herrn, der einen goldenen Kneifer auf seiner Nase trug.

Max und Elli blidten erstaunt auf. Den Herrn kannten sie. Es war derselbe, der sie am Bahnhof mit dem Taschentuch aus der Ferne begrüßt und sich dann still davongemacht hatte.

Ihr Erstaunen wuchs, als der Schwarzbärtige sich ihnen als Haimons, Leiter des Künstlerquartetts, vorstellte und etwas unvermittelt an Elli die Frage richtete, ob sie nicht geneigt wäre, in dem Abendkonzert des Quartetts im Hotel mitzuwirken.

„Die Sache ist die, gnädiges Fräulein,“ erläuterte er, ungeniert am Tische Platz nehmend, obwohl ihn niemand dazu aufforderte, „daß uns unsere getreuen Mitwirkenden, Fräulein Miezi Schultes und Herr Bänker, diesmal im Stiche gelassen haben. Als wir heute mittag hier eintrafen — denken Sie sich unsere Überraschung — finden wir von Fräulein Schultes ein Telegramm vor, daß sie heiser sei und nicht singen könne, und von Herrn Bänker eine Postkarte, worin er uns schreibt, mit der Person, der Schultes, wirke er nicht mehr zusammen. Die beiden sind näm-

lich miteinander verlobt, zanken sich aber öfters, wie das bei einem Künstlerbrautpaar so Brauch ist. Dann ist sie heiser, und er will nicht mehr mit ihr zusammen auftreten, bis sie sich wieder versöhnt haben. Diesmal ist der Krach gerade auf unseren Konzerttag gefallen. Wir armen Haimonsbrüder sitzen nun in der Patzche. Ich habe gleich telegraphiert, sie müßten unbedingt kommen, und bin vorhin zum Bahnhof gelaufen, ob mein Telegramm nicht doch die gewünschte Wirkung gehabt hätte. Leider nein! Dafür hatte ich das Vergnügen, die Herrschaften“ — er neigte sich Elli zu — „zu begrüßen, ohne eine Ahnung allerdings zu haben, daß ich es mit einer Kollegin zu tun hätte. Nun sind wir Haimonsbrüder zwar beim hiesigen Publikum beliebt genug, um das Konzert allein wagen zu können, allein Sie wissen wohl auch, wie das Publikum ist. Es verlangt immer, daß das Programm innegehalten wird, das angekündigt ist, und wenn da einer fehlt — na, das rächt sich für die Zukunft. Also, gnädiges Fräulein, ob Sie nun Sopranistin sind oder Altistin — es ist gleich, nur tun Sie uns die kollegialische Liebe an und helfen Sie uns aus der Verlegenheit.“

Max sah Elli an. „Da haben Sie ja Ihre Generalprobe, Ihr Konzert, um das Sie so jammerten!“ rief er lachend. „Der Himmel schenkt es Ihnen wieder.“

„Aber das geht wohl nicht,“ wehrte Elli ab. „Ich kann doch nicht als Fräulein Schultes singen — und zudem habe ich keine Noten bei mir.“

Auch diese Einwendungen entkräftete der Schwarzbärtige mit gewandten Worten. Dem Publikum sei es ganz gleich, ob Fräulein Schultes oder sonst wer singe, wenn es nur eine Sängerin sei, und ob diese oder jene Arie zum Vortrag gelangte, mache auch nichts aus. Noten aber seien rasch in der Musikalien-

handlung der Stadt aufzutreiben — das wäre das wenigste.

Elli sträubte sich immer noch, doch Max erhob bittend die Hand. „Lassen Sie uns auch dies Abenteuer mitnehmen, Fräulein Elli. Sie glauben nicht, wie ich mich freuen würde, Ihre Stimme bewundern zu können. Sagen Sie“ — wandte er sich an das freundliche Oberhaupt der Haimonsbrüder — „brauchen Sie denn keinen Klaviervirtuosen?“

„Allerdings — wir gedachten uns an den Kapellmeister des hiesigen kleinen Orchesters zu wenden, aber der Mann ist uns aus Konkurrenzneid nicht sonderlich gewogen.“

„Lassen Sie ihn!“ fiel Max ihm ins Wort. „Ich übernehme den Ersatz für den veranzkten Zänker und Klaviermann. Wenn das Instrument halbwegs anständig ist, pauke ich Ihnen darauf los wie Liszt und Bülow zusammengenommen.“

Der Schwarzbärtige war entzückt und drückte ihm gerührt die Hand.

Elli fand noch einen Einwand. „Wir müssen doch mit dem nächsten Zuge fahren.“

„So fahren wir erst mit dem letzten Zug. Bis dahin haben wir auch vielleicht Antwort hierher auf unsere Telegramme, die jetzt abgehen,“ entgegnete Max, und dieser letzte Grund war schließlich für Elli entscheidend. Sie willigte ein, zu singen.

„Und das Honorar?“ fragte das Quartettobertaupt etwas zaghafter.

„Ei, da könnten wir ja unsere Eisenbahnfahrt herauschlagen?“ Max sah, wie Elli den Kopf schüttelte. „Gut, wir singen und spielen zum Besten der vier Haimonsbrüder.“

Hiervon war nunmehr Herr Haimons so ergriffen,

daß er Elli die Hand küßte und Max versicherte, es sei wirklich schade, wenn dies das einzige Konzert bleiben sollte, das sie zusammen abhielten. Aber darüber könne man noch reden; vorerst sei es wohl angebracht, eine Probe vorzunehmen, für die gerade noch Zeit sei, da sie vorher die Noten beschaffen müßten.

In der Musikalienhandlung der Stadt, wohin sie ihm nun folgten, war die Sache rasch erledigt. Elli wählte die große Arie der Gräfin aus „Figaros Hochzeit“ und einige Lieder von Schubert, Brahms und Taubert. Max, der vor Begierde zu brennen schien, ihr seine Künste auf dem Klavier zu zeigen, nahm einige Lisztsche Sachen, die er oft gespielt hatte, und etwas von Chopin. Mit dem gedruckten Programm stimmte das alles freilich nicht, allein Herr Haimons erklärte, das mache nichts; wenn dem Publikum nur etwas vorgefungen und vorgespielt würde.

Eine Viertelstunde darauf hallte der lange, schmale Seitensaal des „Reichsadlers“ von einem Wirrwarr von Tönen wider, die oft von fröhlichem Gelächter unterbrochen wurden. Die Mitglieder des Quartetts, deren nähere Bekanntschaft Max und Elli machten, erwiesen sich als artige und gutgelaunte Gesellen, von deren Lippen nicht bloß manch biederer Sang, sondern auch ein froher Scherz oder eine witzige Bemerkung floß.

Max begleitete Elli am Klavier. Er war, jetzt schon vollkommen verliebt, ganz hingerissen von ihrer schönen Stimme und überschüttete sie mit Komplimenten.

„Und dabei wollen Sie keine Seele haben! Sie werden noch ein Stern am Kunsthimmel!“ rief er begeistert aus, als sie ihre Arie beendet hatte, und die Haimonsbrüder Beifall klatschten.

Elli schüttelte lächelnd den dunklen Kopf. „Da

müßten Sie einmal meine Mutter singen hören. Sie würden anders reden.“

„O, dann müssen Sie das Lied einmal meinem Vater vortragen, der Ihre Frau Mutter noch in ihrer Glanzzeit bewundert hat. Möchten Sie es nicht, Fräulein Elli? Er allein kann das am besten entscheiden.“

„Ich würde mich sehr vor seinem Urteil fürchten. Aber es ist sonderbar — ich bin heute auch mehr als jemals in Stimmung,“ erwiderte Elli mit leichtgeröteten Wangen.

„Das machen unsere herrlichen Abenteuer!“ rief er neckend. „Ich wünschte, sie wären nicht so bald zu Ende. Was werden wir nun noch erleben, Fräulein Elli? Was wird nun kommen?“

Sie begegnete lachend seinem Blick. „Das Brahms'sche Wiegenlied! Bitte, passen Sie auf!“

Mit ihren Liedern erntete Elli einen Sturm der Anerkennung. Herr Haimons und seine Kollegen überboten sich in Schmeicheleien; das schwarzbärtige Oberhaupt, das nebenbei durch seinen Aneifer etwas schielte, beteuerte, daß Miezi Schultes ihr nicht das Wasser reichen könne, und daß sie unbedingt fortan nur noch mit den Haimonsbrüdern ihre Konzerte geben dürfe.

„Sehen Sie — großer Erfolg der ‚Generalprobe‘ auf der ganzen Linie. Sollen wir das nicht Ihrer Frau Mutter depeeschieren?“ fragte Max.

Plötzlich brach Elli in einen Ausruf des Schreckens aus. „Mein Gott — es fehlt ja noch etwas. Beinahe möchte ich sagen, das Wichtigste. Ich kann doch nicht im Reisekleid vor dem Publikum singen.“

„Wahrhaftig!“ meinte das Künstleroberhaupt verblüfft. „Das geht nicht, gnädiges Fräulein. Sie müssen ein weißes Kleid tragen — ausgeschnitten — das verlangt das Publikum.“

Das Künstlerquartett versammelte sich ganz erschrocken auf der kleinen Bühne des Saales. Auf diese Notwendigkeit war vorher niemand von ihnen gekommen.

Herr Gaimons aber wußte Rat und rief den Wirt herbei. Dieser holte die Frau Wirtin, eine sehr stattliche Dame, die nur knapp durch die Saaltür ging. Sie erbot sich, ihr neues Weißes im Interesse der Kunst Elli zur Verfügung zu stellen, allein der Vorschlag wurde mit Gelächter aufgenommen, da der Kontrast zwischen ihrer und Ellis Erscheinung denn doch gar zu groß war.

Das Künstleroberhaupt sah nach der Uhr. „Schon sechs Uhr vorüber. In einer Viertelstunde ist Kassenöffnung. Himmel! Wir können doch nicht in einer Viertel- oder halben Stunde für das gnädige Fräulein ein neues Kleid machen lassen!“

„Halt!“ rief die korpulente Wirtin. „Kommen Sie nur, Fräulein!“ wandte sie sich in ihrer gemütlichen Art an Elli. „Sie können gleich bei mir Toilette machen.“ Damit nahm sie Elli beim Arm und watschelte mit ihr aus dem Saal.

„Und nun müssen Sie noch für den Herrn einen Frack schaffen!“ erklärte das Künstleroberhaupt dem Wirt. „Wir sind alle im Frack nachher. Können wir nicht irgendwo einen leihen?“

Der biedere Mann kratzte sich verlegen den Kopf. „Ich besitze keinen. Aber wenn der Herr es mit dem Flügelkleid meines Oberkellners versuchen will?“

„Her mit dem Flügelkleid!“ lachte Max, und nach wenigen Minuten prangte er in den glücklicherweise noch ziemlich neuen Schwalbenschwänzen des Oberkellners. Allerdings paßten seine Weinkleider nicht dazu, allein die Gaimonsbrüder trösteten ihn: die Weine stecke

er ja doch unter das Klavier, wo sie dem Publikum so gut wie unsichtbar seien.

May fing an, seine eigenen Sachen auf dem Instrument abzupauken. Da es Stücke waren, die er zu Hause oft gespielt und fast aus dem Kopf konnte, so verlief das Experiment ohne Störung und zu allseitiger Zufriedenheit, so daß er sich wirklich wie ein kleiner Bülow vorkam.

Das Quartett zog sich danach zurück, um in einem kleinen Hinterzimmer für das Konzert sich fertig zu machen. Der schöne Haimons erschien bald danach in einem modernen Frack, dessen Knopfloch eine große Chrysanthemumblüte zierte; etwas weniger festlich traten die anderen Haimonsbrüder auf, die mit ihren etwas abgeschabten Leibröcken den bei solchen kleinstädtischen Aufführungen gewohnten Anblick darboten.

Nebenan füllte sich der Raum mit den Besuchern aus der Stadt. Man hörte Stuhlkrachen und Stimmengeschwirr, und bei einem Blick in den Saal sah May ganze Reihen weißgekleideter junger Mädchen und Frauen, in den behandschuhten Händen das gedruckte Programm, ganz Erwartung und voll Spannung auf die Kunstgenüsse und vielleicht auch auf den schönen Herrn Haimons.

Wo blieb nur Elli? In dem Augenblick hörte er hinter sich das Geräusch von knisternder Seide. Sie stand hinter ihm in einem weißen, glitzernden Gewand, dessen Schleppe lang hinterher zog, schön und blühend wie eine junge Braut, und lachte ihn an.

„Was sagen Sie zu meinem Kostüm?“

„Großartig — imposant! Ich bin starr vor Staunen. Wo stammt denn das her?“

„Es ist das Hochzeitskleid der Wirtin,“ flüsterte Elli. „Es lag achtzehn Jahre eingepackt in einem

Karton. Die gute Frau hat es für diesen Abend geopfert.“

„Ein Hochzeitskleid? Wissen Sie auch, Fräulein Elli, daß Ihnen das so wunderbar steht, als sollten Sie selbst in der nächsten Minute zum Traualtar fahren? — Aber etwas fehlt noch. Dafür lassen Sie mich sorgen.“ Und Max rannte davon.

Sie rief ihm nach, er müsse bleiben, das Konzert solle sogleich beginnen, aber er hörte nicht darauf. Erst nach zehn Minuten, als die Haimonsbrüder und mit ihnen das Publikum schon unruhig geworden waren, erschien er in dem Künstlerzimmer wieder, ein prächtiges Rosenbukett in der Hand.

„So schnell es in der Eile ging,“ sagte er, Elli den Strauß überreichend. „Nun ist die Braut fertig, und die Hochzeit kann beginnen.“

„Es ist auch allerhöchste Zeit!“ murrte der schöne Herr Haimons — nicht ohne Neid auf den Kollegen in Apoll, der ja unter dem Dank Ellis ganz in Glückseligkeit zu schwimmen schien. „Sie trampeln schon im Saal. Also vorwärts, meine Herrschaften!“

Die Sängerschar marschierte aus dem Zimmer auf die Bühne. Ein lautes Beifallklatschen empfing sie, während sie auf Stühlen und am Klavier Platz nahmen. Dann erhob sich der schöne Herr Haimons im Glanze seines Frades, machte eine wohlhabgeziirkelte Verbeugung und begann nach einigem Räuspfern eine längere Ansprache, in der er dem Publikum die Mitteilung machte, daß Fräulein Mieke Schultes leider wegen Heiserkeit abgesagt habe, daß es ihm aber gelungen sei, einen großartigen Ersatz in der „berühmten Sängerin Fräulein Sarminski“ zu gewinnen, welche zufällig auf ihrer Reise die Stadt berührt habe, da sie zur

Mitwirkung an einem großen Konzert in B. geladen sei.

Die Rede machte großen Eindruck, und alle Blicke richteten sich auf Elli, die ruhig lächelnd und anscheinend höchst amüsiert in den Saal schaute. Von dem fehlenden Klaviervirtuosen und seinem Ersatz durch Max war in der Ansprache nicht die Rede, was diesen letzteren auch durchaus nicht betrübte. Er setzte sich vielmehr an das Klavier und begann als Introdution des Konzerts eine Lisztsche Phantasie zu spielen.

Als er aufhörte, klatschte man. Es war ein dankbares Publikum, und die jungen Mädchen fanden, daß Max sehr nett aussähe.

Max verbeugte sich: es war zweifellos ein Erfolg. Innerlich mußte er lachen. Wenn ihn so sein Vater am Klavier sähe — im Frack des Oberkellners!

Nun setzte das Quartett mit seinen Vorträgen ein. Großer Applaus — eine Wiederholung und eine Zugabe. Herr Haimons, der eine Solopartie mit seinem etwas knödelnden Tenor ausgeführt hatte, trat einen Schritt aus der Reihe seiner „Brüder“ hervor und verneigte sich besonders, die Hand aufs Herz gelegt, über dem auf dem schwarzen Fracktuch die weiße Blume glänzte, während seine schielenden Augen in verklärtem Glanz durch die Stuhlreihen liefen, als wollten sie allen schönen Damen ein zärtliches Kompliment machen. Die Wirkung war ein erneuter Sturm des Beifalls.

Fast mit zitternder Erwartung sah Max nun Ellis Auftreten entgegen. Noch klang ihm von der Probe her ihre schöne Stimme im Ohr. Wie würden jetzt die guten Spießbürger mit ihren Damen aufhorchen bei diesen Tönen! Er verstand nicht, wie sie jemals zu ihm hatte sagen können, sie besäße kein Talent. Und wenn sie auch wohl ganz anders bei der ver-

fäumten Generalprobe gefeiert worden wäre, wenigstens ein kleiner Erfas mußte auch der Triumph, der ihr in diesem Saal sicher war, für sie bedeuten.

Er spielte die Einleitung zu der Arie, und unmittelbar darauf erfüllte Ellis Stimme den Saal.

Mag fuhr zusammen. Was war das nur? Vorhin so voll und süß, Klang der Ton ihrer Stimme jetzt auf einmal gepreßt, unsicher, schwankend in der Höhe. Er konnte, da er die Musik nicht beherrschte, den Blick nicht vom Notenblatt erheben. Sicherlich war es nur eine momentane Befangenheit, sie mußte mit den ersten Sätzen vorübergehen.

Aber sie ging nicht vorüber. Elli schien vielmehr immer unsicherer, ihr Gesang gequälter, schleppender zu werden, jeder seelische Ausdruck mangelte. Mag brach der Angstschweiß aus der Stirn. Er beschleunigte das Tempo, und nun schien es, als ob er ihrer Stimme etwas Erlösung brächte. Wie erleichtert setzten ihre Töne sich in Bewegung und fingen an zu jagen, immer mehr und mehr. Vergebens suchte er mit der Begleitung aufzuhalten, Elli kehrte sich nicht daran; wie sinnlos hastete sie die schöne Arie herunter, daß er ganz aus dem Takt kam und daneben griff, während sie in ihrem Tempo fortfuhr, bei dem jede Schönheit des Klanges und der Empfindung verwischt wurde, als hätte ein Phonograph im Galopp die Tonreihen heruntergehaspelt.

Das Publikum war völlig verduzt; es wußte in seiner kleinstädtischen Bescheidenheit nicht, ob es aus Gewohnheit klatschen oder aus Mißvergnügen zischen sollte. Aber als eine schüchterne Hand sich rührte, erhob ein alter Herr mit brummigem Gesicht ein energisches Zischen.

Die vier Haimonsbrüder saßen da, als fühlten sie

sich verhegt. Die Sängerin war in den Hintergrund der Bühne geflüchtet und rasch im Nebenzimmer verschwunden.

May glaubte geträumt zu haben. Wie konnten Ellis Stimme und Temperament sich so verändern, sie so das Kulissenfieber vor diesem kleinstädtischen Publikum packen, vor dem jede Dilettantin am Ende mit Ehren bestanden hätte? Das war ja eine verwünschte Wendung ihres Reiseabenteuers.

Aber hier half kein Nachdenken. Es galt die Aufmerksamkeit des verblüfften Publikums abzulenken, und ohne sich zu besinnen, schlug er auf die Tasten zu seiner Schlunummer für den ersten Teil. Er wute kaum noch, was er spielte. Als er geendet, ertönte Beifall, aber May eilte, ohne dafür zu danken, an dem schönen, finster dreinblickenden Gaimons und seinen „Brüdern“ vorüber, in das kleine Nebenzimmer.

Elli sa in dem weien Hochzeitskleide auf dem Sofa. Das Licht der Gasflammen zeigte, wie bla sie war. Ihre Augen waren gerötet, und ihre Hände rissen an dem Taschentuch, mit dem sie sich eben noch die Tränen abgetrocknet haben mochte.

„Fräulein Elli!“ rief er mitleidig. „Wie war das möglich? Auf der Probe vorhin waren Sie so gut disponiert und jetzt —?“

„Nicht wahr, es war scheulich!“ versetzte sie mit einem krampfhaften Versuch zu lächeln. „Mein erstes Auftreten in der Offentlichkeit — ein groartiges Fiasko! Und doch ist es noch gut, da es mir nicht in B. auf der Generalprobe passiert ist. Meine arme Mutter! Alle ihre Hoffnungen sind getäuscht. Dort hätten sie mich ausgezischt und mit Recht, denn ich wei es ja, ich werde nie eine Sängerin für das Publikum werden.“

„Aber was war Ihnen denn auf einmal?“ fragte

Mag, indem er sich neben ihr niederließ. „Ich begreife es nicht.“

„Ich sagte es Ihnen ja im voraus, welche Stümperin ich bin. Meine Scheu vor dem Publikum! Erst war es mir furchtbar lächerlich, vor fremden Leuten zu singen, und nachher packte mich, als ich beginnen sollte, auf einmal die Angst. Meine Kehle schnürte sich zu; ich konnte die Töne nicht mehr herausbringen. Am liebsten hätte ich die Noten hingeworfen und wäre gleich davongelaufen. Und als es endlich zu Ende war, fühlte ich mich froh. Nachher kam die Beschämung. Nein, ich werde nie eine Sängerin! Gott sei Dank, daß mir das wenigstens in B. erspart geblieben ist.“

„Aber auf der Probe klang Ihre Stimme doch so brillant.“

„O auf der Probe,“ erwiderte sie, „da war es etwas anders. Als Sie bei der Probe am Klavier saßen, kam es mir vor, als wären wir allein. Dann kann ich singen, wenn ich mich nicht unter Fremden fühle.“

Dabei war sie unwillkürlich errötet, als wäre ihr wider Willen ein Geständnis entschlüpft. Mit Entzücken aber ergriff Mag ihre Hand.

„Elli — ich bin Ihnen kein Fremder mehr? Mir singt Ihre Seele — mir — Sie wissen es ja, daß Sie mir seit meinen Knabenjahren keine Fremde sind. Das Bild Ihrer Frau Mutter — als dummer Junge habe ich es einst angebetet, nein, ich war verliebt darin! Verliebt, Fräulein Elli! Das war nur ein Traum, aber der Traum ist heute Wirklichkeit geworden. Elli, meine geliebte Elli, sehen Sie sich einmal an — Sie im weißseidenen Hochzeitskleid und ich im Frack — sehen wir beide nicht wie ein Brautpaar aus? Hat uns das Schicksal nicht dazu bestimmt? Ich sollte mir



eine Braut holen, und nun ist sie mir geworden. Elli, meine süße Elli —“

„Das sind ja wunderbare Sachen!“ tönte eine laute Stimme an das Ohr der beiden. Sie fuhren auseinander. In der geöffneten Tür stand niemand anders als der alte Herr Wilde, hinter dem sich bald darauf

auch das ängstlich besorgte Gesicht der Frau v. Schwarzenburg zeigte.

„Also schon ein Brautpaar — so schnell? Darum habt ihr euch beide auch wohl in den unrechten Zug gesetzt?“

„Vater, es war der rechte!“ jubelte Max, unbekümmert um das, was auf der Stirn des alten Herrn geschrieben stand. „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme, nicht wahr, Elli?“

Der alte Herr schritt kerzengerade auf Elli zu. „Ich gratuliere, Fräulein Schwiegertochter, zu dem Heirathsvorhin. Hoffentlich erleben Sie an meinem Schlingel da nicht noch einen zweiten.“

* * *

Aber all die verschiedenen Stimmungen lösten sich zuletzt in Wohlgefallen auf, und es gab noch einen ungetrübten, freudigen Abend. Im Gespräch fand sich auch die Aufklärung für das so plötzliche Erscheinen der beiden alten Herrschaften. Das Telegramm, das Max nach K. abgesandt, war dem alten Wilde, der mit Frau v. Schwarzenburg vergeblich nach dem jungen Paar auf dem Bahnhof gesucht und daher den Gilzug nicht zur Weiterfahrt benutzt hatte, später doch noch glücklich eingehändigt worden. Er erlah daraus die peinliche Lage, in die die beiden durch ihre Irrfahrt geraten waren, und schlug Frau v. Schwarzenburg vor, ihnen nachzureisen, was ein gelegener Zug gerade ermöglichte. Am Bahnhof hatten sie von dem Stationsvorsteher sofort erfahren, wohin die unfreiwilligen Abenteuerer ihre Schritte gelenkt, und waren dann im „Reichsadler“ angelangt, als das Konzert bereits begonnen hatte. Von dem Wirt unterrichtet, daß die beiden sogar mitwirkten, hatten sie sich unter das Publikum gemischt

und sollten gerade Zeugen von Ellis schmähhlichem Fiasco werden, daß die gute Frau v. Schwarzenburg in Tränen versetzte.

Aber man tröstet sich leicht, wenn man sieht, daß die Tochter aus einer mißlungenen Konzertprobe als glückliche Braut hervorgeht.

Auf eine weitere Mitwirkung Ellis und Mag' an dem Konzert verzichtete der schöne Herr Haimons gern. Dafür brachten die Haimonsbrüder, die auch so ihre Lorbeeren eingeheimst hatten, am anderen Morgen dem Brautpaar das sinnigste und schönste Ständchen dar.





Von Port Said nach Suez.

Bilder vom Suezkanal. Von Loth. Brenkendorff.

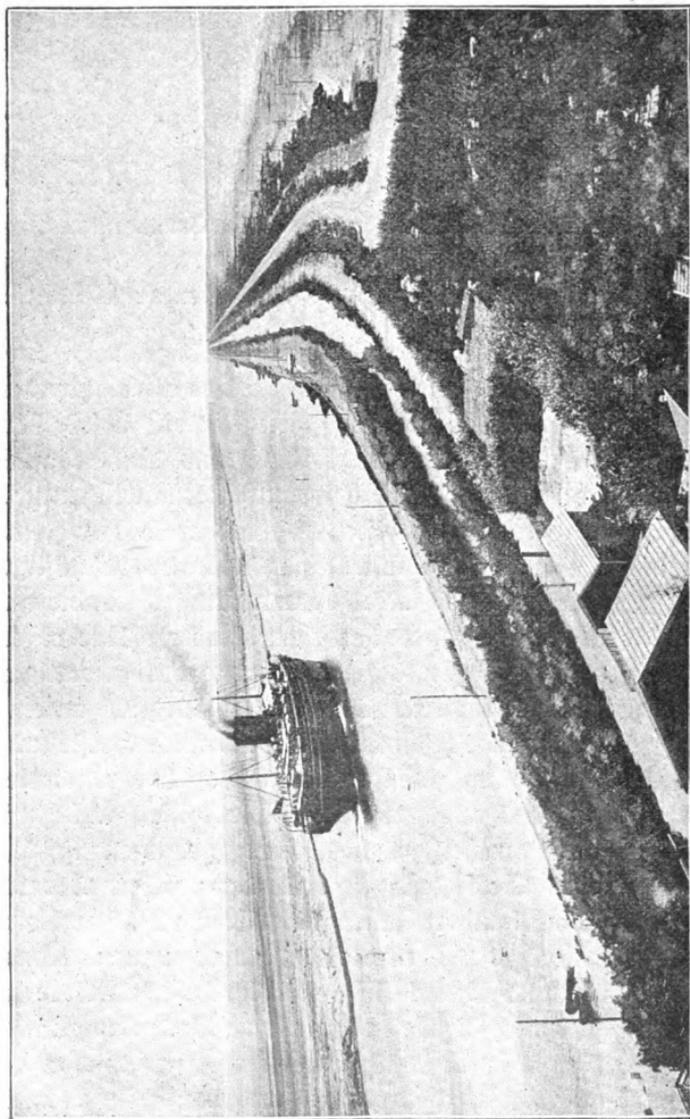
Mit 10 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

Die schmale Brücke, die als Landenge von Suez Afrika mit Asien verbindet, ist von seefahrenden Nationen schon in uralten Zeiten als ein böses Verkehrshindernis angesehen worden, und der Gedanke, einen Schiffahrtsweg zwischen dem Mittelländischen und dem Roten Meere herzustellen, hat bereits vor Jahrtausenden den Geist tatkräftiger Männer beschäftigt.

Die Pharaonen Sethos I. und Ramses II., die um 1400 v. Chr. in Agypten herrschten, sind wohl die ersten gewesen, die sich an die Ausführung des gewaltigen Unternehmens wagten. Aber sie dachten nicht an eine Durchstechung des Isthmus, sondern an die Herstellung einer Verbindung zwischen den beiden Meeren unter Benutzung des unteren Nils. Wir wissen nicht mit voller Bestimmtheit, ob es ihnen gelungen ist, ihr gigantisches Werk ganz zu vollenden; sicher aber ist, daß etwa achthundert Jahre später Necho II., der Sohn und Nachfolger Psammetichs, einen neuen Kanal zwischen Bubastis am Nil und dem Roten Meere zu bauen begann. Er selbst erlebte seine Vollendung nicht, obgleich die Überlieferung, daß 120,000 Menschen bei dem Kanalbau umgekommen seien, auf ein ziemlich energisches Vorgehen schließen läßt. Erst Darius Hystaspes brachte das Werk hundert Jahre später zum

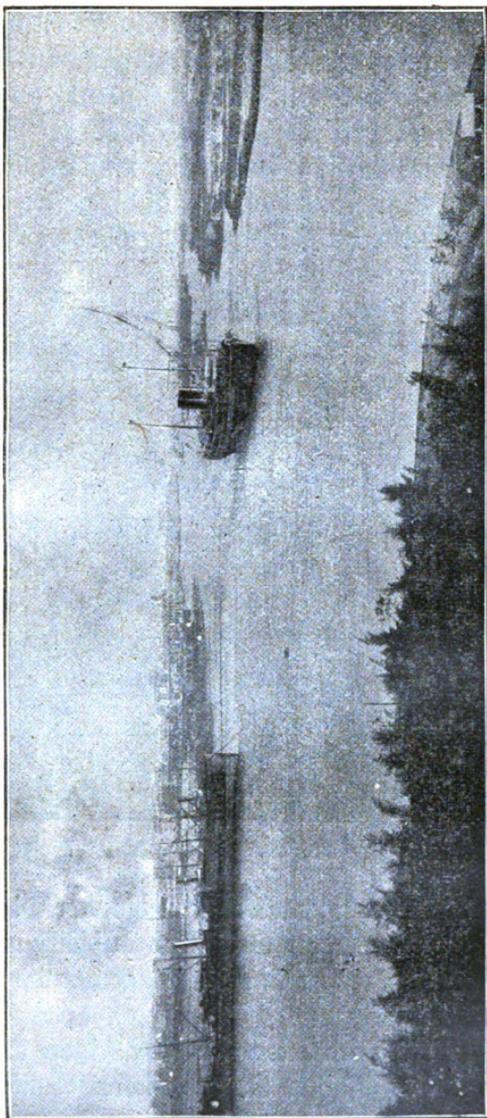


Panorama des Suezkanals.

Abschluß, und Ptolemäus II. erweiterte es durch den Einbau von Schleusen zu einer wirklichen brauchbaren Schifffahrtsstraße.

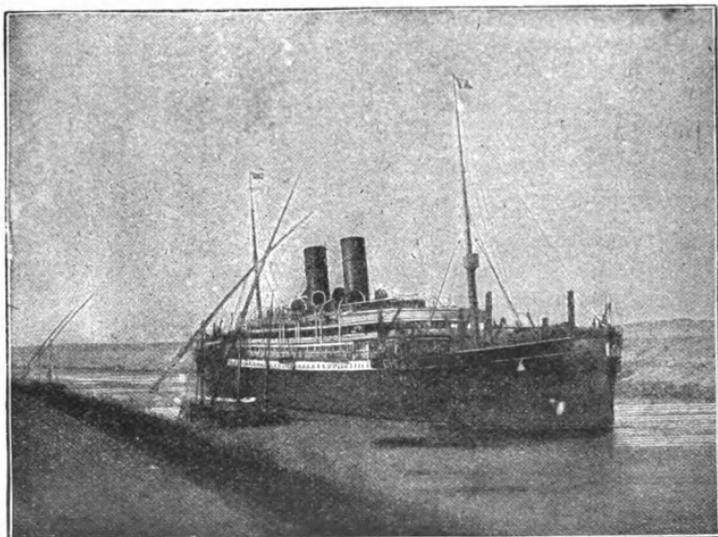
Auf unsere Tage sind keine Spuren jenes Riesenbaues mehr gekommen. Man ließ ihn nach und nach verfallen und verfallen, und nach einigen kostspieligen, halb gelungenen Wiederherstellungsversuchen unter den ersten römischen Kaisern und unter dem Kalifen Omar wurde der Kanal vollständig zugeschüttet.

Viele Jahrhunderte später erst nahm das Genie Napoleons I. die Idee wieder auf, und der Ingenieur Lepère wurde



Port Said und die Kanalfabrik.

im Jahre 1798 mit der Ausarbeitung eines Projekts betraut, wie sich Alexandrien mit Suez verbinden ließe. Die Rückgabe Ägyptens an die Pforte ließ dem großen Korfen eine weitere Verfolgung seines Planes indessen bald als gegenstandslos erscheinen, und von dem Kanalbau war nicht weiter die Rede, bis um die Mitte der Fünfzigerjahre des vorigen Jahrhunderts



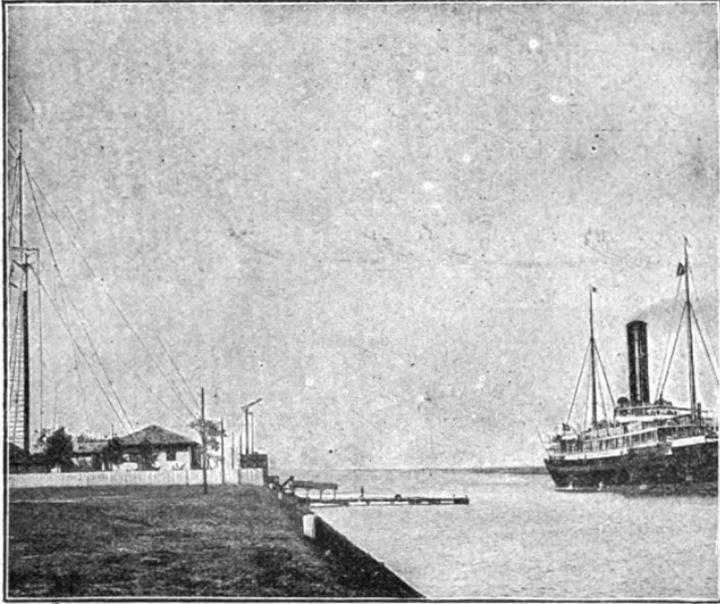
Durchfahrt eines großen Passagierdampfers.

ein anderer genialer Franzose, der Diplomat Ferdinand v. Lesseps, den Gedanken aufgriff und mit bewunderungswürdiger Energie seiner Verwirklichung entgegenführte.

Während seiner siebenjährigen amtlichen Tätigkeit als französischer Konsul in Kairo hatte sich Lesseps die Freundschaft des Vizekönigs Said Pascha gewonnen, und es gelang ihm, denselben in so hohem Maße für sein kühnes Projekt zu interessieren, daß ihm durch be-

sonderen Firman die Konzession zur Gründung einer Kanalbau-Gesellschaft unter Gewährung großer Vergünstigungen und weitgehender Zugeständnisse erteilt wurde.

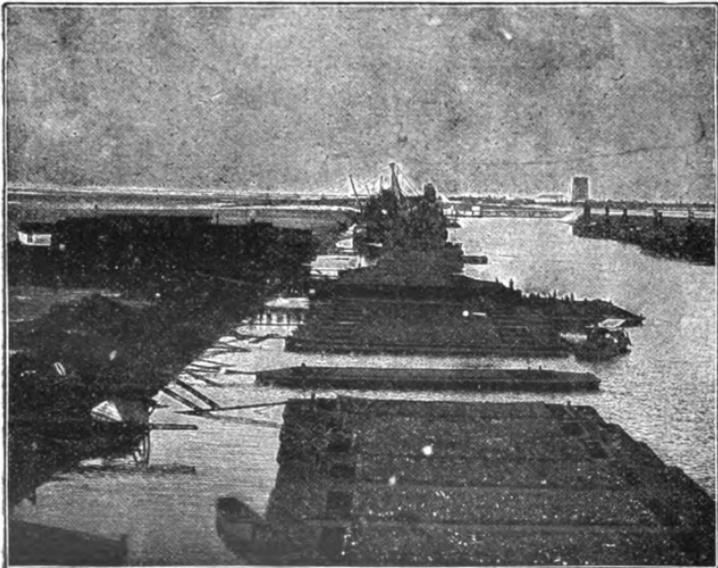
Die Vorarbeiten wurden sogleich in Angriff genommen, die verschiedenen Pläne sorgfältig geprüft,



Eine Ausweizerstelle.

und eine internationale Kommission, der die bedeutendsten Fachleute aller Kulturländer angehörten, entschied sich für den Bau eines Kanals von Port Said nach Suez, der die Benützung einiger kleiner natürlicher Seen gestattete, und dessen Kosten etwas optimistisch auf nur 200 Millionen Franken veranschlagt wurden. Diese 200 Millionen waren innerhalb eines Zeitraums von kaum drei Wochen gezeichnet, und schon am 25. April 1859 wurde bei Port Said der erste Spatenstich an dem

großen Werke getan. Aber so leicht Lesseps die Beschaffung der erforderlichen Geldmittel geworden war, eines so ungeheuren Aufwandes von Zähigkeit und Energie bedurfte es, um jener anderen Schwierigkeiten Herr zu werden, die ihm namentlich durch die Intrigen Englands bereitet wurden. Das allezeit arg-

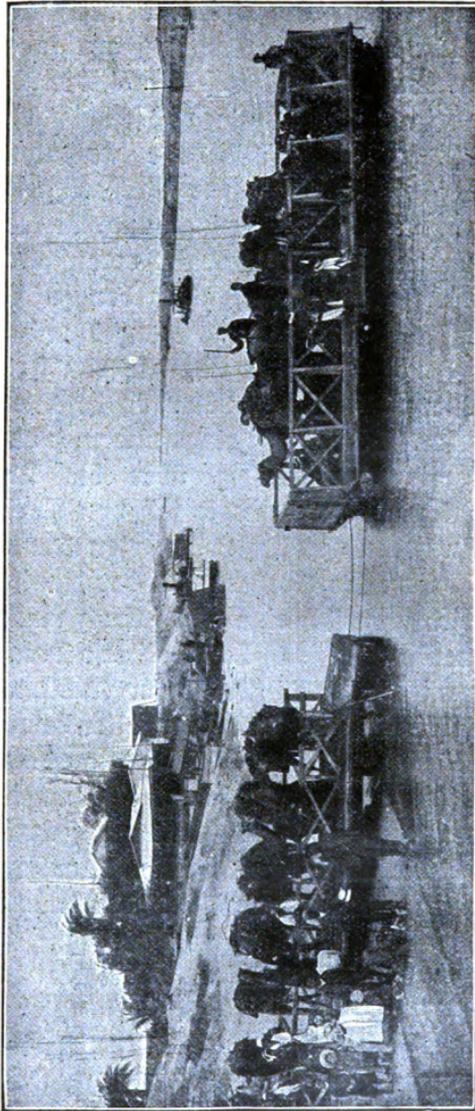


Kohlentransportschiffe auf dem Kanal.

wöhnische Albion fürchtete bei einem Zustandekommen des Kanals, der den Seeweg nach Ostindien um ein so gewaltiges Stück abkürzen sollte, für die Sicherheit seines indischen Besitzes, und dieselbe Nation, unter deren Flagge heute alljährlich mehr als 3000 Dampfer den Suezkanal passieren, setzte damals durch ihre Regierung alle Hebel in Bewegung, um die Vollendung des für den gesamten Weltverkehr so ungeheuer wichtigen und bedeutsamen Unternehmens zu hindern.

Der Sultan, ein willenloses Werkzeug in den Händen des britischen Gesandten in Konstantinopel, bereitete dem Fortgang des Werkes die mannigfachsten Hindernisse, und ohne die mächtige moralische Unterstützung, die ihm die ganz auf seiner Seite stehende öffentliche Meinung sogar in England selbst gewährte, würde es Lesspès kaum gelungen sein, über alle diese Widerwärtigkeiten zu triumphieren.

Die Sterblichkeit unter den von der ägyptischen Regierung zum Kanalbau gestellten einheimischen Arbeitern war, wie immer bei derartigen



Fähre für den Transport von Tieren.

Tiefbauten, eine außerordentlich hohe, und der ursprüngliche Kostenanschlag mußte weit überschritten werden. Aber die Arbeit erlitt trotzdem keine nennenswerte Unterbrechung, und schon nach zehn Jahren, am 17. November 1869, hatte der kühne und beharrliche Schöpfer des in seiner Großartigkeit einzig dastehenden Werkes die Genugtuung, den Kanal unter glänzenden, vom Vizekönig veranstalteten Festlichkeiten seiner Bestimmung übergeben zu sehen. Neben der auf der Höhe ihres Glanzes und ihrer Schönheit stehenden Kaiserin Eugenie von Frankreich hatte sich eine große Anzahl von Fürstlichkeiten zu dieser feierlichen Eröffnung eingefunden, und eine imposante Flotte von fünfzig über die Toppen besflaggten Kriegsschiffen bewegte sich von Port Said nach Suez durch den glücklich vollendeten Kanal.

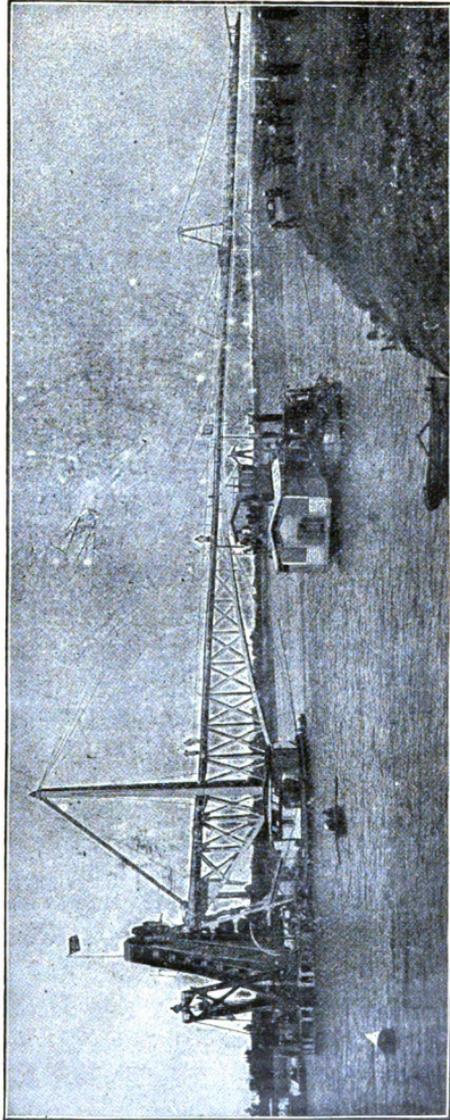
Von der Großartigkeit der damit geleisteten Arbeit wird man sich eine Vorstellung machen können, wenn man erfährt, daß bei der Herstellung des Kanals nicht weniger als 75 Millionen Kubikmeter Erde, Sand, Schlamm und Felsgestein hatten bewegt werden müssen, daß etwa 40,000 Fellachen an dem Werke tätig gewesen waren, und daß die Kosten einen Gesamtbetrag von annähernd 500 Millionen Franken erreicht hatten.

Die 157 Kilometer lange Kanalsstrecke durchschneidet, von Port Said ausgehend, den teilweise trockengelegten Menfaleh-, Ballah- und Timsah-, sowie den großen und kleinen Bittersee, wobei die Verbindungsstrecken zwischen den genannten Seen unter Durchstechung des 16 Meter hohen Plateaus El-Gisr in der Wüste südlich vom Ballahsee, der Felsenschwelle des Serapeums nördlich vom großen Bittersee und der Höhen am Schaluf el-Terraba südlich vom kleinen Bittersee gegraben werden mußten.

Die Bedeutung des neuen Wasserweges für den Weltverkehr wurde bald auf das schlagendste offenbar. Beläuft sich doch der Zeitgewinn bei Benutzung des Suezkanals für viele Linien auf 50 Prozent und mehr gegenüber der bis dahin bestehenden

Notwendigkeit, den ganzen afrikanischen Kontinent zu umfahren. Dabei erwiesen sich die düsteren Prophezeiungen, die ein baldiges Versanden und Unbrauchbarwerden des Kanals in Aussicht gestellt hatten, als ungerechtfertigte Befürchtungen, wiewohl namentlich in den ersten Jahren die

Zahl der durch Auflaufen in dem engen und wenig tiefen Kanalbett entstandenen Unfälle und Verkehrs-

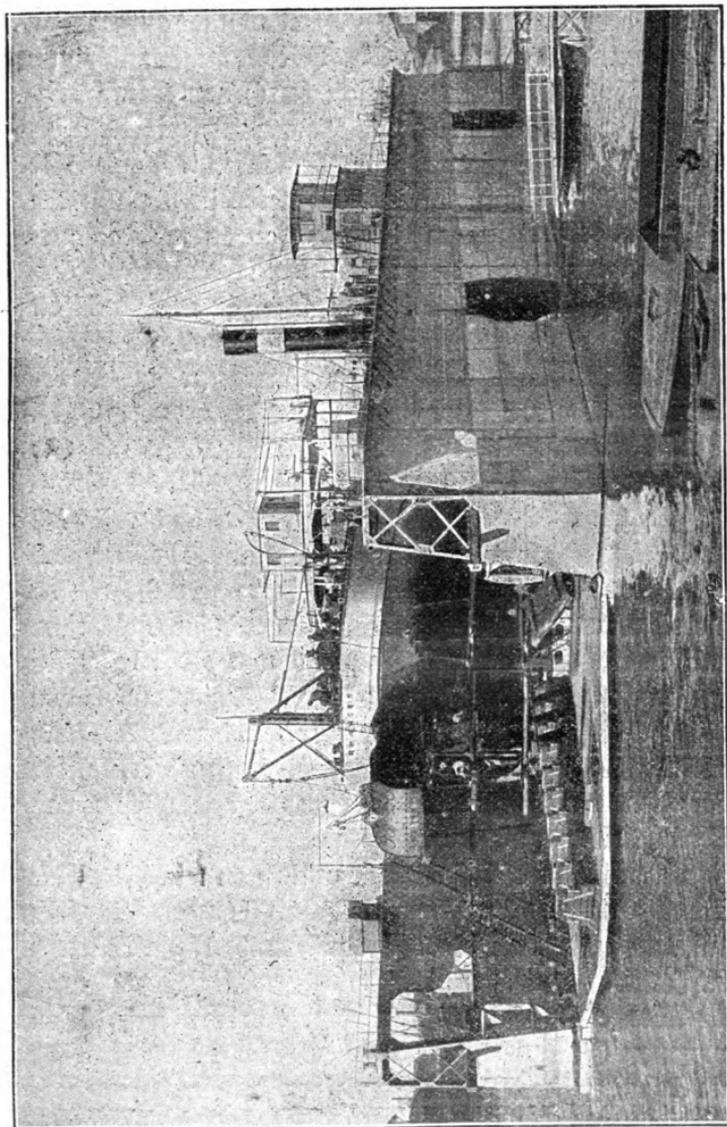


Baggermaschine für die Vertiefung des Kanalbettes.

sürungen eine recht beträchtliche war. Das ursprüngliche Profil des Kanals, das bei einer Wasserspiegelbreite von 58 bis 100 Meter eine Sohlenbreite von 22 Meter und eine Tiefe von nur 8 Meter hatte, erwies sich den immer mehr anwachsenden Dimensionen der großen Handels- und Passagierdampfer gegenüber bald als unzureichend, und die Kanalgesellschaft ist denn auch unablässig darauf bedacht, durch eine Verbreiterung und Vertiefung des Kanalbettes den gesteigerten Anforderungen des Schiffsverkehrs Rechnung zu tragen. Der gegenwärtige Kanal ist tatsächlich ein ganz anderer als der von 1869. Seine Sohlenbreite ist von 22 auf 37, in den Kurven sogar auf 52 Meter angewachsen, und an Stelle der anfänglichen zehn Ausweichstellen gibt es deren heute bereits einundzwanzig, deren jede 750 Meter lang ist. Die durch die natürlichen Seen geschaffenen Erweiterungen sind dabei nicht einbegriffen.

Durch Baggermaschinen von gewaltiger Größe und Leistungsfähigkeit wird unausgesetzt an einer Vertiefung des Kanalbettes gearbeitet. Schon jetzt beträgt dieselbe überall mehr als 9 Meter, so daß Schiffen bis zu 8,20 Meter Tiefgang die Durchfahrt gestattet werden kann. Man nimmt als sicher an, daß man nach Verlauf einiger weiterer Jahre bis zu einer Tiefe von 10,50 Meter gelangt sein wird.

Die großen Unzuträglichkeiten, die selbst eine kurz währende Sperrung des Kanals durch ein aufgelaufenes oder gesunkenes Fahrzeug für den gesamten Verkehr notwendig im Gefolge hat, bedingen die allerstrengsten Vorschriften für das Verhalten der einzelnen Schiffe während der Durchfahrt. Jedes von ihnen ist verpflichtet, den von der Kanalgesellschaft ohne Anspruch auf besondere Vergütung zur Verfügung gestellten Lotjen an Bord zu nehmen, wodurch indessen die Ver-



Schwimmdock der Kanalgesellschaft in Port Said.

antwortlichkeit und Haftbarkeit des betreffenden Schiffsführers für etwa angerichteten Schaden nicht aufgehoben oder eingeschränkt wird. Segelschiffe müssen sich von den Schleppern der Gesellschaft durch den Kanal bugfieren lassen, während es den Dampfern freigestellt ist, ob sie sich dieses Hilfsmittels bedienen wollen. Die Fahrgeschwindigkeit darf 10 Kilometer in der Stunde nicht übersteigen, und ein Stoppen an anderen als den Ausweichstellen ist nur im Fall der Not oder auf Geheiß des Lotsen gestattet. Der Verkehr zur Nachtzeit unterliegt besonderen Bestimmungen und ist Segelschiffen überhaupt nicht, Dampfern nur unter bestimmten Voraussetzungen und Bedingungen erlaubt.

Die Kanalgebühren sind nicht unbeträchtlich. Sie betragen ursprünglich 10, zeitweise sogar 13 bis 14 Franken für die geladene Nettotonne, sind aber bereits bis auf $7\frac{3}{4}$ Franken seit dem 1. Januar 1906 zurückgegangen, während leere Schiffe sogar nur 6 Franken für die Tonne zu zahlen haben. Erwachsene Passagiere müssen 10 Franken und Kinder von 3 bis 12 Jahren 5 Franken pro Kopf entrichten. Außerdem haben Schiffe, die bei Nacht passieren wollen, den Lotsen nach einem festgesetzten Tarif zu honorieren, und solche, die sich schleppen lassen, dafür eine Spezialgebühr von 1200 Franken zu zahlen.

Angesichts dieser Zahlen begreift man leicht, daß die Einnahmen der Suezkanalgesellschaft sehr erheblich sein müssen. Sie beziffern sich auf rund 120 Millionen im Jahre.

Aber es darf nicht vergessen werden, daß diesen enormen Einkünften auch sehr erhebliche Ausgaben für die Erhaltung und Verbesserung der Kanalanlage gegenüberstehen. Die Gesellschaft besitzt außer 13 Dampfbaggern mit 53 Dampfbagger Schiffen, durch die allein

im Jahre 1904 $2\frac{1}{2}$ Millionen Kubikmeter Erde gehoben wurden, 3 kräftige Schleppdampfer und hat 95 Lotsen im Dienst, deren Hauptstation Ismailia am Rimsahsee ist, und denen 7 kleine Dampfboote zur Verfügung stehen. Auch unterhält die Gesellschaft einen



Verwaltungsgebäude der Suezkanalgesellschaft in Port Said.

Süßwasserkanal, der bei Kairo aus dem Nil abzweigt und über Ismailia nach Suez und Port Said führt. Die Arbeitsplätze werden durch ein Zisternenschiff, das 70 Kubikmeter Wasser faßt und 13 Kilometer in der Stunde fahren kann, mit Wasser versorgt. An die Unternehmer, die die Schiffe in Port Said mit Wasser versehen, verkauft die Gesellschaft das Kubikmeter mit zwei Franken.

Da die Kanalgesellschaft ein sehr großes Interesse daran hat, jeder Unterbrechung des Verkehrs vorzubeugen, hat sie sich sehr reichlich mit allen erdenklichen Hilfsmitteln ausgerüstet, um auf Grund geratene Schiffe, die nicht durch die Kraft der eigenen Maschinen loskommen können, schleunigst wieder flott zu machen. Schon seit einer Reihe von Jahren wird für derartige Hilfeleistungen keinerlei Entschädigung beansprucht, vermutlich weil ihre Annahme sonst in vielen Fällen aus Sparsamkeitsgründen verweigert werden würde.

In Port Said, wo sich auch der prächtige Verwaltungspalast der Gesellschaft erhebt, befindet sich ein mächtiges Schwimmdock, das in der Hauptsache zur Aufnahme reparaturbedürftiger Schlepper oder Baggermaschinen der Gesellschaft bestimmt ist, dessen Abmessungen aber auch den größten Dampfern, die etwa im Kanal Havarie gelitten haben, das Docken und Ausbessern gestattet.

Obwohl die Zahl der passierenden Schiffe von 1494 im Jahre 1875 auf fast 5000 im Jahre 1905 gestiegen ist, hat sich dank der verbesserten Einrichtungen die Zahl der Unfälle doch ganz erheblich vermindert, und während ein Fahrzeug früher wenigstens 48 Stunden brauchte, um den Kanal zu passieren, läßt sich die Fahrt jetzt in wenig mehr als 18 Stunden zurücklegen, eine Zeit, die in der Folge wohl noch eine weitere erhebliche Verkürzung erfahren wird.

Die Stadt Port Said, der Ausgangspunkt des Kanals, ist seit dem Jahre 1859 aus der Erde gewachsen. Sie besteht aus einem Eingeborenenviertel, das maleisch und schmutzig ist wie alle arabischen Niederlassungen, und aus einem europäischen Quartier, das zum größeren Teil mit den Baulichkeiten und Anlagen der Kanalgesellschaft besetzt ist. Hier gibt es auch einen Monu-



Denkmal für Ferdinand v. Lesseps in Port Said.

mentalbrunnen, eine Bildsäule der Königin Viktoria und eine Kolossalstatue des Kanalerbauers Ferdinand v. Lesseps, dem man angesichts seines großartigen Werkes diese Auszeichnung wohl gönnen mag, unbeeinflusst durch die Erinnerung an die trüben Schatten, welche die bekannten Panamaschwindeleien auf den Lebensabend des am 7. Dezember 1894 aus dem Leben Geschiedenen warfen.





Die drei Viscachas.

Eine amerikanische Geschichte. Von Th. v. Wittembergh.



(Nachdruck verboten.)

1.

Es ist ja ein verschrobener Querkopf, ein steifnädiger Sonderling gewesen, der selige Jonathan Halliwell, aber Grüße in seinem Schädelkasten hat er dennoch gehabt, und ein braves Herz hat er auch unter dem Wollhemd getragen. Deshalb kalkuliere ich, daß er trotz seiner Schrullen ein verständiges Testament aufgesetzt hat, das Sie alle drei befriedigen wird. Wozu allerdings die drei räudigen Dinger hier in dem Holzkäfig bei der Testamentszeröffnung nötig sind, ist mir nebelhaft. Zwei Stunden vor seinem Tode hat mich der selige Jonathan zu sich rufen lassen, mir sein Testament übergeben, mir von Ihnen die Namen genannt und mich aufgefordert, Sie zwei Wochen nach seinem Absterben zur Testamentszeröffnung zu mir zu laden, da Sie als seine einzigen Verwandten an der Erbschaft beteiligt wären. Dann hat er mich noch gebeten, diese drei Untiere mitzunehmen und sie bei der Eröffnung des Testaments zur Stelle zu halten. Was es damit für eine Bewandnis hätte, würde ich schon sehen. Mehr war aus ihm nicht herauszudrücken. Zur Unterhaltung der Tiere hat er mir fünf Dollars gegeben. Ich habe den Wunsch des Sterbenden treulich erfüllt, auch die Plagegeister gut gefüttert, wie Sie sehen. Die fünf Dollars sind gerade dafür aufgegangen. — So, nach

dieser Anstrengung gestatten Sie, daß ich mich etwas erfrische, verehrte Anwesende.“

Der diese Ansprache hielt, war Mister Bridle, der Scheriff des kalifornischen Landstädtchens Bingham City an der Western Pacific-Eisenbahn, mit der man in drei Stunden nach San Francisco gelangen konnte. Er saß in seiner Amtsstube hinter einem langen Eichentisch, auf dem ein hoher Käfig stand, in dem drei hamsterartige graue Tiere mit langen Schwänzen hockten. Den kleinen, kurzatmigen Mann mußte die Rede außerordentlich angestrengt haben, denn er tat aus dem Tonkrug, den er unter dem Tisch hervorholte, mehrere tiefe Züge.

„Um ein Mißverständnis zu vermeiden, bemerke ich noch,“ fuhr er fort, als er den Krug abgesetzt hatte, „daß ich seit zwei Jahren strenger Abstinenzler bin. Es ist nur eitel Wasser in dem Krug.“

„Wirklich?“ fragte eine tiefe Stimme.

„Beim Sternenbanner!“ erwiderte der Scheriff zu dem Frager, einem hünenhaften Mann mit breitem, rotem Gesicht, gewandt, der mit einem älteren hageren Herrn und einer sehr beleibten älteren Dame vor dem langen Eichentisch saß. „Für Euch als Schankwirt, Mister Driver, ist ja meine jetzige Enthaltbarkeit nicht angenehm, denn ich war früher in Eurer Schänke der beste Kunde. Doch wir nehmen zu an Jahren und so auch an Weisheit. Mein Krug hier enthält wirklich nur lauter Wasser und keine Spur von Brandy.“

Damit setzte er den Krug hastig wieder unter den Tisch.

„Wollen Sie nicht zur Eröffnung des Testaments schreiten, Mister Bridle?“ warf der lange hagere Herr, der neben der beleibten Dame saß, mit knarrender Stimme ein. Er hatte vor den Füßen einen kleinen

Koffer stehen. „Dazu sind wir hier doch erschienen. Mein Zug geht in einer Stunde wieder ab.“

„Im Augenblick, Mister Wood. Ihre Berechtigung, verehrte Anwesende, als Erben des seligen Jonathan Halliwell erkenne ich kraft meines Amtes an. Ihr, Mister Driver, seid mir als mein werter Mitbürger seit langem bekannt, und Sie, Mister Wood, und Sie, Miss Pullet, haben sich bereits genügend legitimiert. Also öffnen wir das Testament!“

Der Scheriff löste von einem umfangreichen Brief das Siegel und entfaltete ihn. In dem Brief lag ein schmaler wechselartiger Schein und ein kleinerer, in einem besonderen Umschlag verschlossener und versiegelter Brief. „Hören Sie,“ fuhr der Scheriff fort, „was der selig Entschlafene bestimmt: Meine lieben Erben! Ihr seid zwar Verwandte von mir, habt euch aber bei meinen Lebzeiten verwünscht wenig um mich gekümmert. Euretwegen hätten mich die Sulusaffern in der Blüte meiner Jahre auffressen, oder die Beduinen in der Wüste als zweibeiniges Kamel herumführen können. Doch ich verzeihe euch diese verwandtschaftliche Herzlichkeit vollkommen, denn auch ihr hättet meinerwegen am Nordpol einfrieren oder unter dem Äquator zerbraten können, ohne daß ich euch eine Träne nachgeweint hätte.“ Der einzige, den ich näher gekannt habe, bist Du, Bob Driver. Als ich vor fünf Jahren von San Francisco hierher verzog, um meine letzten Lebenstage in Ruhe zu verbringen, hoffte ich mit Dir, Bob, verwandtschaftlich verkehren zu können. Ich habe mich aber von Dir bald abgewandt, da ich Dich als einen Erzgrobian und Anallproß erkannte —“

„Daß ihn der Teufel am Rost brate!“ stieß Bob Driver erboßt hervor und schlug mit der Faust dröhnend auf den Tisch.

„Ruhe, Mister Driver, Ruhe!“ mahnte der Scheriff. „Ich fahre in der Vorlesung des Testaments fort. Also der selige Jonathan Halliwell schreibt weiter: Sie, Mister Anthony Wood, meiner Mutter Schwester Sohn, hatte ich einmal Gelegenheit, in New York zu sprechen. Sie behandelten mich damals, als ich in Ihre mechanische Werkstätte eintrat, wie einen Mann, der Sie anpumpen und beschwindeln wollte.“

„Unerhört!“ zischte Anthony Wood empört.

„Regen Sie sich nicht auf, Mister Wood!“ besänftigte ihn der Scheriff. „Der selige Jonathan Halliwell schreibt weiter: Und Sie, Miß Evelhne Pullet aus Baltimore, die Nichte meines Onkels väterlicher Seite, schenkten mir vor Jahren einmal in San Francisco die Ehre Ihres Besuches. Da ich Sie aber sogleich als heiratswütige alte Jungfer erkannte —“

„Schändlich!“ jammerte die wohlbeleibte Dame, den Scheriff unterbrechend.

„Der selige Jonathan Halliwell legte nie die Worte auf die Goldwaage, Miß Pullet,“ wandte sich Mister Bridle höflich an sie. „Er war zudem im Verkehr mit Damen völlig unbewandert. Das müssen Sie ihm zu gute halten.“

Ich setze jetzt die Vorlesung des Testaments fort: Da ich Sie aber sogleich als heiratswütige alte Jungfer erkannte,“ wiederholte der Scheriff mit Nachdruck, „von der ich mich trotz ihres Vermögens nicht einfangen lassen wollte, so schützte ich eine dringende Reise nach dem Feuerland vor und verduftete so lange nach Chicago, bis ich erfuhr, daß Sie San Francisco wieder von Ihrer Anwesenheit erlöst hatten. — Obgleich mich also an euch alle drei nichts bindet, so will ich doch nicht, daß mein kleines Vermögen, das ich mir sauer erarbeitet und erspart habe, von vornherein mir

gänzlich Fernstehenden zu teil wird. Es beläuft sich, wie der beigelegte Depotschein der Handelsbank in San Francisco zeigt, wo die Summe hinterlegt ist, auf 25,000 Dollars.“

„Was Rechtes,“ knurrte Bob Driver, während sich Anthony Wood nachdenklich an dem dünnen Rinnbart zapfte, und Miß Bullet die runden Auglein andächtig gen Himmel lehrte.

„Ich will aber auch nicht,“ las der Scheriff weiter, „daß es an den Unrechten von euch dreien gerät. Ich bin, als ich noch auf See war, und ehe ich Schiffsmatler in San Francisco wurde, in vieler Herren Länder gekommen und habe viele Menschen kennen gelernt, kluge und dumme. Die letzteren waren erheblich in der Mehrzahl. Je älter ich wurde, desto mehr wurde ich den Menschen entfremdet. Desto mehr aber wurde ich auch ein Freund der Tiere, und zuletzt waren sie meine einzigen und besten Gesellschafter. Ich werde daher Mister Bridle, den Scheriff unseres Ortes, auf meinem Sterbebette ersuchen, bei der Testamentsöffnung die drei Tiere zur Stelle zu haben, die ich fünf Jahre lang gehalten habe, und die mir viele unterhaltende Stunden bereitet haben. Ich denke, dem alten — hm — Brandybruder wird durch seine Trinkerei das Hirn nicht schon so erweicht sein, daß er die Erfüllung meines letzten Wunsches vergißt. Auch werde ich ihm zur Ernährung der Tiere bis zur Testamentsöffnung fünf Dollars übergeben, die er hoffentlich auch zu diesem Zweck verwenden und nicht etwa für sein Leibgetränk, den Brandy, verschlemmen wird.“

Der Scheriff hatte diese letzten Worte mit würgender Stimme vorgelesen, und eine tiefe Röte hatte sein Gesicht überzogen, während die drei Zuhörenden nur mühsam das Lachen unterdrückten.

„Der selige Jonathan Halliwell,“ sprach er nach einer Pause zu seinen Zuhörern, „war in der letzten Zeit ein arger Menschenfeind. So wird es verständlich, daß er auch mich verunglimpft. Doch ich verzeihe ihm nach Christenpflicht.“ Dann las er weiter: „Meine drei Lieblinge, die ihr, meine Erben, in dem Käfig vor euch seht, sind keine Seltenheiten, denn von ihnen gibt es mehr als genug in den südamerikanischen Pampas, aber trotzdem sind sie einzig in ihrer Art.“

Der Scheriff unterbrach sich. „Es sind Viscachas,“ wandte er sich erklärend an Mister Wood und Miß Bullet, „oder, wie man sie auch nennt, Prärieratten.“

Darauf setzte er die Vorlesung wieder fort. „Denn sie sind zutulich, verträglich, liebevoll und klüger als viele Menschen, mich und vielleicht auch meine Verwandten eingeschlossen.“

„Widerwärtige Scheusäler sind's!“ stieß Anthony Wood mit einem Blick auf die Viscachas*) entrüstet hervor.

„Ich möchte die ekligen Dinger nicht anrühren!“ warf Miß Bullet schaudernd ein.

„Räudige Beester!“ brummte Bob Driver.

Nachdem die Erben so ihrem Abscheu Ausdruck verliehen hatten, begann der Scheriff von neuem zu lesen.

„Die dicke heißt Fipp, die mit dem braunen Fleck auf dem Schwanz Sipp und die schwächliche mit dem weißen Stern auf der Stirn Hipp. Habt sie, meine Erben, lieb, wie ich sie lieb gehabt habe. Meine Lebenserfahrung hat mich gelehrt, daß man die wenigen verständigen und einsichtigen Menschen, die es in diesem Jammertal gibt, am leichtesten aus ihrem Verhalten

*) Gattung aus der Nagetierfamilie der Hasenmäuse.

gegen die Tiere erkennen kann. Verständige und Einsichtige behandeln auch die Tiere verständig und einsichtig. Ich will aber, daß mein Vermögen nur in die Hände eines solchen kommt, der es auch mit Verstand zu verwenden weiß. Da ich nun zu meinen Verwandten und Erben nicht allzuviel Vertrauen habe, so soll auch ihr Verhalten gegen meine Lieblinge über die Erbschaft entscheiden. Ein jeder der drei Erbberechtigten soll sich eines meiner lieben Tiere auswählen und es in Pflege nehmen. Und so bestimme ich denn, daß die Erbschaft von 25,000 Dollars, die mit dem Scheck der Handelsbank in San Francisco abzuheben ist, demjenigen zufallen soll, welcher entweder allein oder auch mit fremder Hilfe in der Behandlung seines Pfleglings die meiste Überlegung, die beste Einsicht und die größte Liebe bekundet, so daß er sie in solche Verhältnisse bringt, die seinem Wohlbefinden am zweckdienlichsten sind.“

Mrister Wood und Miß Bullet waren von ihren Stühlen aufgesprungen.

Anthony Wood öffnete die Thür des Käfigs. „Komm, mein süßes Kerlchen!“ sagte er schmeichelnd und griff eilig in den Käfig hinein. „Dich mit dem braunen Fleck auf dem Schwanz, mein Sippchen, werde ich nehmen. Du siehst recht frisch und gesund aus. Ich verpäck dich auf der Fahrt in meinem Koffer, damit du wohl nach New York kommst. Du niedlicher Schelm sollst es bei mir haben wie im Himmel!“

„Und du, mein Dickschen, mein Fippchen,“ sagte Miß Bullet zärtlich, „du kommst mit zu mir nach Baltimore. Ei, da ist es schön, sage ich dir, mein Püppchen! Ich nehme dich auf meinen Arm, damit du recht weich und mollig sitzt. Ich werde dich halten, mein Schäschen, wie mein eigen Kind!“

Nur die schwächliche Viscacha mit dem weißen Stern auf der Stirn, Hipp, blieb einsam im Käfig zurück.

„Soll ich etwa die Bestie ebenfalls auf dem Arm nach Hause tragen?“ brauste Bob Driver unwillig auf. „Das fehlte mir gerade!“

„Ihr könnt das Tier ja im Käfig mitnehmen, Mister Driver,“ begütigte ihn der Scheriff. „Die zehn Minuten könnt Ihr den Käfig schon tragen, wo es sich um 25,000 Dollars handelt.“

„Brauche das Geld von dem alten Narren nicht,“ erwiderte der Schankwirt barsch. „Aber ich werde Eurem Vorschlag folgen.“

„Geschätzte Anwesende,“ hob der Scheriff wieder an, nachdem ein jeder der Erben seine Viscacha in Besitz genommen hatte, „des seligen Jonathan Halliwell Testament hat noch eine kleine Nachschrift, die ich nun verlesen werde. Sie lautet: Ich vermute, daß sich jetzt meine Verwandten um meine Lieblinge gerissen haben, weil ein jeder von ihnen seinem Besitzer 25,000 Dollars eintragen kann. Wäre das nicht der Fall, wer weiß, wie sie sie sonst ansehen würden. Ich will nun noch hinzufügen, daß die Dauer der Probezeit, in der ein jeder sein Geschick erweisen mag, ein halbes Jahr betragen soll. Ein halbes Jahr also nach dem Tage der Testamentseröffnung sollen meine drei Erben wieder beim Scheriff erscheinen und ausführlich berichten, wie sie ihre Pfleglinge behandelt haben. Die Entscheidung, wem die Erbschaft von 25,000 Dollars zufällt, werde ich dann selbst treffen. Der einliegende Scheck und der beigefügte Brief bleiben amtlich in Händen des Scheriffs bis zu dem genannten Termin. Ich erwarte, er wird von dem Scheck keinen unerlaubten Gebrauch machen. Auf amtliche Unterschlagung stehen

zehn Jahre Zuchthaus. Andrew Jonathan Halliwell.“

Die drei Erben machten nach der Verlesung der Nachschrift verwunderte Gesichter.

„Ein ganzes halbes Jahr lang soll die Probezeit dauern?“ stöhnte Anthony Wood.

„Er selbst will die Entscheidung treffen?“ stammelte Miß Bullet ungläubig.

„Er war und ist ein alter Grillenfänger noch nach dem Tode!“ polterte Bob Driver zornig.

„Ja,“ mischte sich der Scheriff ein, „da bleibt nichts anderes übrig, als daß ich nach dem Willen des seligen Jonathan Halliwell den Termin bestimme, an dem Sie hier wieder erscheinen. Heute ist der fünfte März. Also am fünften September früh zehn Uhr hoffe ich Sie alle wieder hier zu sehen.“

Mister Wood und Miß Bullet empfahlen sich dem Scheriff höflich, während Bob Driver mit einem kräftigen Fluch den Käfig ergriff.

2.

In der Zeit, während die Testamentseröffnung stattfand, war vor Bob Drivers Schankwirtschaft, die den hochtönenden Namen „Metropole Saloon“ trug, ein mit zwei Mauleseln bespanntes Fuhrwerk vorgefahren. Die Wirtschaft war mit einem Laden verbunden, in dem ein buntes Warengemisch zum Verkauf stand.

Als das Fuhrwerk hielt, sprang ein starkgebräunter, kräftiger junger Mann herab, der sofort in den Laden trat.

„Guten Morgen, Miß Driver!“ sagte er in herzlichem Ton zu einem frischen jungen Mädchen, das hinter dem Ladentisch stand.

„Guten Morgen, Bill!“ antwortete das Mädchen

lebhaft, dessen dunkle Augen beim Eintritt des Kunden aufleuchteten. In demselben Moment war sie auch schon hinter dem Ladentisch vorgeeilt und umschlang den jungen Mann mit ihren vollen Armen. „Heut ist's erlaubt!“ rief sie lachend und küßte den jungen Mann immer von neuem auf den von einem kleinen blonden Schnurrbart beschatteten Mund.

„Dolly, aber Dolly!“ konnte der junge Mann nur mühsam unter den stürmischen Liebkosungen hervorbringen. „Wenn dein Vater —“

Endlich ließ das Mädchen den Geliebten aus der Umarmung los. „Nein,“ sicherte sie, „heut brauchen wir ihn nicht zu fürchten. Er ist fort. Wir sind ganz allein. Auch in der Schankstube ist niemand. Nur unsere alte Magd ist noch zu Haus.“

„Das ist ja ein besonderer Glückstag!“ Und nun umarmte der junge Mann das Mädchen und küßte sie mindestens ebenso oft wie zuvor sie ihn. Als er die fast Atemlose freigab, sagte er lachend: „Eine solche Gelegenheit muß man beim Schopf erfassen. Meiner Treu, das schmeckte gut!“

„Du bist aber gar zu heftig, Bill!“ schmolte das Mädchen, indem sie sich das verwirrte Haar zurückstrich und die zerknitterte Schürze glättete.

„Und doch sagt dein Vater immer, ich sei ein Träumer und Kopfhänger. Wo ist denn eigentlich mein zukünftiger lieber Schwiegervater?“

„Wie die Maus tanzen kann, wenn die Kaze aus dem Haus ist!“ scherzte das Mädchen. „Wenn Vater da ist, bist du schweigsam wie ein Totengräber. Wo er ist? Er will erben!“

„Erben?“

„Ja, von Onkel Halliwell. Er ist zum Scheriff zur Testamentseröffnung geladen worden.“

„Ich wünsche ihm alles Gute, Dolly,“ sprach der junge Mann. „Aber daß er erbt, ist nicht gerade nach meinem Sinn. Dann wird er mich noch viel öfter einen armen Schluider schelten, für den seine Tochter viel zu gut ist. Wenn es nach mir ginge, müßte er nicht einen einzigen Cent erben.“

„Du bist mir ein schöner Patron!“ erwiderte das Mädchen schelmisch. „Wenn Vater erbt, so kommt es doch später auch uns zu gute, wenn wir Mann und —“

„Dolly, Dolly, das kann noch siebenmal sieben Jahre dauern. Bei dem Vorurteil, das dein Vater gegen mich hat, bloß weil ich ein Deutscher bin und meine Farm die Dollars noch nicht fuhrenweise einbringt, können wir noch lange auf sein Sawort warten. Wenn ich auf meiner Farm nicht eines schönen Tages eine Goldader entdecke, oder sich sonst ein ungewöhnlicher Glücksfall ereignet, so —“

Der junge Mann war plötzlich ernst geworden, und seine munteren Augen hatten einen schwermütigen Ausdruck erhalten.

„Bill,“ sagte das Mädchen tröstend, „siehst du, jetzt bist du wieder der Kopfhänger geworden, über den der Vater zuweilen spottet. Er ist derb und geradeaus, aber einen schlechten Charakter hat er nicht. Vielleicht ist uns das Glück näher, als wir ahnen. Vater hat selbst oft erzählt, daß er meine verstorbene gute Mutter auch nicht bekommen sollte, und sie hat ihn doch geheiratet. Wenn Vater sieht, daß ich nicht von dir lasse, wird er schon noch weich werden. Laß mich nur machen!“

In den Laden traten zwei verwetternete Holzfäller, der verwachsene Barbier des Ortes und ein schnauzbärtiger, grauköpfiger ehemaliger Goldgräber mit einer breiten Narbe auf der Wacke, von der er rühmte, er

hätte sie in einer Schlacht im Südstaatentrieg erhalten, während seine Freunde behaupteten, sie sei das Andenken an eine Messerstecherei mit Negern.

„Bier Brandh,“ bestellte der ältere Holzfäller. Dann schritten die Männer vom Laden in die Schankstube.

Dolly brachte behend den Gästen die verlangten vier Gläser Brandh. Dann kehrte sie in den Laden zurück.

„Jetzt, Mister Weaver, wollen wir unser Geschäft erledigen,“ sagte sie lächelnd und deutete nach der Schankstube. „Also, was wollen Sie kaufen?“

„Eine ganze Menge, Miß Dolly,“ antwortete der junge Mann laut. „Aber,“ fügte er leise hinzu und spitzte den Mund, „ich muß nachher auch eine ordentliche Zugabe erhalten.“

„Das richtet sich nach der Höhe Ihres Einkaufs, Mister Weaver,“ gab Dolly neckisch zurück. „Je mehr Sie einkaufen, desto größer ist auch die Zugabe.“

„Dann möchte ich den ganzen Laden auskaufen.“ Er bestellte sich Kaffee, Reis, Salz, eine Rolle Tabak, mehrere Pakete Nägel, einige eiserne Hacken, Leinwand für Säcke und ein Stück Sohlenleder.

Bill Weaver, wie er in Bingate City genannt wurde, war der Besitzer einer fünf Stunden weit entfernten kleinen Farm, auf der er, da er von Beruf Gärtner war, eine Gärtnerei betrieb. Seine Waren, Blumen, Gemüse und Obst, schaffte er mit der Bahn nach San Francisco. Er war von Geburt ein Deutscher und seit vier Jahren in Kalifornien ansässig, wohin er mit seinem väterlichen Erbteil aus Thüringen eingewandert war. Eigentlich hieß er Wilhelm Weber, aber ein in Bingate City wohnender Deutschamerikaner hatte seinen Namen in die Landessprache übertragen, so daß er jetzt allgemein Bill Weaver genannt wurde und sich

auch selbst so zu nennen gewöhnt hatte. Bill Weaver war ein fleißiger und geschickter Gärtner, aber die kleine Farm, auf der er mit einem alten Knecht wirtschaftete, war, als er sie übernahm, sehr verwahrloßt gewesen, und so kam er trotz aller Anstrengungen nicht recht vorwärts. Es fehlte ihm vor allem an Kapital, um Arbeitskräfte anzustellen, landwirtschaftliche Maschinen zu kaufen und Gewächshäuser zur Zucht feinerer Blumen anzulegen. Die Bekanntschaft mit Dolly Driver hatte er schon bald nach dem Ankauf der Farm gemacht. Das Wohlgefallen, das sie aneinander fanden, war allmählich zu einer heißen Liebe emporgewachsen, die sie allerdings vor Dollys Vater, Bob Driver, möglichst zu verheimlichen suchten. Bob Driver wollte aus verschiedenen Gründen von den Bewerbungen Bill Weavers und Dollys Neigung zu diesem nichts wissen. Er hielt die Deutschen nach kalifornischen Begriffen nicht für gerissen und durchtrieben genug, und er erachtete außerdem, da er sich durch seine Schankwirtschaft und sein Ladengeschäft ein ansehnliches Vermögen erspart hatte, Bill für seine einzige Tochter als zu arm. Endlich war es sein eingefleischter Widerspruchsgeist, der sich bei ihm bei allen Gelegenheiten geltend machte, der ihn auch zu seinem Widerstand gegen die Verbindung der beiden Liebenden antrieb.

Als Dolly die Einkäufe Bills eingepackt hatte, huschte sie hinter dem Ladentisch vor. „So, jetzt kommt die Zugabe,“ sagte sie halblaut und drückte schnell einige Küsse auf Bills Lippen.

Bill Weaver ergriff sie an beiden Händen und zog sie zu sich heran. „Dolly,“ flüsterte er, „du hast mich vorhin durch deine mutigen Worte recht getröstet. Es ist wahr, wir brauchen noch nicht alle Hoffnung zu verlieren, und wenn wir beide treu zueinander halten,

dann muß doch noch einmal für uns der Tag des Glücks und der Vereinigung --“

„Hallo! Was ist das für eine Wirtschaft! Raum hat man den Rücken gewandt, dann wird auch schon schöngetan und geliebelt!“

Bob Driver stand in der Ladentür und setzte prustend den Käfig mit seiner Viscacha nieder.

„Aus euch beiden wird nichts!“ fuhr er polternd fort. „Ich habe es Euch, Mister Weaver, schon tausendmal gesagt. — Und du, Dollh, könntest den Willen deines Vaters schon etwas mehr respektieren!“

Die beiden jungen Leute waren auseinandergefahren.

„Ich handle nur,“ entgegnete Dollh munter, „nach deinem Willen, Vater. Hast du nicht immer gesagt, ich soll zu unseren Kunden und Gästen freundlich sein? — Aber was hast du denn da?“ lenkte sie ab und blickte nach dem Käfig mit der Viscacha. „Ist das etwa deine Erbschaft?“

„Ein Teil davon,“ murrte Driver und hob den Käfig auf. „Das Tier hat's innerlich. Wenn's paßt, bricht's 25,000 Dollars aus.“

Er ging mit dem Käfig in die Schankstube. Dollh und Bill Weaver folgten ihm.

„Holla, Mister Driver,“ rief der ältere Holzfäller, „wollt Ihr Euch etwa eine Menagerie zulegen?“

„Bald sieht's so aus, als wollte ich ein Affenhaus mit mir selbst als Schimpanse einrichten,“ brummte Bob Driver und setzte den Käfig auf einen Tisch. Dann erzählte er den Aufhorchenden die Bewandnis mit der Viscacha und die Verfügung Halliwells über die hinterlassenen 25,000 Dollars.

„25,000 Dollars,“ sagte der verwachsene Barbier erstaunt, „hat der verdrehte Halliwell, der Pferdedieb, zusammengesgaunert?“

„Und wenn's 50,000 wären,“ brauste Bob Driver auf, „mich läßt's kalt. Ich brauche das Geld von dem alten Trantopf nicht.“

„Ich aber würde es ganz gern nehmen,“ warf Dollh lachend ein, „wenn du's erben solltest. Ich wüßte schon, wozu ich's benutzte.“

„Wenn's ein Pferd, ein Ochse oder ein Schwein wär', das wollt' ich schon abwarten; aber wie man mit solch einer Kanaille umgeht, davon verstehe ich absolut nichts.“

„Biscachas fressen gern Birbelnüsse,“ bemerkte der jüngere Holzfäller. „Unter den Birbelbäumen könnt ihr sie, wenn die Nüsse reif sind, grasen lassen.“

„So,“ erwiderte Bob Driver grollend, „da lauf ich wohl Tag für Tag vier Stunden in der Runde herum, vielleicht gar bis zu Mister Weavers Großfarm hinaus, bloß um für das Trauergeschöpf Birbelnüsse zu suchen? Nein, da hast du dich verrechnet, mein guter Andrew Jonathan Halliwell!“

„Abstechen, braten und aufessen muß man solche Kreaturen — das ist die richtigste Kur,“ mengte sich der ehemalige Goldgräber Sam in das Gespräch. „Als wir gegen die Südstaaten kämpften und der Proviant knapp war, haben wir sie duzendweise verzehrt.“

„Oha, oha,“ stieß der jüngere Holzfäller hervor, „als du, Sam, gegen die Südstaaten kämpfdest? Und wo hast du denn da Biscachas gefunden? Die Südstaaten liegen doch nicht in Patagonien!“

„Es ist ein sonderbares Tier,“ ergriff der ältere Holzfäller das Wort. „Es hat einen weißen Stern auf der Stirn.“

„Aber sehr gesund scheint es nicht zu sein,“ bemerkte der verwachsene Barbier. „Seht nur, wie verbrieß-

lich es in der Ecke hocht. Das wird nicht mehr lange machen, und dann zerschmilzt Eure Erbschaft wie die Butter im Backofen, Bob Driver.“

„Meinetwegen wie im Fegeseuer!“ rief der Schankwirt, dem die Hornader auf der Stirn schwoll. „Nein, nein und abermals nein, ich will mit dem Scheusal nichts zu tun haben. Ich soll wohl Tag und Nacht um das Vieh hier herumbienern und fragen: Rippchen, Tippchen, Rippchen oder wie er es sonst getauft hat, gefällt dir das oder gefällt dir jenes? Da würde sich der verrückte Jonathan oben schön freuen und sich die Hände reiben, daß er mir diesen Dorn ins Fleisch gedrückt hat. Seine Verwandten zu quälen und zu schikanieren, das ist nur der ganze Zweck der Testamentsbestimmung. Aber bei mir ist er an den Unrechten geraten. Ich lasse mir von dem alten Galunken keine Vorschriften machen. Und schließlich kriegt Mister Wood, die trockene Bohnenstange, oder Miß Pullet, das fette Huhn, heut über ein halbes Jahr die Erbschaft, oder wir sehen gar alle drei in den Schornstein. Der selige Jonathan hatte es hinter den Ohren — aber faustdicke. — Sam, ihr habt recht, abstechen muß man solche Bestie, aber nicht schmoren, sondern über den Zaun werfen. So ist sie am besten aufgehoben und merkt und fühlt von Hunger und Durst keine Spur mehr.“

„Nun, versuchen würde ich es doch einmal,“ warf Bill Weaver ein.

„Versuchen?“ fuhr ihn der Schankwirt an. „Versucht Ihr's, Mister Weaver, wenn es Euch Spaß macht! Zu solchem Firtlesanz passen Träumer und Nachtwandler, wie Ihr einer seid, ausgezeichnet.“

„Ich tät's schon, wenn es das Testament erlaubte.“

„Das erlaubt's.“

„So? Irrt Ihr Euch auch nicht etwa?“

„Irren? Solche Mädchen kenne ich überhaupt nicht. In dem Testament heißt's buchstäblich: Der soll das Erbe erhalten, der in der Behandlung seines Pfleglings allein oder mit fremder Hilfe die meiste Überlegung, die beste Einsicht und die größte Liebe bekundet, so daß er ihn in solche Verhältnisse bringt, die seinem Wohlbefinden am dienlichsten sind. — Die Entscheidung will der selige Jonathan über ein halbes Jahr selber treffen.“

„Was?“ schrieten die Holzfäller, der Barbier und der ehemalige Goldgräber. Ein stürmisches Lachen dröhnte durch die Schankstube.

„Mister Weaver,“ wandte sich Dolly an Bill und zwinkerte ihm verstohlen zu, „Sie wollten sich noch Baumwollgarn ausfuchen. Kommen Sie mit in den Laden! Ich will es Ihnen zeigen. Sonst vergessen Sie's noch.“

Bill Weaver blickte Dolly verwundert an. „Ach so,“ sagte er sodann, „richtig. Ich hatte es wirklich schon vergessen.“ Er stand auf und folgte Dolly in den Laden.

Erregt sprach hier das Mädchen in flüsterndem Ton auf den Geliebten ein.

Als sich die Männer in der Schankstube von ihrem Lachanfall erholt hatten, sagte der Barbier spöttisch: „Das sieht dem tollen Gallitwell ähnlich, daß er selber das Urteil fällen will. Da wird er wohl als Geist erscheinen. Möchte schon dabei sein, wenn er unsichtbar seine Stimme erschallen läßt.“

„Oder er kommt als weißes Täubchen vom Himmel herab,“ fiel der ehemalige Goldgräber ein. „Der kriegt alles fertig.“

„Oder als Rhinoceros,“ stieß Bob Driver hervor. „Das paßt am besten für ihn!“

Ein wiehernbes Gelächter folgte dem Wiß.

Dolly und Bill traten wieder in die Schankstube. „Ja,“ sagte das Mädchen, „wenn Ihnen das Garn nicht stark genug ist, Mister Weaver, dann müssen Sie noch einige Zeit warten. Nächstens erhalten wir stärkere Nummern.“

Sie setzten sich an dem Tisch der Männer nieder.

„Wir sind von unserem Gespräch abgekommen, Mister Driver,“ begann Bill. „Habt Ihr es Euch überlegt, daß ich Eure Viscacha in Pflege nehme? Licht und frische Luft hat das Tier bei mir. Für gutes Futter werde ich sorgen. Es soll die schönsten Früchte aus meinem Garten erhalten. Und frische Zirkelnüsse hole ich ihm alle Tage aus dem Wald, der hinten an meinen Garten stößt. Auch werde ich ihm allerlei Bequemlichkeiten schaffen, so daß ihm mit allem gedient ist. Daß ich ihm absichtlich keinen Schaden zufüge, brauche ich wohl nicht erst zu beteuern. Ich mache Euch außerdem einen Vorschlag, aus dem Ihr ersehen könnt, daß ich das Tier gewiß mit größter Sorgfalt behandeln werde. Euch selbst ist die Erbschaft gleichgültig, darum schlage ich vor: wenn meiner Behandlung Eurer Viscacha der Preis zugesprochen wird, dann erhält die Summe Eure Tochter, Miß Dolly. Auf diese Weise seid Ihr alle Mühe los, und Ihr oder doch Miß Dolly habt begründete Aussicht auf die Zuertheilung der Erbschaft.“

„Water,“ schmeichelte Dolly, „das ist eine gute Idee! Siehst du, er ist doch nicht ein solcher Träumer, wie du denkst. Leichter kannst du es nicht haben. Du solltest es wenigstens meinethwegen versuchen.“ ●

Bob Driver sann nach. „Well,“ sagte er endlich, „ich gehe auf Euren Vorschlag ein. Aber ich stelle dabei eine Bedingung.“

Bill sah ihn erwartungsvoll an. „Und die ist?“

„Wenn mir durch Eure Abwartung dieses Viehs die Erbschaft zufällt, so soll die Summe Dolly erhalten. Wenn ich aber,“ fuhr er bissig fort, „durch Euer Verfehlen die Erbschaft verliere, dann sollt Ihr ein für allemal von meiner Tochter ablassen.“

In Bills Mienen spiegelte sich ein jäher Schreck wieder. Fragend blickte er nach Dolly hinüber.

Dolly nickte ihm unvermerkt zu.

„Well,“ sagte er, „ich nehme die Bedingung an. Geht Euch durch mein Verschulden die Erbschaft verloren, dann verzichte ich, so schwer ich auch darunter leiden würde, auf Miß Dollys Hand.“

„Dann ist die Wurst im Kessel. Ihr könnt den Käfig und das Vieh mitnehmen. Ich bleibe auf jeden Fall im Sattel. Wird mir durch Eure Behandlung die Erbschaft zugesprochen, dann freue ich mich Dollys wegen. Verliere ich sie aber durch Eure Schuld, dann bin ich endlich von Euren ewigen Heiratsabsichten befreit. — Hier, diese Gentlemen sollen Zeugen unseres Abkommens sein!“

„All right! Wir sind Zeugen,“ stimmten die Männer bei. —

Eine halbe Stunde später wendete Bill Weaver seinen Wagen, auf dem er die Einkäufe und den Käfig mit der Biscacha verpackt hatte, heimwärts.

Als er abfahren wollte, erschien Dolly in der Ladentür.

„Komm wohl nach Haus!“ rief sie halblaut mit glühenden Wangen. „Und Glück auf mit unserer Biscacha!“

3.

Am nächsten Morgen richtete Bill Weaver für die Biscacha, der er wegen ihres Abzeichens den Namen

Weißstern gegeben hatte, die Unterkunft her. Er stellte den Käfig an die Hinterfront seines Farmgebäudes, brachte ein kleines Schutzbach darüber an, setzte in den Käfig ein Kämmerchen zum Unterschlupf, pflanzte ein paar junge Birbelbäume, die er aus dem Wald geholt hatte, und einige saftige Kräuter darum und umgab das Ganze mit einem Staket. Da er die Tür des Käfigs offen ließ, so konnte sich Weißstern nach Belieben in dem Käfig oder auch auf dem freien Vorraum aufhalten und war durch das Schutzbach und das Kämmerchen zugleich gegen Sonnenbrand und Regengüsse aufs beste geschützt. Tag für Tag versorgte er das Tier mit Obst, Birbelnüssen und leckerem Grün, bot ihm in einem Napf frisches Wasser, versah den Käfig mit reinem Sand und sprach und spielte mit der Viscacha, so oft es ihm seine Arbeit erlaubte.

Weißstern schien denn auch der neue Aufenthalt recht gut zu gefallen. Er wurde munterer und behender, tummelte sich lustig im Käfig und auf dem Vorraum herum und entwickelte einen sehr gesunden Appetit. So oft Bill nach Vingate City hineinfuhr, berichtete er Dolly ausführlich von dem Befinden seines Pfleglings und gab auch Bob Driver, wenn er gelegentlich danach fragte, bereitwillig Auskunft.

* * *

Auch Mister Wood traf sogleich, nachdem er in New York angelangt war, Anstalten, um seinem Sippchen in ausgesuchter Weise ein zusagendes Heim zu schaffen. Den Plan dazu hatte er sich schon auf der Fahrt überlegt. Er arbeitete in seiner mechanischen Werkstatt mit emsiger Hast, hämmerte, feilte und lötete, verfertigte einen elektrischen Beleuchtungsapparat und Klingelzug, schnitt Klappen, Stufen und Röhren zu-

recht und verband Drähte und Spiralen mit Scharnieren, Bändern und Druckknöpfen.

Miß Ebelhne Bullet versammelte nach ihrer Rückkehr in Baltimore sofort ihre fünf besten Freundinnen, alles lebenserfahrene Frauen und Jungfrauen reifen Alters, um sich. Bei einer Tasse Kaffee wurde eine vielstündige Beratung über die Unterbringung und Verpflegung ihres Pippchens abgehalten. Als man sich geeinigt hatte, stob der Frauenschwarm in die Geschäfte der Stadt. Man eilte in eine Korbwarenhandlung, zu einem Weißwarengeschäft, in ein Konfektionsgeschäft, in eine Konditorei und andere Läden mehr. Nach langem Wählen und Feilschen brachte man die erstandenen Schätze nach Hause, und am nächsten Tage klapperten die Scheren und flogen die Nadeln in Miß Bullets Wohnung, als ob darin eine Schneiderwerkstatt eingerichtet worden wäre.

Bald zwei Monate waren bereits verflossen. Bill Weaver war mit dem Befinden seines Weißsterns im allgemeinen zufrieden. Zwar war er wieder etwas stiller und einsiedlerischer geworden, aber, was die Hauptsache war, er zeigte einen hübschen Appetit. Zuweilen überlegte Bill bei sich, was wohl die anderen beiden Erbberechtigten mit ihren Biscachas unternehmen möchten, aber da ihm jede Verbindung mit ihnen fehlte, so beruhigte er sich in dem Bewußtsein, seine Schuldigkeit zu tun und nach Kräften zu Dollhs und Drivers Vorteil zu handeln.

Mrister Anthony Wood dagegen wußte einen Weg zu finden, auf dem er über das Geschick von Bob Drivers Biscacha Erkundigungen einziehen konnte. Miß Bullet fürchtete er nicht. Er sandte an den Scheriff Brickle in Bingate City einen mit einer Behndollarnote

beschwerten Brief, in dem er ihn um freundliche Nachricht bat, was Bob Driver mit seinem Pflegling angefangen habe. Als er bald darauf die Antwort von Mister Bridle empfing, zuckte es triumphierend um seine Lippen.

Miß Pullet besaß wiederum eine gute Freundin in New York, die auch mit Anthony Wood bekannt war. Diese Dame ersuchte Miß Pullet um eine vertrauliche Benachrichtigung über die Verpflegung von Woods Viscacha. Sobald der Auskunftsbrief bei Miß Pullet eintraf, beorderte sie ihre gesamte weibliche Bekanntschaft zu sich.

Die Verlesung des Briefes entfesselte teils die helle Heiterkeit der Zuhörerinnen, teils aber rief sie auch entrüstete Mitleidsbezeugungen hervor.

* * *

Übermals waren fast drei Monate vergangen. Bill Weavers Weißstern war inzwischen noch verdrrießlicher und in sich gefehrter geworden. Am beunruhigendsten aber war es, daß er jetzt nur sehr unzulänglich fraß. Bill Weaver bot ihm alle möglichen Lederbissen dar, aber er benagte sie nur oberflächlich oder ließ sie völlig unberührt.

Des Farmers alter Knecht, der das Tier eines Tages betrachtete, äußerte: „Das wird bald auf der Nase liegen.“

Das hatte Bill einen Stich ins Herz versetzt. Starb die Viscacha, so schob ihm Driver zweifellos die Schuld an ihrem Tode zu, und dann war die Hoffnung auf Dollys Besiß verschwunden. Er zermarterte sich eine Woche lang das Hirn, um ein Mittel zu entdecken, durch das er der Viscacha und zugleich sich und Dolly helfen könnte.

Endlich schien ihm doch ein Hoffnungsschimmer zu blinken.

Seit ungefähr einem Monat besuchte seine Farm fast Abend für Abend ein Professor der Zoologie aus Chicago, Mister Ralph Jefferson. Der Gelehrte hatte sein Quartier auf einer etwa eine halbe Stunde entfernten Großfarm mit Pfirsichplantagen aufgeschlagen. Er war nach der Gegend gekommen, um Exkursionen zu unternehmen und dabei Insekten und besonders Nachtfalter zu fangen und zu sammeln. Er hatte Bill Weaver gebeten, auch die zahlreichen Blumenbeete seines Gartens abstreifen zu dürfen, und der junge Farmer hatte dem Wunsch des Forschers bereitwillig stattgegeben. Da Mister Jefferson in seiner Jugend längere Zeit auf einer deutschen Universität studiert hatte, so hatte sich zwischen ihm und dem jungen Deutschen bald eine Art freundschaftlichen Verkehrs herausgebildet. Diesen Mister Jefferson beschloß Bill eines Tages über die Behandlung seiner Biscacha um Rat zu fragen. Vielleicht wußte er ihm einen nützlichen Wink zu erteilen.

Als der Abend anbrach, erschien der Professor wie gewöhnlich auf Bills Farm.

Bill begrüßte ihn und trug ihm sein Anliegen vor. Mister Ralph Jefferson hatte sich schon öfters die Biscacha in ihrem Käfig angesehen und erst kurz zuvor bemerkt, daß das Tier entschieden nicht recht auf dem Posten sei.

Als der Professor Bill angehört hatte, sagte er: „Ja, mein lieber Mister Weaver, das ist ein eigen Ding. Ich glaube nicht, daß Ihre Biscacha wirklich krank ist, sondern dem Tier fehlt meines Erachtens nur ausgiebige Bewegung. Ich kann Ihnen daher zu meinem Bedauern keinen Rat erteilen. Man kann eben ein

Tier, das im Käfig gehalten wird, in jeder Weise aufs beste versorgen, es wird doch nie so gedeihen wie unter natürlichen Bedingungen. Die Folge davon ist, daß es allmählich dahinsiecht und zuletzt vorzeitig eingeht.“

Das war ein schlechter Trost, den er von dem Gelehrten empfing. „Freilich,“ sann er bei sich, als er in seinem einfachen Schlaffämmerchen saß, „Mister Jefferson kann über das Schicksal Weißsterns gelassen urteilen, da er nicht weiß, was von seinem Dasein abhängt. Aber was tue ich, wenn er stirbt?“

Eine wilde Gedankenflucht durchjagte ihn. Er dachte an Dollys Trauer, wenn sie von dem Ende Weißsterns hörte, an Bob Drivers Zorn, an die Maßregeln, die wohl die beiden anderen Erbberechtigten ergriffen haben mochten, an die Worte des Professors, daß ein Tier in der Gefangenschaft nie so gedeihen werde wie unter natürlichen Bedingungen, und zuletzt an die Bestimmung in Halliwells Testament. O, daß er doch allwissend wäre, um zu erraten, wie Jonathan Halliwell seine Tiere behandelt haben wollte! Ja, wer des alten Halliwell Ansichten ergründen könnte! — Was wollte er eigentlich? Was verlangte er in der Testamentsbestimmung? In dem Testament hieß es: Die Erbschaft soll dem zufallen, welcher entweder allein oder mit fremder Hilfe in der Behandlung seines Pfleglings die meiste Überlegung, die beste Einsicht und die größte Liebe bekundet, so daß er ihn in solche Verhältnisse bringt, die seinem Wohlbefinden am dienlichsten sind. — Was aber war dem Wohlbefinden seines Tieres am dienlichsten?

In dem stürmischen Gedankenstrudel, der Bill Weaver durchwirbelte, suchte er plötzlich zusammen. „Wahrhaftig!“ murmelte er und sprang von seinem Stuhl auf. „Wenn Halliwell das — wenn das wirklich —“

In seinem Innern wogte es. War der Einfall, der jetzt in ihm aufgeblüht war, richtig, oder narrete ihn eine trügerische Selbsttäuschung? Ruhelos wanderte er in der Stube auf und ab. War er Halliwells Willen in der That auf der Spur? Immer von neuem überlegte er, faßte alle Umstände zusammen, verglich alle Punkte, bis ihm zuletzt die feste Gewißheit wurde.

Als sich am nächsten Abend die Dämmerung herabsenkte, konnte er vor innerer Unruhe die Ankunft des Professors kaum erwarten.

„Mister Jefferson,“ wandte er sich an ihn, „unsere gestrige Unterredung über die Biscacha hat in mir einen Gedanken geweckt. Darf ich Sie in mein Haus hereinbitten? Ich habe Ihnen eine längere Mitteilung zu machen.“ — — —

Als die beiden Männer eine halbe Stunde später wieder aus dem Haus heraustraten, lag auf dem Gesicht des Professors ein stilles Lächeln.

„Sie kennen also jetzt,“ sprach Bill Weaver, „die Verwandtnis, die es mit der Biscacha hat. Sie sind also wirklich der Ansicht, daß ich mit dem Tiere nach dem Willen des Erblassers das Richtige im Auge habe?“

„Ich denke, Mister Weaver. Ich an Ihrer Stelle würde wenigstens so handeln, wie Sie es erwähnt haben. Auch will ich Ihnen gern nachher, wie Sie es wünschen, eine Bescheinigung darüber ausstellen, was Sie mit Ihrem Weißstern vornehmen.“

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte Bill warm. „Dann soll es auch wirklich geschehen.“

Er ging nach dem Staket, hob aus ihm den Käfig heraus, und beide Männer schritten in den Garten hinein, über den die Dunkelheit schon ihre Schatten gebreitet hatte. —

Am anderen Tage drängte es Bill Weaver, nach

Bingate City zu fahren, um Dolly von dem Wechsel, den er mit Weißstern vorgenommen hatte, in Kenntnis zu setzen. Es traf sich, daß das Mädchen im Laden allein war, während ihr Vater in der Schankstube mehreren Gästen Gesellschaft leistete.

Ihr erstes Wort war: „Wie geht es Weißstern?“

„Gut,“ antwortete Bill, „sehr gut. Bitte, bieg dich etwas über den Ladentisch,“ fügte er geheimnisvoll hinzu. Dann flüsterte er ihr schnell einige Worte ins Ohr.

Dolly stieß einen halbunterdrückten Schrei aus. „Bill,“ fragte sie unsicher, „du hast die Viscacha —“ „Aber Schatz,“ entgegnete er lächelnd, „das ist das Wichtigste, was ich tun konnte. Damit habe ich doch zweifellos Halliwells Absicht getroffen. Hör' mich nur an!“ Eifrig sprach er wieder in flüsterndem Ton auf sie ein.

„Du meinst also wirklich?“ fragte das Mädchen besorgt, als er geendet hatte.

„Natürlich,“ unterbrach er sie feurig. „Ich sage dir, Weißstern befindet sich jetzt so wohl und munter wie ein Fisch im Wasser. Ich bin deshalb gewiß, Dolly, die Entscheidung fällt zu unseren Gunsten aus, und du erhältst den Scheck und das Erbeil. Es kann kaum anders sein. Paß auf: ich habe richtig prophezeit!“ —

Zwei Tage vor dem fünften September war Bill Weaver abermals in Bingate City. Bob Driver ermahnte ihn, sich früh genug mit dem Käfig einzustellen, damit sie pünktlich vor dem Scheriff erscheinen könnten. Denn da er das Tier in Obhut genommen habe, müsse auch er dort anwesend sein, um eine Schilderung von seiner Behandlung zu geben.

Bill versprach, rechtzeitig einzutreffen.

4.

Als am fünften September Bob Driver und Bill Weaver die Amtsstube des Scheriffs betraten, fanden sie dort schon Mister Wood und Miß Bullet vor. Mister Bridle begrüßte sie mit einem freundschaftlichen Kopfnicken.

Anthony Wood hatte eine große Kiste bei sich stehen, während neben Miß Bullet ein prächtiger weißladerter Puppenwagen, dessen Vorhänge zugezogen waren, stand. Bill setzte seinen Käsfig, den er mit einem Tuch umhüllt hatte, auf den langen Eichentisch vor sich hin.

Mister Bridle sah nach der Uhr. „Es ist zehn Uhr,“ sagte er. „Der selige Jonathan Halliwell wollte zwar selbst an der Verhandlung teilnehmen, doch scheint er sich anders besonnen zu haben.“

Anthony Wood verzog das Gesicht spöttisch.

„Wir wollen daher,“ fuhr der Scheriff fort, „einstweilen beginnen. Hier ist der Scheck und der Brief, die dem Testament beilagen. Ich ersuche Sie zunächst, wie es das Testament verlangt, die Behandlung zu schildern, die Sie Ihren Pfleglingen haben widerfahren lassen. Die Damen haben stets den Vorrang. Also machen Sie, verehrte Miß Bullet, den Anfang!“

„Ich habe,“ begann Miß Bullet, indem sie den Puppenwagen hin und her schob, „mein süßes Pippchen auf den Händen getragen. Tagtäglich habe ich es mit Torten, Marzipan und Schokolade gefüttert. Alles wurde ihm auf dem teuersten Porzellan mit Rosenkante vorgesetzt.“ Sie griff unter die Bettdecke des Puppenwagens und holte unter ihr einen Teller hervor. „Hier ist das Muster des Services, auf dem Pippchen gespeist hat. Getrunken hat das liebe Tierchen stets

nur Milch, natürlich abgekochte. Es hat aber auch gut angeschlagen. Zweimal habe ich es täglich mit kölnischem Wasser abgewaschen. Denn es war auch manchmal — na ja, wie das so mit kleinen Kindern und dergleichen ist, es war auch manchmal etwas unreinlich. Auch die kleinen Zähne wollte es bisweilen benutzen. Daß es sie nun gerade an meinem besten Diwan und meinem Smyrnatteppich versucht hat, will ich ihm nicht schwer anrechnen. Es hielt sich immer in meinem Salon auf. Geschlafen hat das herzige Ding stets nur in diesem niedlichen Wagen mit weißseidenen Kissen.“ Sie schlug die Vorhänge des Wagens etwas zurück. „Sie sehen, Mister Prickle, die Bettstücke sind mit seinem Monogramm gestickt. Daß meine Angaben auf Wahrheit beruhen, zeigen Ihnen diese Quittungen.“ Sie entnahm einem Handtäschchen ein Packet Quittungen. „Hier die Rechnung für den Wagen und die Betten über 30 Dollars; 25 Dollars bekam der Konditor, 110 der Tapezierer für den neuen Diwanüberzug und den neuen Teppich, und 18 Dollars bezahlte ich für Milch und kölnisches Wasser. Macht zusammen: 183 Dollars, die kleinen Ausgaben nicht mitgerechnet. Nun sollen Sie aber auch meinen prächtigen Liebling sehen.“ Sie griff in den Wagen. „Hier ist er!“

In einem roten Säckchen und blauen Bumphosen — angeschwollen zu einem unförmlichen Fettklumpen — hielt sie die Viscacha empor.

„Ah,“ machte der Scheriff, „das ist gut, das ist gut!“

Fürsorglich legte sie Pippchen in den Wagen zurück.

„Ich hoffe, ich werde den Sieg davontragen.“

„Jetzt sind Sie an der Reihe, Mister Wood,“ sagte der Scheriff.

Der Mechaniker schob den Deckel von der Kiste zur

Seite und hob aus ihr ein großes Nidelbauer in Form eines palastartigen Hauses heraus. Mitten in dem Palast saß geduckt die Biscacha.

„Wahrhaftig!“ rief der Scheriff, als er das Bauer erblickte. „Großartig! Großartig!“

Anthony Wood lächelte befriedigt. „Dieses Bauer,“ erklärte er, „ist ein mechanisches Wunderwerk, das meinem Sippchen allen Komfort der Neuzeit bietet. Ich habe es selbst gefertigt. Sehen Sie selbst: sobald Sippchen über diese Drähte läuft, klappt dieses Bodenstück nach unten, und der possierliche Popanz sitzt in einer mit kühlem Wasser angefüllten Badewanne. Er kann also das Bad ganz nach eigenem Belieben nehmen. Er hat sich denn auch den Tag über wohl ein duzendmal gebadet. — Ich habe mich über die Lebensweise der Biscachas in Büchern unterrichtet und daraus erfahren, daß sie vorzugsweise Nachttiere sind. Damit mein Sippchen auch in der Nacht gut sehen konnte, habe ich diesen kleinen elektrischen Beleuchtungsapparat angebracht. Er steht mit der zierlichen Nidelbettstelle da in Verbindung, die die Schlafstätte des lieben Schelms war. Sowie Sippchen in der Nacht seine Schlafstätte verläßt, leuchtet durch einen elektrischen Kontakt diese Glühbirne auf, und das ganze Bauer ist von strahlendem Licht erfüllt. — Aber auch für eine prächtige Aussicht in der Nacht habe ich gesorgt. Sie bemerken hier an der linken Seite den hohen Turm, dessen Turmstube mit grünen, blauen und roten Fenstern ausgeschmückt ist. Auch die Turmstube ist mit einer Glühbirne ausgestattet. Wenn der drollige Kobold in der Nacht die Turmtreppe erklimmt und durch sein Körpergewicht die oberste Stufe vor der Turmstube niederdrückt, flammt die Glühbirne in der Turmstube auf, und Sippchen genießt durch die grünen, blauen

und roten Fensterscheiben eine herrliche Aussicht. — Eine Hauptsache ist, daß Tiere in der Gefangenschaft stets reines und sauberes Futter haben. Sehen Sie hier dies zierliche Möbelstück aus poliertem Nidelblech, die kleine Kommode! Sie ist der Futternapf. Im Innern der Kommode ist eine elektrische Klingel angebracht. Sowie mein Sippchen fressen will und mit dem Mäulchen die Kommode berührt, klappt ihre Decke in die Höhe, und die elektrische Klingel im Innern ertönt. Dann bin ich stets hinzugesprungen und habe dem allerliebsten Bielfraß frisches Futter in den Napf geschüttet. Es war mitunter ein mühseliges Stück Arbeit, besonders in der Nacht. Ich habe bisweilen in der Nacht Stunde für Stunde zwei- und dreimal aus dem Bett gemußt, um dem kleinen Pflögling den Appetit zu stillen. Dafür hatte er aber auch stets sauberes und gesundes Futter. Aber was tut man nicht aus Liebe zu den Tieren! Ich bin auf mein mechanisches Bauer stolz. Auf jeder Weltausstellung würde es mit dem ersten Preis ausgezeichnet werden.“

„Ich gratuliere Ihnen, Mister Wood. Ich gratuliere,“ sagte der Scheriff. „Ihr Sippchen scheint übrigens,“ fuhr er fort, auf die fast kahle Viscacha zeigend, „etwas die Haare verloren zu haben.“

„Ja, ja,“ versetzte Wood, „ich kalkuliere, daß das von den vielen Bädern gekommen sein mag.“

„Es sieht wohl auch schlecht? Denn es tastet so zaghaft vor sich hin.“

„Ein wenig, ein wenig. Da mag die glänzende elektrische Beleuchtung in der Nacht daran schuld sein. Die mag es wohl manchmal geblendet haben.“

„Und was hat es denn da für eine große häßliche Wunde auf dem Rücken?“

„O, das ist ein kleiner unschuldiger Brandfleck. In

einer Nacht hatte das ungestüme Märchen vor Lebensübermut die Glühbirne in der Turmstube zertrümmert und hat sich dabei an den elektrischen Drähten verbrannt. Aber sonst ist es kerngesund und urmobil.“

„Nun, Mister Driver,“ wandte sich der Scheriff an den Schankwirt, „was habt Ihr mit Eurem Pflegling angefangen?“

„Den habe ich, da es nach dem Testament erlaubt war, hier Mister Weaver zur Abwartung übergeben.“

„Gut. Dann berichtet Ihr, Mister Weaver!“

Bill Weaver schilderte zunächst, wie er Weißstern an der Vorderfront seiner Farm ein freundliches Heim eingerichtet hatte. „Aber,“ fuhr er darauf fort, „ich sah später ein, daß den Bedürfnissen des Tieres auf solche Weise doch nicht völlig Genüge getan werde. Aus diesem Grunde und weil ich außerdem damit den Willen des Erblassers zu erraten glaubte, habe ich dann später einen Wechsel vorgenommen. Zum Beweis, daß dies wirklich geschehen ist, lege ich hier diese Bescheinigung vor.“ Er legte ein zusammengefaltetes Papier auf den Tisch. „Ich sagte mir nach reiflichem Nachdenken,“ sprach er weiter, „daß man nur dann die meiste Überlegung, die beste Einsicht und die größte Liebe in der Behandlung des Tieres bekundet, daß man es nur dann in solche Verhältnisse bringt, die seinem Wohlbefinden am dienlichsten sind, wenn man es unter ganz natürliche Bedingungen versetzt, und darum habe ich unter Erwägung aller Umstände die Biscacha in die Prärie, die hinten an meinen Garten stößt — laufen lassen.“

Er hatte das Tuch von dem Käfig gezogen. Der Käfig war leer.

„Was?“ Ein Wutschrei durchdröhnte das Zimmer. Es war Bob Driver, der ihn ausgestoßen hatte. „Ihr Efel, Ihr habt meine Biscacha —“

Im nächsten Augenblick packte der baumstarke Driver Bill Weaver, drehte ihn herum und schob ihn nach der Tür zu.

„Aber so hört doch!“ stammelte dieser.

„raus! sage ich. 'raus, Ihr gottvergessener Windbeutel, Ihr!“ Er riß die Tür auf und drängte Bill blitzschnell aus dem Zimmer. Er legte sich dann mit dem ganzen Gewicht seines Körpers gegen die Tür. „So,“ sagte er befriedigt, „der kommt nicht wieder 'rein!“

Einigemal wurde versucht, die Tür von draußen zu öffnen, bald aber hörten diese Versuche auf.

Der Scheriff, Mister Wood und Miß Bullet hatten den Vorgang sprachlos angesehen, dann aber löste sich ihre Überraschung in einem vergnügten Gelächter auf.

„Ich bin wohl jetzt hier überflüssig,“ sagte Bob Driver ingrimmig, nachdem sich das Lachen gelegt hatte, indem er von der Tür wegschritt, „und kann mich nun wohl nach Haus begeben?“

„Nun, wartet noch ein paar Minuten,“ sagte der Scheriff gnädig, „wir wollen erst noch das Papier hier einsehen, und dann wollte doch auch der selige Jonathan Halliwell selbst —“

Er entfaltete das Papier, das Bill Weaver auf den Tisch gelegt hatte, und las: „Ich bin der Überzeugung, daß Mister Bill Weaver so, wie er gehandelt hat, das Zweckmäßigste für die Viscacha getan hat. Daher bescheinige ich ihm gern, daß er in meiner Gegenwart das Tier in der Prärie hinter seinem Garten, ausgesetzt hat. Dr. Ralph Jefferson, Professor der Zoologie an der Universität Chicago.“

Anthony Wood lachte höhnisch auf. „Dazu brauchte er keine Bescheinigung,“ krächzte er, „das hätten wir

ihm so geglaubt. — Aber nun, Mister Bridle, bitte, die Entscheidung!“

„Ja, die Entscheidung,“ wiederholte der Scheriff zögernd. „Da der selige Jonathan Halliwell in seinem Testament bestimmt hat, selbst die Entscheidung treffen zu wollen, so fordere ich ihn hiermit in aller Form auf, es zu tun.“ Er blickte nach allen Seiten hin im Zimmer umher.

Anthony Wood räusperte sich umständlich, während Miß Bullet die Augen ängstlich nach oben richtete. Bob Driver stand teilnahmslos an den Eichentisch gelehnt.

„Die menschlichen Interessen scheinen dem seligen Jonathan,“ fuhr der Scheriff nach einer Pause launig fort, „jetzt doch gleichgültig geworden zu sein. Oder er hat im Jenseits eine anderweitige Abhaltung. Ich will daher nun den Brief öffnen, der dem Testament beilag. Hören Sie zu!“

Mister Bridle las:

„Meine Erben!

Ich habe in meinem Testament bestimmt, daß ich selbst entscheiden werde, wem die Erbschaft zufällt. Ich werde es hiermit tun. Im voraus bemerke ich, daß, wenn keiner von euch bei der Behandlung seiner Wischacha den Weg eingeschlagen hat, den ich im Sinne hatte, was leicht möglich ist, mein hinterlassenes Vermögen dem Verein zur Fürsorge entlassener Strafgefangenen übergeben wird. Die sind die schlechtesten Menschen noch lange nicht.

In meinem Testament hatte ich erklärt, daß derjenige den Scheck, von dem ich hoffe, daß er noch vorhanden ist, erhalten soll, welcher seinem Pflegling gegenüber die meiste Überlegung, die beste Einsicht und die größte Liebe bekundet, so daß er ihn in Verhältnisse bringt, die seinem Wohlbefinden am dienlichsten sind.

Der eine oder andere von euch wird, um die Erbschaft für sich einzustechen, die wunderbarsten Kunststücke angestellt haben. Schon seine Mühe wird ihm Belohnung sein. Aber der Verständigere und Einsichtigere wird einen anderen Weg ins Auge gefaßt haben. So gern ich Tiere gehabt habe, und so viel Vergnügen mir auch meine Viscachas bereitet haben, so habe ich doch eingesehen, daß den Tieren, die eingefangen worden sind, bei der besten Fürsorge immer noch eines fehlt. Haben diese Tiere das nicht, so fühlen sie sich nie ganz wohl, mag man auch machen, was man will. Daher habe ich mir auch die feste Ansicht gebildet, daß nur der für ihr Wohlbefinden am dienlichsten sorgt, welcher es über sich gewinnt, ihnen das Fehlende zu gewähren, damit sie tun und lassen können, was sie selbst wollen, und ihr Leben ganz unter natürlichen Verhältnissen verbringen.

Es soll deshalb der den Scheck über mein Vermögen empfangen, welcher in glaubhafter Weise nachweisen kann, daß er so überlegt, so einsichtig und so liebevoll war, seiner Viscacha, die er sich ausgewählt hatte, wieder die Freiheit zu geben.

Andrew Jonathan Halliwell.“

„Was ...? Wie ...?“

Mister Wood und Miß Bullet waren es, die diese Ausrufe grenzenloser Überraschung ausgestoßen hatten.

„Da soll doch ein siediges Wetter dreinschlagen! Zum Teufel mit der jämmerlichen Kreatur!“ Anthony Wood hat sein Bauer aufgehoben, und tausend schleuderte er es gegen die Wand, daß es in tausend klirrende Stücke zersprang.

„Du eckiges Geschöpf, du häßliches Scheusal! Hin- aus, hinaus mit dir!“ Miß Bullet drehte ihren weiß- ladierten Puppenwagen auf die Seite und kippte voll

Abscheu das fette Fippchen in der roten Jade und den blauen Bumphosen plumpsend auf den Boden.

Einen Augenblick später waren die beiden durchgefallenen Erben aus der Amtsstube verschwunden.

Bob Driver aber lachte, daß sein ganzer gewaltiger Körper erbehte, daß die Fensterscheiben zitterten, daß der schwere Eichentisch, an dem er sich festhielt, schwankte und hüpfte.

„Es unterliegt keinem Zweifel,“ hob der Scheriff an, als sich Bob Driver die Tränen aus den Augen wischte, „daß Euch, da Mister Beaver den beglaubigten Nachweis der Aussetzung der Wiscacha geführt hat, der Schedt zusteht. Aber was fangen wir mit den beiden anderen Untieren an?“

„Die sollen schon versorgt werden,“ erwiderte der Schankwirt, nachdem er den Schedt eingesteckt hatte, heiter. „Hier ist noch der Käfig. Ich fange sie ein, nehme sie mit nach Hause und lasse sie ebenfalls laufen. Dann sind alle drei gleich glücklich.“

„Sehr gut, sehr gut, Mister Driver. Nun noch ein Wort im Vertrauen! Beranstaltet Ihr heute abend wegen der Erbschaft eine kleine Feier?“

„Das kann schon werden. Warum denn?“

„Habt Ihr den guten alten Brandy noch?“

„Oha, oha, ich verstehe! Aber Ihr seid doch jetzt strenger Abstinenzler, Mister Bridle?“

„Na, bei besonderen Gelegenheiten macht man seiner Freunde wegen schon eine kleine Ausnahme. Natürlich nur in bescheidenen Grenzen.“

„Well, Ihr seid also eingeladen. Und die bescheidenen Grenzen könnt Ihr meinetwegen so weit ziehen, daß von dem guten alten Brandy nicht ein Fingerhut voll übrig bleibt.“

* * *

Bill Weaver hochte, den Kopf in die Hände gestützt, in Drivers Schankstube. Er war in Verzweiflung über das Mißglücken seines Planes. Mit farblosen Lippen saß Dolly schweigend neben ihm.

„Wer hätte das geahnt!“ stöhnte er. „Ich glaubte bestimmt, dein Vater würde die Erbschaft bekommen.“

„Und ich,“ seufzte Dolly, „hatte mir alles so schön ausgedacht. Wenn ich erst den Scheck hätte —“

„So, da habt Ihr noch zwei Viester!“

Bob Driver war mit dem Käfig in die Schankstube getreten.

„Vater!“ schrie Dolly erschreckt auf.

„Ja, dein Vater bin ich noch,“ versetzte er mit verstelltem Grimm. „Und nun kann dein teurer Verehrer, der kluge Mister Weaver, abermals seine Weisheit versuchen und die beiden Bestien da auch laufen lassen. Aber trotzdem,“ fuhr er fort, „sollst du deinen Scheck erhalten. Da hast du ihn!“

„Vater!“ schrie Dolly wiederum auf, aber diesmal in glückdurchzittertem Ton.

„Ihr habt also doch —?“ stieß Bill hervor.

Und nun lachte Bob Driver, während er den Fortgang der Verhandlung erzählte, lachte Bill Weaver, lachte Dolly, als ob die Stube ein Salvenfeuer durchprasselte.

„Ich danke dir, Vater,“ sagte Dolly, als er geendet hatte. Sie knöpfte einige Knöpfe ihrer Bluse auf und steckte den Scheck ein. „Und ich danke auch Ihnen,“ wandte sie sich an Bill, „Mister Weaver. Zugleich aber will ich dir, Vater, Lebewohl sagen.“

„Lebewohl? Wo willst du hin? Nach San Francisco? Hast du es so eilig, deinen Scheck einzulösen?“

Dolly ging in den Laden und kehrte mit einem Koffer, ihrem Hut und Umhang zurück.

„Ja,“ versetzte sie ruhig, „ich will nach San Francisco, aber ich komme nicht wieder, sondern ich bleibe dort.“

„Hat dir diese Idee etwa Mister Weaver eingetrichtert?“

„Dollh,“ rief Bill Weaver fassungslos, „du willst mich verlassen?“

„Ich werde mir dort eine Schankwirtschaft kaufen, die ich bewirtschafte. Aber nicht allein. Du, Bill, läßt deine Farm Farm sein und kommst mit als mein Gebieter und Eheherr!“

„Da kann man auf der Stelle zum Olgözen werden!“ schrie Bob Driver auf.

„Aber, Vater,“ sprach Dollh schmeichelnd und legte die Sachen nieder, „ich kann auch noch bei dir oder doch in deiner Nähe bleiben. Du brauchst zu Bill nur ein paar gewisse Wörtchen zu sagen, dann führen wir die Farm weiter.“

Bob Driver fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Weaver,“ versetzte er lächelnd, „Weaver, die Weiber sind doch tausendmal verschlagener als wir Männer. Sie stecken uns alle miteinander in den Sack. Nun denn meinethwegen, nehmt euch hin und werdet ein glückliches Paar!“

Mit einem jubelnden Aufschrei flog Dollh Bill an den Hals.

Am Nachmittag wurde die Verlobung gefeiert. Als einer der ersten Gäste stellte sich der Scheriff Bridle ein. Schon um zehn Uhr Abends hatte er die Grenzen in dem alten guten Brandy so weit ausgedehnt, daß ihn vier handfeste Männer nach Hause transportieren mußten.

Ziemlich spät erst fuhr Bill Weaver mit dem Käfig und den beiden Biscachas nach seiner Farm. Noch

in derselben Nacht setzte er sie in dem Wald hinter seinem Garten aus. Doch zog er Fippchen vorher die rote Jacke und die blauen Bumphosen aus. —

Zwei Monate darauf fand die Hochzeit Dollhs und Bills statt. Der Wagen, auf dem sie dann nach ihrer Farm fuhren, wurde von zwei mutigen Braunen gezogen. Neben Bill, der die Zügel führte, saß Dollh.

Als die Farm vor ihren Blicken auftauchte, sagte der junge Ehemann bewegt: „Kapital haben wir nun genug. Jetzt will ich arbeiten und schaffen, daß unser Besitztum eine Musterfarm wird für weit und breit. Wir selbst aber, mein herziges Weib, wollen —“

„Leben,“ fiel Dollh lächelnd ein und schmiegte sich an ihn, „froh und frei wie die drei Viscachas!“





Italienische Räuberromantik.

Aus dem Brigantennwesen der Apenninenhalbinsel.

Von M. Elsner.

Mit 16 Illustrationen.



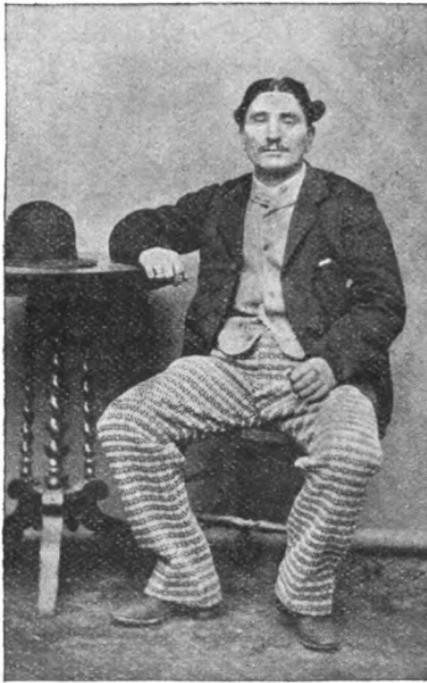
(Nachdruck verboten.)

Nicht allein für die große Masse des italienischen Volkes, sondern auch für die Dichter und Künstler anderer Nationen hat sich um die Gestalten der bekanntesten Brigantenhäuptlinge ein gewisser Nimbus von romantischer Poesie gewoben, der ihre persönliche Erscheinung ins Heldenhafte vergrößerte und ihre Taten als einen würdigen Vorwurf für künstlerische Verherrlichung erscheinen ließ.

Von Fra Diavolo bis Gasparone sind ihrer viele zu dauerndem Nachruhm gelangt, weil es Dichter und Komponisten reizte, sie als Verfechter der heiligsten Menschenrechte, als Beschützer der Armen und Geknechteten, als erbitterte Feinde der Tyrannei und der despotischen Willkür darzustellen. Ja, sogar in der jüngsten Vergangenheit noch hat das Interesse, mit dem das ganze italienische Volk den Prozeß des kühnen Räubers und Mörders Musolino verfolgte, den Beweis geliefert, daß die Gestalt eines echten Briganten, so wie sie in der Phantasie des Publikums lebt, wenig oder nichts gemein hat mit der Vorstellung von einem gewöhnlichen Wegelagerer und Banditen.

Man muß die politische Vergangenheit Italiens und die durch Jahrhunderte fortbestehende Zerrissen-

heit seiner inneren Zustände in Erwägung ziehen, um die Ursachen dieser eigenartigen Erscheinung zu verstehen.



Brigantenfürer Astenito,
standrechtlich erschossen in Neapel.

Wie sich das Brigantenwesen auch in anderen Ländern, in der Vendée, in Spanien und neuerdings auf der Balkanhalbinsel, als eine Folgeerscheinung kleiner, ungeordneter Kriege herausgebildet hat, so verdankt es in Italien seine Entstehung und seine Blüte in erster Linie den zahllosen politischen Kämpfen, deren Schauplatz das von der Natur so verschwenderisch bedachte

und nach den Tagen der alten Römerherrlichkeit dennoch niemals zu allgemeinem Wohlstand gelangte Land geworden ist. Hatte es seine Wurzeln in dem unruhigen, zu unregelmäßigem und arbeitslosem Abenteuererleben immer geneigten Charakter des Volkes, so wurde seine außerordentliche Entwicklung doch nur ermöglicht durch die planmäßige Unterstützung oder die nachsichtige Duldung von seiten der jeweiligen Machthaber, die sich seiner in der einen oder der anderen Weise als eines

Hilfsmittels im Kampfe gegen ihre politischen Widersacher zu bedienen wußten. Seine größte Ausdehnung erlangte es naturgemäß zunächst in jenen Gegenden, wo die Armut der Bevölkerung am größten, und ihr heißblütiger Charakter zugleich am schärfsten ausgeprägt ist — in Unteritalien und in Sizilien. Hier ist das Brigantentum in dem Kampfe zwischen Ferdinand I. und Murat denn auch tatsächlich von den Fürsten und ihren Anhängern geradezu liebevoll großgezogen worden.

Die Bourbonen vor allem haben aus ihrer Sympathie für das Brigantenwesen niemals ein Hehl gemacht, und unter den Offizieren des Bourbonenheeres waren nicht wenige, die sich ihre ersten Sporen als Brigantenhäuptlinge verdient hatten. Pronio und Mamnone, Sciarpa und Fra Diavolo waren lebendige Beispiele dafür, wie man auf dem Umwege über den Räuberhauptmann zu Stellung und Ansehen gelangen konnte. Die noch in allen italienischen Herzen lebendige Erinnerung an diese



Brigantenfürer Antonio Maratea, genannt Ciardullo, standrechtlich erschossen in Reggio.

„Nationalhelden“ stachelte den Ehrgeiz verwegener Naturen, als in der zweiten Hälfte des neunzehnten



Mitglieder der Bande Tranggella,
standrechtlich erschossen in Cosenza.

Jahrhunderts unter dem Einfluß der politischen Wirren das von Ferdinand nach der Restauration mit österreichischer Hilfe unterdrückte Brigantenwesen sich von neuem zu regen begann.

Chiavone legte sich aus eigener Machtvollkommenheit den Rang und den Titel eines Generals bei; der berühmte Rinco Nanco unterschrieb sich mit Vorliebe als „Oberst Giuseppe Nicola Somma, genannt Rinco

Nanco“; Pilone nannte sich „Ritter und Kommandant eines Aufklärungskorps“. Alle diese Leute pflegten sich mit möglichst phantastischen Uniformen, mit Militärmützen, ja sogar mit Orden zu schmücken, um dadurch sich selbst und ihren Gefährten etwas von jenem Glanze vorzutäuschen, zu dem ihre erfolgreicheren Vorgänger in Wahrheit gelangt waren.

Nur dieser politische Hintergrund des Brigantentums und der starke Rückhalt, den es vielfach an dem

Wohlwollen der Mächtigen fand, gewährt eine Erklärung dafür, daß es sich beinahe militärisch organisieren konnte. Die einzelnen Banden hatten zuweilen eine sehr starke Mitgliederzahl aufzuweisen, und es fehlte ihnen weder an ausgezeichneten Waffen noch an anderen Hilfsmitteln für eine zweckmäßige Kriegsführung. Der vielgenannte Caruso richtete sich in Selva delle Grotte ein mit allem Erforderlichen wohlversehenes Hospital für seine verwundeten oder erkrankten Leute ein; Ningo Nanco unterhielt im Walde von Lagopesole ein ganzes Lager von Uniform- und Wäschestücken, um die Mitglieder seiner Bande anständig auszurüsten, während andere Brigantenführer mit den Gemeindebehörden ihres Wirkungsgebietes förmliche Verträge über die regelmäßige Lieferung von Proviant u. s. w. abschlossen.

Der politische Charakter des Brigantentums trat zeitweise so sehr in den Vordergrund, daß auswärtige Abenteuerer von vornehmer Geburt sich den Banden



Das Ende des „Obersten“ Ningo Nanco, eines der berühmtesten Brigantenführer.

anschlossen, um mit ihnen für eine nach ihrer Überzeugung gerechte Sache zu kämpfen, so ein gewisser



Giuseppe Caruso,
der Briganten-„General“.

Alfred de Trazégnies, ein Edelmann aus Namur, der nach der Plünderung von San Giovanni Incarico gefangen genommen und erschossen wurde, und der Katalone Bories, der sich in den Bürgerkriegen seiner Heimat den Ruhm eines tapferen und unerfrockenen Mannes erworben hatte, und der von den Bourbonen nach Kalabrien geschickt worden war, um dort die Herrschaft Franz II. zu proklamieren. Er

mußte sich indessen, da er den einheimischen Briganten gegenüber nicht Autorität genug besaß, mit der Rolle eines Unterführers in der Bande des berühmten Crocco begnügen, wurde nach einem unglücklichen Gefecht gefangen genommen und standrechtlich hingerichtet, während man seinem Hauptmann das Leben schenkte und ihm sogar nach einer Reihe von Jahren die Freiheit wiedergab, in die er als ein vielbewundertes Held und als ein Gegenstand allgemeiner Teilnahme

zurückkehrte. Aber diese politische Seite des Brigantenunwesens, wie mächtig sie auch zu seiner Förderung beigetragen haben mag, hätte ihm doch nimmermehr zu einem so langen Bestande verhelfen können, wenn ihm nicht die traurigen sozialen Verhältnisse des Landes immer neue Nahrung und Lebenskraft zugeführt hätten. Hier, nicht in der Parteinahme für den einen oder den anderen Machthaber, ist die Erklärung zu suchen für die weitgehenden und herzlichen Sympathien, deren sich die meisten der bekannten Brigantenführer im Volke zu erfreuen hatten — Sympathien, die oft genug in ihrer heimlichen Unterstützung den Behörden gegenüber zum Ausdruck gekommen sind.

Einst schrieb ein junger Leutnant aus Mailand, der zum Kampfe gegen eine Brigantebande in Basilicata kommandiert war, an seinen Vater:

„Wie traurig ist es, zu sehen, daß ein so schönes Land



Der Brigantenführer Manfra,
standrechtlich erschossen in Neapel.

aller Zivilisation entbehrt und bis jetzt in der jämmerlichsten Barbarei erhalten worden ist! Es gibt keine

Erziehung und keinen Unterricht, die Landwirtschaft ist höchst unbedeutend, als Straßen und Verkehrswege müssen die Flußbetten dienen, denn was sonst an Wegen vorhanden ist, kann kaum noch Anspruch auf diesen Namen erheben. Und doch weist der Charakter der Bevölkerung sehr sympathische Züge auf. Sie ist offenherzig,



„General“ Carmine Crocco,
der große Brigantenhauptling.

besitzt Mut und Energie, und die Mehrzahl der Leute wünscht sehnlich bessere Zustände herbei. Aber es wäre freilich Torheit, zu glauben, daß diese Menschen über Nacht ihr Barbarentum ablegen und an Zivilisation und Gesittung mit den Bewohnern glücklicherer Gegenden wetteifern könnten. Sie ha-

ben so lange in der tiefsten Nacht des Despotismus dahinleben müssen, daß sie schwerlich die Kraft haben würden, den plötzlich hereinbrechenden Glanz der Freiheit zu ertragen.“

Diese Worte drücken treffend aus, was über die sozialen Ursachen des Brigantentums in den südlichen Provinzen Italiens zu sagen ist. Aber sie lassen noch einen Übelstand unerwähnt, der vielleicht am ehesten geeignet ist, die scheinbare Unausrottbarkeit dieser nationalen Krankheit zu erklären. Dieser Übelstand ist

das tief eingewurzelte und leider noch heutigestags nicht ganz ungerechtfertigte Mißtrauen der ärmeren Bevölkerung gegen die Organe der staatlichen Rechtspflege, die in ihren Augen nur die Beschützerin der Reichen und Mächtigen ist. Der gewöhnliche Bauer ist in den allermeisten Fällen viel zu arm, als daß er auch nur den Versuch machen könnte, sein Recht bei den vom Staate dazu eingesetzten Behörden zu suchen. Das Klageverfahren ist kostspielig und unständig. Der Landmann oder Bürger aus entlegeneren Ortschaften muß zu diesem Zweck oft erst tagelange Reisen unternehmen, um dann an Ort und Stelle tausend



Antonio Cuccia, ehemaliger Carabiniere und Räuberhauptmann in Sizilien.

Schwierigkeiten zu begegnen, die feinem schlichten Verstande nur dazu geschaffen scheinen, den Armen rechtlos zu machen. Darf es wundernehmen, wenn solche Zustände bei den heißblütigen und jähzornigen Kindern des Südens die Gewohnheit der rasch und wirksam zum Ziele führenden Selbsthilfe großgezogen haben?

Man muß die von namhaften Schriftstellern verfaßten Biographien der berühmtesten Brigantenführer lesen, um zu begreifen, wie innig in der Phantasie des Volkes die Vorstellung des Brigantentums mit



Paolino Di Carlovenco,
sicilianischer Brigantenchef, getödtet im Jahre 1875.

dem Begriff der mannhaften Auflehnung gegen die Ungerechtigkeit der irdischen Justiz und der berechtigten Vergeltung erlittener Unbill verknüpft ist.

So beginnt eine vor etwa fünfzehn Jahren erschienene Lebensbeschreibung des Giosafatte Tallarico, der einst der Brigantenkönig von Kalabrien war, mit folgenden Sätzen: „Der echte Typus des kalabresischen Briganten, der niemals vorher und nachherübertroffen

wurde, ist die Gestalt des Giosafatte Tallarico, wenn auch das Ende dieses Helden des Waldes ein solches war, wie man es jedem rechtschaffenen Bürgermann wünschen möchte. In ihm verbanden sich Kraft mit Schlaueit, todesverachtender Mut mit klug abwägen-

der Vorsicht, Zähzorn mit Sanftmut, Habgier mit Freigebigkeit und Rauheit der Sitten mit einer nicht geringen Bildung. Er hatte sich dem Studium der Chemie gewidmet, bis er gezwungen (!) war, einen Menschen zu töten. Das ereignete sich zu einer Zeit, da in den kleinen Flecken Kalabriens Gesetz und Regierung sehr wenig galten, und jeder Bürger es vorzog, sich selbst zu verteidigen, sein Recht zu bewachen und das erlittene Unrecht zu sühnen. Einen Feind oder Beleidiger zu töten, war nur eine geringe Sünde, die sehr bald von allen vergessen wurde, ausgenommen natürlich die Verwandten und Freunde des Getötenen, die es für ihre Pflicht ansehen mußten, ihn zu rä-



Vincenzo Porrazzo, sizilianischer Brigant,
verurteilt im Jahre 1875.

chen, indem sie seinen Mörder oder eine ihm nahestehende Persönlichkeit umbrachten. Der allgemein geachtete de Cionza von Paterno, einem kleinen Ort in der Nähe von Cosenza, bekannte auf seinem Sterbebette, den Tod von 42 Menschen herbeigeführt zu haben. Aber er hatte um dieser Thaten willen niemals eine gerichtliche Verfolgung zu erleiden gehabt, und er hatte

seinen Mitbürgern allezeit für einen makellosen Ehrenmann gegolten, den man um seiner unbestechlichen Gefinnung willen aufrichtig achtete und schätzte.“

Die Vorgänge bei der Prozessierung des Musolino, des Nicolo Morro und der Barsalonabande haben be-



Nicolo Accorso, sizilianischer Brigant,
verurteilt im Jahre 1875.

wiesen, daß das italienische Volk seine Briganten heute noch mit denselben Augen ansieht wie etwa den gefeierten Gasparone, dessen in den überschwenglichsten Ausdrücken der Bewunderung abgefaßte Lebensbeschreibung in vielen Exemplaren in den südlichen Provinzen ange troffen werden kann.

Und doch war es mit dem „Idealismus“ wie mit

der Großmut der Herren Briganten von jeher in Wirklichkeit nur recht schwach bestellt. Sie liehen den Unterdrückten ihre Dienste, wo es sich mit ihrem eigenen Vorteil vertrug, aber sie liehen sie noch lieber denen, von denen sie dafür bezahlt wurden. Viele von ihnen, darunter der hochberühmte Tiburzi, verstanden sich gegen Leistung bestimmter Abgaben dazu, bestimmte Personen oder Ortschaften gegen ihre Widersacher oder

gegen andere Banden zu schützen, und aus dem Prozeß Palizzolo hat man erfahren, daß die sizilianischen Grundbesitzer vielfach die schlimmsten Verbrecher zu Hütern ihres Eigentums bestellen, sicher, daß sie gegen ihresgleichen viel schonungsloser verfahren würden, als es irgend ein anderer Wächter und Verwalter tun könnte.

Eine Geschichte des italienischen

Brigantentums wäre sicherlich zugleich das interessanteste Lehrbuch der Verbrecherpsychologie, denn es gibt keinen Typus, der unter diesen Briganten nicht seine charakteristischen Vertreter hätte. Von dem

romantischen Schimmer, dessen wir im Eingang unserer Skizze er-

wähnten, würde dabei freilich wohl nur in sehr wenigen Fällen etwas übrig bleiben, denn die weitaus überwiegende Mehrzahl dieser „Helden des Waldes“ entpuppt sich bei näherer Betrachtung als ein Haufen von gemeinen Spitzbuben, Wegelagerern und Mör-



Di Pasquale, sizilianischer Bandenführer, getötet im Jahre 1875.

bern — mögen auch die Gründe, die sie zuerst zur Flucht aus der Gesellschaft nötigten, mehr in dem Zwang der Verhältnisse als in verbrecherischen Trieben zu suchen gewesen sein.

Nur ein paar von den Führern, die mehr politische



Satariano von Termini Imerese (Sizilien),
1876 verurteilt.

Parteilänger als Räuber waren, dürfen als Ausnahmen gelten, wenn gleich auch sie sicherlich nur einen sehr kleinen Teil der Wertschätzung verdienen, die ihre Landsleute ihnen in Vergangenheit und Gegenwart zu teil werden ließen, und die namentlich sie selber sich im verschwenderischsten Maße spendeten.

Ging doch der Stolz dieser Räuber nicht selten so

weit, daß sie bei Übergabeverhandlungen und ähnlichen Gelegenheiten von den Vertretern der Obrigkeit als unabhängige Macht behandelt zu werden verlangten, oder daß sie wie der wackere Musolino erklärten, nur mit dem Könige selbst über die Bedingungen ihrer Ergebung verhandeln zu wollen.

Ein Zug, der fast allen „hervorragenden“ Briganten eigen scheint, ist eine gewisse abergläubische Religiosität,

die sich natürlich viel weniger in wirklicher Frömmigkeit als in einem felsenfesten Vertrauen auf die Wirksamkeit von Amuletten, gedruckten Sprüchen u. s. w. äußert.

Als der Brigant Domenico Biagini am 6. August 1889 von den Gendarmen getötet wurde, fand man in seinen Kleidern unter anderem ei-

nen „heiligen Brief“, der seinem Besitzer gewährleistete, daß er weder eines gewaltsamen Todes noch im Gefängnis sterben, und daß es in seinem Hause weder Verrat noch Feinde oder falsche Zeugen geben würde.

Solche Neigungen hinderten die italienischen Briganten der verschiedensten Zeitläufte aber keineswegs, die abscheulichsten

Schandtaten zu begehen. Es sind wahre Ungeheuer in Menschengestalt unter ihnen gewesen, deren Handlungen selbst die wildesten Ausgeburten einer blutdürstigen Dichterphantasie weit in den Schatten stellen. So ließ, um nur einige wenige anzuführen, Coppa den eigenen Bruder erschießen, weil er einem seiner Befehle zuwider gehandelt hatte; Rinco Ranco mar-



Der Brigantenhauptling Manzì.

terte seine Gefangenen, indem er ihnen die Haut abziehen ließ, und verstümmelte ihre Leichen. Caruso rühmte sich, einem jungen Manne die Ohren abgeschnitten und ihn gezwungen zu haben, sie in gebratenem Zustande zu verspeisen, und es steht fest, daß er höchstehändig mit einem Rasiermesser fünfund-

zwanzig Bauern die Kehlen durchschnitten hat.



Angelo Pugliesi, genannt Peppino il Lombardo, sizilianischer Brigantenfürher.

Hand in Hand mit der größten Grausamkeit ging bei vielen Briganten eine geradezu weibische Eitelkeit. Sie wollten nicht nur um ihrer Taten, sondern auch um ihrer Persönlichkeit willen bewundert sein, so daß sie sich vielfach nach der Art der Räuberhauptleute aus der Operette

aufpuzten. Eine Photographie des furchtbaren sizilianischen Briganten Cuccia (S. 155) zeigt diesen edlen Helden und Strauchdieb, wie er sich gleich einem koketten Dackfisch mit einem Buch in der Hand photographieren läßt.

Aber auch die edle Weiblichkeit hat im italienischen Brigantentum hie und da eine nicht unwichtige Rolle gespielt. Gab es doch zu allen Seiten verworfene und abenteuerlustige Weiber, denen die wilde Un-

gebundenheit des Brigantenlebens so gut zusagte, daß sie sich einen Bandenführer oder auch einen gewöhnlichen Briganten zum Herzallerliebsten erkoren, unbekümmert darum, daß bei einem Zusammenstoß mit den verhassten Carabinieri sich leicht genug eine Kugel auch in ihre Brust verirren konnte. Manche von ihnen, wie die bekannte Pennacchio und die Olivieri, pflegten männliche Kleidung anzulegen und sich zu bewaffnen, während andere sich's daran genügen ließen, ihren Freunden, unter denen ihretwegen natürlich oft die bitterste Fehde entbrannte, nach Möglichkeit das Leben zu versüßen.



Anna Cartabellotto,
die Gefährtin des Briganten Lombardo.

Die Ursachen des verderblichen Brigantentums sind auch im modernen Italien noch nicht ganz verschwunden. Namentlich in den südlichen Provinzen bestehen sie teilweise noch in unverminderter Schärfe fort, soweit die Armut der Bevölkerung, die Lässigkeit und Bestechlichkeit behördlicher Personen und die Parteilichkeit der

Gerichte für die Entflehung jenes Räuberunwesens mit verantwortlich zu machen sind. Aber in mancher andern Hinsicht haben sich die Verhältnisse sehr zu Ungunsten der Helden von der Landstrafe geändert. Ein Zusammenschließen zu größeren Banden ist nahezu unmöglich geworden, und wo es dennoch versucht wird, kann von einer Jahre oder Jahrzehnte hindurch geübten Schreckensherrschaft solcher Banden, wie sie früher keineswegs zu den seltenen Erscheinungen gehörte, nicht mehr die Rede sein.

Der einzelne Brigant aber wird immer sehr bald auch in den Augen seiner ehemaligen Freunde zum gewöhnlichen Vagabunden und Straßenräuber werden, und die letzten Erscheinungsformen dieses alten Nationalübels werden sicherlich in einer nicht zu fernern Zukunft verschwinden, sobald auch das niedere Volk in Italien gelernt hat, die Fra Diavolo und Gasparone von heute ihres gänzlich unverdienten romantisch-poetischen Nimbus zu entkleiden.





Die erste Gesellschaft.

Skizze aus dem Leben. Von M. Doering.



(Nachdruck verboten.)

Gerd, jetzt wird's aber endlich Zeit, daß wir auch eine Gesellschaft geben. Seit Anfang der Saison sind wir bereits verheiratet, besuchen alle möglichen Veranstaltungen und haben bis heute nur hie und da einige deiner Freunde bei uns gesehen. Wir müssen uns doch revanchieren, Liebster!"

Frau Trude hatte den Arm um den Nacken des Gatten gelegt und blickte den Herrn und Gebieter halb schmollend, halb bittend an.

„Aber Kind, das eilt doch nicht so sehr!“ meinte der Baumeister mit einem Anflug von Unbehagen im Ton, während er dicke Rauchwolken aus seiner Weichselholzpfeife blies. Der Gedanke, seine Frau repräsentieren zu sehen, bereitete dem korrekten Weltmanne einige Pein. Er liebte seine Trude ja immer noch mit der gleichen Innigkeit wie vor einem halben Jahre, da er, der reife Mann, das frische junge Ding, in das er sich Hals über Kopf verliebt, vom Fleck weg geheiratet hatte. In Bremen war's, wo er sie kennen gelernt, als sie, die mittellose Waise, den energischen Versuch machte, sich als Bibliothekarin eine selbständige Existenz zu verschaffen. Ihre kräftige Erscheinung, das gesunde Rot ihrer Wangen, die zwei entzündenden Grübchen darinnen, die lebhaft blinkenden dunklen Augen, das dichtgewellte kastanienbraune Haar, das der herrschenden Mode zum Trotz in einen schlichten Haarknoten

geschlungen war, ihre weichen weißen Hände, die ein wenig lässig in den Büchern kramten, wenn der Herr Baumeister irgend ein fachwissenschaftliches Werk einzusehen wünschte, ihre ganze schmiegsame und doch selbstbewußte Haltung, die Mischung von bürgerlicher Einfachheit und modernem Schick in Kleidung und Benehmen — alle diese augenfälligen Vorzüge hatten das etwas ausgebrannte Lebemannsherz des Baumeisters zu neuer Glut entfacht, und wenige Wochen nach der ersten Begegnung hatte er Trude als seine Frau nach Berlin gebracht.

Ehe er sie in die Gesellschaft einführte, war in ihm ein leichter Zweifel aufgetaucht, ob die schlichte Unterbeamtentochter auch in seinen Kreisen freundliche Aufnahme finden würde. Aber seine Bedenken verflogen bald, als er sah, wie Trude in ihrer lebhaften, liebenswürdigen Art die Herzen der Männer und die Vorurteile der Frauen besiegte und trotz ihrer vielen unbewußten Verstöße gegen die hergebrachte Form eine beliebte Persönlichkeit, ein belebendes Element in dem korrekten, aber etwas steifen Zirkel wurde. Die Herren vergaßen über den schönen Formen der jungen Frau ihre Formlosigkeit, und die Damen lächelten gutmütig darüber, ohne sich weiter zu erregen.

So weit ging alles nach Wunsch, und wenn seine Trude nur nicht so felsenfest von der Richtigkeit ihres Benehmens überzeugt gewesen wäre, wenn nicht beständig das Damoklesschwert einer Formverletzung seitens seiner Frau über des Baumeisters Haupt gehangen, dann hätte er sich längst zu der angeregten und unumgänglich notwendigen eigenen Hausfestlichkeit entschlossen. Aber — aber — er seufzte bei dem Gedanken an die Möglichkeit eines gesellschaftlichen Verstößes in seinen eigenen Räumen; mit einem kalten

Schauder vergegenwärtigte er sich das Naserümpfen, Bspötteln, Bemitleiden seitens der Gäste, die seiner Frau und ihm selbst mit ein paar abfälligen Bemerkungen die ganze Stellung untergraben konnten.

Trude riß ihn aus seinem Sinnen mit einem energischen: „Gewiß eilt es!“

Der Baumeister schöpfte schwer Atem; dann einsehend, daß ihm keine Wahl bliebe, gab er sich einen Ruck und meinte zustimmend: „Na, dann müssen wir eben in den sauren Apfel beißen. Aber das sage ich dir, Trude, wenn du dich blamierst und mit deinen gesellschaftlichen Fähigkeiten Fiasco machst, dann ist es auch vorbei mit unserem Verkehr nach außen, und du mußt deine Vergnügungsgelüste ferner auf Theater und Konzerte beschränken. — Verstanden?“

„Natürlich, Schatz — verstanden und einverstanden,“ lachte sie sorglos, nicht im geringsten empfindlich berührt, und gab ihm einen herzhaften Kuß. Mimosenhaftes Wesen war keineswegs ihre Schwäche. „Na, so wollen wir denn gleich beginnen,“ fuhr sie munter fort. „Wann soll's sein? Was soll's geben? Wer soll eingeladen werden?“

Nachdem das Ehepaar sich in dem Hauptpunkte, der nunmehr beschlossenen Gesellschaft, einig war, verständigte es sich bald über alles andere, und vierzehn Tage später ging das große Ereignis vor sich.

Alles war sorgsam vorbereitet. Das Essen beim ersten Restaurateur bestellt, die Zimmer mit Blumen geschmückt, eine Lohndienerin engagiert, gute Weine und feine Zigarren besorgt — kurz, es fehlte nichts als an der nötigen ruhigen Sicherheit der Hausfrau. Trude, die sonst so selbstsichere Dame, war zappelig, fahrig, nervös, ärgerlich, reizbar. Sie empfand lebhaft die Lücke der leblosen Gegenstände, die bemüht schienen,

den übereifrigen Menschen aus dem Geleise zu bringen. Einige Störungen hatte es bereits gegeben. Die neuen, modernen Wandleuchter waren nicht angekommen, der Obsthändler hatte die verkehrten Früchte geschickt, die Putzfrau hatte sich den Arm verstaucht, und — der Gipfel des Unglücks — das neue Kleid, das zur Feier des Tages eingeweiht werden sollte, paßte nicht. Trude hatte vor Arger den Handspiegel so heftig auf den Marmortisch geworfen, daß das Glas zersprang.

Das war ein böses Omen! Ihr hangte nun doch vor dem Besuch. Gleich so vielen Frauen, die in einer Ungewißheit schweben und dem Zufall und seinem Zwilingsbruder, dem Aberglauben, eine große Rolle zuschreiben, so empfand auch die aufgeklärte Trude vor ihrer Gesellschaft eine abergläubische Furcht vor allem, was sie als böse Vorzeichen deuten konnte.

Tische und Stühle rannte sie in ihrer nervösen Hast an, von einem überfüllten Tablett stürzten drei Kristallgläser klirrend herab, aus einer Blumenvase floß beim schnellen Hineinsteden der grünen Zweige das Wasser über das frische Damasttisch Tuch, und die Soße der Preiselbeeren lief über den Rand der Glasschale, als Trude eilig einen viel zu großen Löffel hineinstedte. Als nun gar beim letzten Abstäuben eine zierliche schwarze Terrakotta-Venus umfiel und zerbrach, da weinte die junge Frau vor Arger, Trauer und Angst und erklärte dem Gatten, der erschreckt herbeigeeilt war, sie müsse den Gästen abtelephonieren, denn sie fühle sich krank.

„Ja, wirklich sterbenskrank!“ murmelte sie mit bebenden Lippen. „Ich bin ganz elend, kann niemand sehen, keinen Menschen will ich annehmen — niemand! Überhaupt diese dumme Geschichte ist mir längst leid, ich mag, ich kann und ich will gar keine Gesellschaft

geben, wenn man so viel Last, Mühe und Jammer davon hat — hörst du, Gerb, ich will nicht!“

Ihre Stimme hatte sich zum schrillen Distant zugespitzt. Trude stampfte eigensinnig mit dem Fuße auf den teppichbelegten Boden, dann eilte sie auf den Telephonapparat zu und drehte heftig an der Kurbel. Die starke Aufregung hatte sie hysterisch gemacht.

Der Baumeister, anfangs besorgt, als er seine Frau schluchzen hörte, wurde nun, da er ihr nervöses Gebaren sah, ärgerlich. Er faßte energisch ihre Hand und sagte sehr bestimmt: „Trude, ich wünsche, daß du dich vernünftig benimmst. In einer Stunde werden die Gäste hier sein, vergiß nicht, daß du heute deinen gesellschaftlichen Befähigungsnachweis zu erbringen, dein Repräsentationstalent zu erweisen hast. — Sei ruhig und vernünftig, Kind,“ lenkte er dann mitleidig ein, als er ihre trostlose Miene wahrte. Besänftigend klopfte er ihr die Wange und führte sie in ihr Zimmer. Er streichelte sie nochmals zärtlich und sagte in sanftem Beruhigungston: „Mach dich nur recht hübsch, Kleine, der äußere Glanz gibt auch dem inneren Menschen das Gleichgewicht.“

Und wirklich, kaum war eine halbe Stunde verflossen, da erschien Frau Trude im taubenblauen, spitzenbesetzten Seidenkleide im Schmucke ihres glitzernden Geschmeides, das der Gatte ihr als Hochzeitsangebinde dargebracht, strahlend und frisch. Mit zuversichtlicher Miene blickte sie in den hohen Spiegel, ihre selbstbewußte Haltung fand sich wieder ein.

Als dann die ersten Gäste gemeldet wurden, überließ zwar wieder ein fatales Zittern ihren Körper, sie überwand es jedoch schnell und eilte mit einem liebenswürdigen Lächeln den Ankommenden entgegen.

Bald war Frau Trude so eifrig in der Unterhaltung

begriffen, daß sie gänzlich vergaß, den Gästen von den bereitstehenden Erfrischungen anzubieten, woran sie erst durch eine leise Bemerkung des Gatten erinnert werden mußte.

Bei Tisch begann dann die junge Frau wieder ängstlich zu werden. Nun holte sie ihr Versäumnis von vorhin übereifrig nach, indem sie fortwährend zum Zulangen aufforderte.

Wieder streifte sie ein mahnender Blick des Baumeisters. Die Soßenschüssel war leer geworden. Auf Trudes Zeichen erschien die Dienerin. Die Hausfrau beugte sich etwas ungeschickt über den halben Tisch und erwischte auch glücklich die Soßenschüssel, nachdem ihr Spitzenärmel mit den unglücklichen Preiselbeeren peinliche Bekanntschaft gemacht hatte. Ein leises Hüfteln der Frau Oberbaurat zeigte an, daß man den Zwischenfall bemerkt hatte — trotz des Baumeisters Bemühen, die Aufmerksamkeit von dem angefärbten Armel auf seine eigene, spannende Anekdotenerzählung zu lenken.

Die Soßenschüssel kam nun gefüllt zurück. Trudes Nachbar entglitt der Soßenlöffel und fiel auf den Teppich. Eifrig hob Trude den Löffel auf und legte ihn geschwind wieder in die Soße, nicht darauf achtend, daß einige Woll- und Staubfäden hängen geblieben waren, die nun lustig auf der Oberfläche der braunen Tunke schwammen.

Die elegante Regierungsrätin fischte mit einem schadenfrohen Lächeln — denn das war doch wirklich zu stark! — die unberechtigten Bestandteile mit der Flüssigkeit heraus und ließ dann Braten samt Wollfädensoße auf dem Teller unberührt.

Trude bemerkte es nicht, denn ihr Nachbar zur Linken sah sich suchend auf dem Tische um, während er vom Salat kostete. Auf Trudes Frage nach seinen

Wünschen bat der alte Herr um etwas Essig. Eilig sprang die junge Frau auf, lief ins Nebenzimmer und holte die geschliffene Essigflasche aus dem Kristallschrank. Der ganze Vorgang spielte sich in einer kurzen Minute ab, die indessen für die Tischgäste lang genug war, um mit kaum verhüllter Mißbilligung bemerkt zu werden.

Der Baumeister saß wie auf Kohlen, da er alles scharf beobachtet hatte, und er sehnte lebhaft das Ende dieser fatalen Mahlzeit herbei, in der Hoffnung, daß Trude später im Salon durch ihr frisches Wesen die peinlichen Eindrücke bei den Gästen wieder verwischen würde. Aber noch war das Mahl und damit die Bitternisse nicht überstanden. Beim Spargelgericht fehlte die geriebene Muskatnuß auf dem Tisch, zum Obst war kein Nußknacker aufgelegt, und auf den Eisstellern lagen nach überwundenem alten Brauch kleine Löffel anstatt Gabeln zur Benutzung.

Nun fiel noch gar ein Rotweinglas um. Trude flog vom Sitz auf. Ihr neues Tafeltuch — entsetzlich! Ungeniert goß sie den Inhalt des Spiritusochers aus der Teemaschine über den Flecken, was zwar diesen fortbrachte, doch zur Folge hatte, daß die Umstehenden erschreckt die Watisttücher gegen ihre wertigen Nasen drückten, da der denaturierte Spiritus ihre Geruchsnerven ziemlich stark beleidigte.

Der Baumeister war entsetzt. Ein derartiges, jeder feinen Silte hohnsprechendes Benehmen hätte er seiner kleinen Frau denn doch nicht zugetraut. Aber so sehr er innerlich vor Arger schäumte, so vorsichtig mußte er bemüht sein, die Taktlosigkeit Trudes zu überbrücken. Das war nicht leicht, denn Trude sah immer noch mit ängstlichen Augen auf den langsam sich im Spiritus auflösenden Rotweinsleck, und der ungeschickte Urheber des kleinen Unfalls erging sich in wortreichen Ent-

schuldigungen, die allerdings einer leichten Ironie nicht entbehrten. Der verzweifelte Hausherr tat das einzige, was hier zu tun war, er veranlaßte seine Frau durch ein leichtes Zeichen, die Tafel aufzuheben. Das wenigstens verstand sie.

Die Gesellschaft zerstreute sich in die anstoßenden Zimmer, wo man bei Kaffee und Likören sich gemütlich unterhielt. Der Baumeister, ein gut ausgebildeter Musikdilettant, setzte sich an den Flügel und spielte mit großer Sicherheit das Intermezzo aus der „Cavalleria“. Bald hatte sich die Stimmung wieder auf das Niveau behaglicher Heiterkeit erhoben, und die peinlichen Zwischenfälle schienen vergessen. Muntere Scherzworte schwirrten zwanglos durcheinander. Da machte sich, durch den feinen Zigarrenrauch gemildert, ein brenzlicher Geruch bemerkbar, wie er beim Glimmen von Wollfäden entsteht.

Der Hausherr sah sich verstoßen um, wurde aber von einigen Herren im Gespräch festgehalten. Frau Trude, deren Näschchen auch schon den ominösen Dunst wahrgenommen, ging seiner Spur nach. Plötzlich schrie sie auf: „O, meine kostbare Blüschdecke!“ Ohne auf die erstaunten und mißbilligenden Blicke zu achten, jammerte die junge Frau weiter: „Ach, ich habe sie speziell für mich weben lassen, sie ist ja gar nicht wieder zu ersetzen! — Und nun total verdorben! — Welcher schreckliche Mensch hat das getan?“

Keiner wollte es gewesen sein; alle umstanden achselzuckend die Hausfrau, die eben einen brennenden Zigarrenstummel von der Decke entfernt hatte und nun mit entsetzter Miene auf das walnußgroße Loch starrte, das die resedagrüne, mit feinen Goldornamenten durchwebte Blüschdecke verunzierte.

Beim ersten Ausruf Trudes war der Baumeister,

wie von einer Natter gestochen, aufgeschreckt. Er murmelte eine Entschuldigung und stürzte auf seine Frau zu. Seine Geduld war erschöpft, seine äußere Ruhe unter der inneren Empörung über die Taktlosigkeit seiner Frau zusammengesürzt, seine Selbstbeherrschung versagte. Er war seiner Sinne nicht mehr mächtig. Seine gesellschaftliche Stellung, auf die er so stolz gewesen, war verloren. Nach dieser Szene war seine Frau gerichtet. Die Frau, die er geliebt, die er zu sich emporgehoben, der er seinen Namen, sein Geld und seine Stellung zu Füßen gelegt — diese Frau wagte es, ihn in seinem eigenen Hause derartig zu kompromittieren. Eine jähe Wut gegen die Zerstörerin seiner Stellung stieg in ihm auf und drohte ihn zu ersticken. Er trat hastig auf Trude zu, packte sie etwas unsanft am Arm und murmelte durch die Zähne: „So betrag' dich doch anständig!“

Trude starrte ihn sekundenlang sprachlos an, dann aber, empört über seine harte Behandlung und im Gefühle ihres Rechtes, richtete sie sich hoch auf, blickte ihn mit zornflammenden Augen an und stieß heftig heraus: „Ich lasse mich nicht von dir schulmeistern merke dir das!“

Sie machte ihre Hand frei und wandte sich ab. Darauf verließ sie mit energischen Schritten das Zimmer.

Aber sie beruhigte sich schnell. Gleich darauf ertönte im Nebenraum wieder ihr lustiges Lachen.

Der verärgerte Gatte suchte gleichfalls eine harmlose Miene aufzusetzen — doch umsonst. Die Situation war nicht mehr zu retten. Die Gäste empfahlen sich kurz hintereinander.

Gerd und Trude vertrugen sich wieder, lebten auch ganz glücklich miteinander, aber eine Gesellschaft haben sie nicht mehr gegeben.





Kostbares Gestein.

Der deutsche Marmor und seine Bearbeitung.

Von H. Wolffram.

Mit 9 Illustrationen.

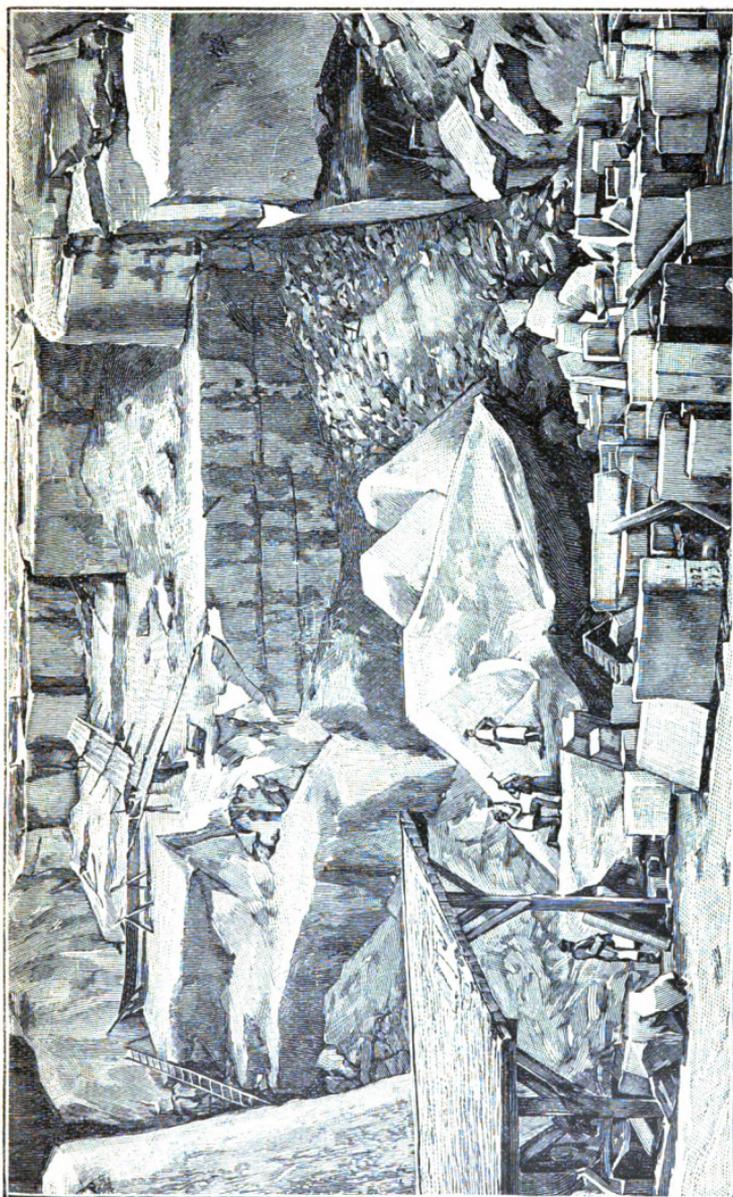


(Nachdruck verboten.)

Was den Monumentalbauten der alten Griechen und Römer ihre einzigartige, von uns noch in den trümmerhaften Überresten mit hoher Bewunderung angestaunte Schönheit verlieh, war nicht allein die edle Größe und schlichte Bornehmheit der Formengebung, sondern auch der Reiz des zur Verwendung gelangenden Baumaterials, dessen Bildsamkeit der schöpferischen Phantasie des Künstlers den weitesten Spielraum ließ, und dessen Struktur überdies ohne viel menschliches Zutun die dem Auge wohlgefälligsten Wirkungen hervorbrachte.

Der Marmor in seinen mannigfachsten Färbungen und Körnungen stand den beneidenswerten Architekten des klassischen Altertums in schier unerschöpflicher Fülle in ihrer unmittelbaren Nähe zur Verfügung, und die günstigen klimatischen Verhältnisse gestatteten die Verwendung des zum Teil gegen Witterungseinflüsse recht empfindlichen kostbaren Materials im weitesten Umfange.

In einer so glücklichen Lage befanden sich die Baumeister des nördlichen Europa nicht. War die Verwendung der weicheren Marmorarten schon um ihrer geringen Widerstandsfähigkeit willen für Außenarchitekturen nur in sehr beschränktem Maße möglich, so



Untersberger Mittelbruch.

konnte der Marmor auch für die Ausschmückung der Innenräume, denen er wie kein anderes Gestein den Charakter der Bornehmheit und Pracht zu geben vermag, überall nur da in Frage kommen, wo sehr bedeutende Geldmittel zur Verfügung standen. Denn die Schwierigkeiten des Transports aus weit entlegenen Ländern machten ihn bei dem ungeheuren Gewicht der zu befördernden Frachten zu einem überaus kostspieligen Material.

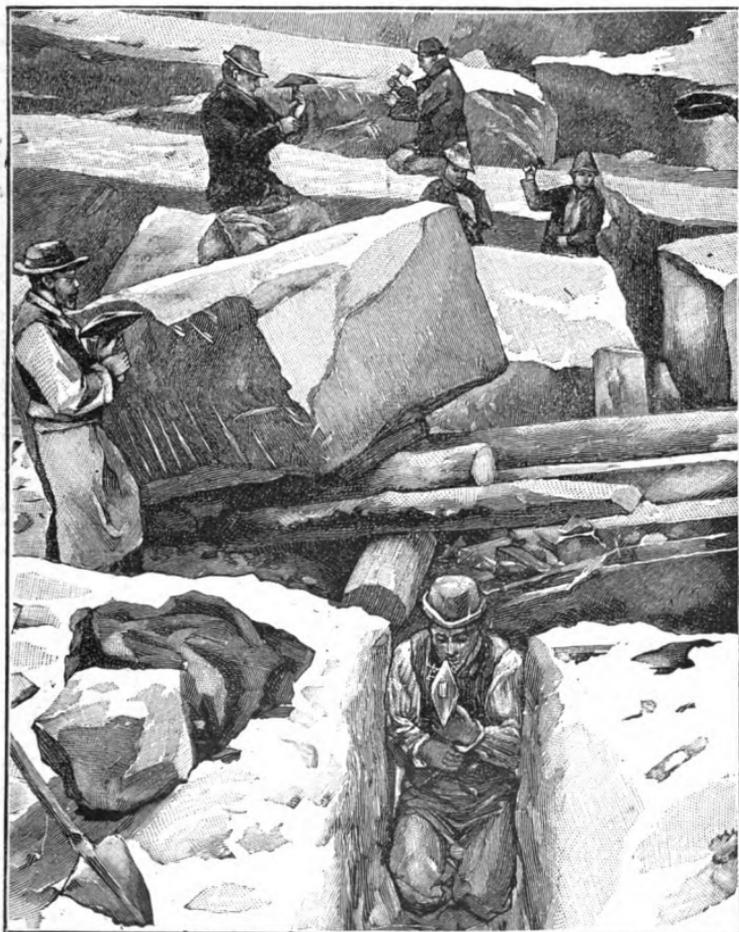
Daß man auch in den Ländern deutscher Zunge über reiche Schätze an teilweise sehr schönem Marmor verfügte, war allerdings schon den Künstlern und Bau-meistern vergangener Jahrhunderte wohlbekannt, und bei vielen Monumentalwerken der deutschen Gotik und Renaissance ist deutscher Marmor — namentlich Marmor vom Untersberge — bereits in großem Umfange zur Verwendung gekommen.

Aber die Verwertung beschränkte sich doch fast ganz auf die den Brüchen zunächstliegenden Gegenden, und die Ausbeutung der vorhandenen natürlichen Schätze war keineswegs eine ihrem hohen Werte entsprechende.

Erst die neuere Zeit mit ihren verbesserten Verkehrsverhältnissen und ihren großen technischen Fortschritten hat darin erfreulichen Wandel geschaffen und auch dem deutschen, beziehungsweise österreichischen Marmor zu der Beachtung und Geltung verholfen, die er um seiner vortrefflichen Eigenschaften willen verdient.

Für die Zwecke der eigentlichen hohen Kunst zwar, für Standbilder und andere figürliche Skulpturen, wird mit wenig Ausnahmen auch heute noch dem tadellos weißen Marmor aus Carrara und anderen italienischen Brüchen um seiner unerreichten Schönheit willen der Vorzug gegeben, aber überall da, wo es sich um die dekorative Ausschmückung prunkvoller Innenräume oder

um Verzierungen der Außenarchitektur handelt, hat der deutsche Marmor dem italienischen in den letzten



Aus dem Adneter Bruch.

Jahrzehnten eine beständig wachsende hochehrfurchliche Konkurrenz gemacht.

Jeder Besucher Münchens hat Gelegenheit, sich bei

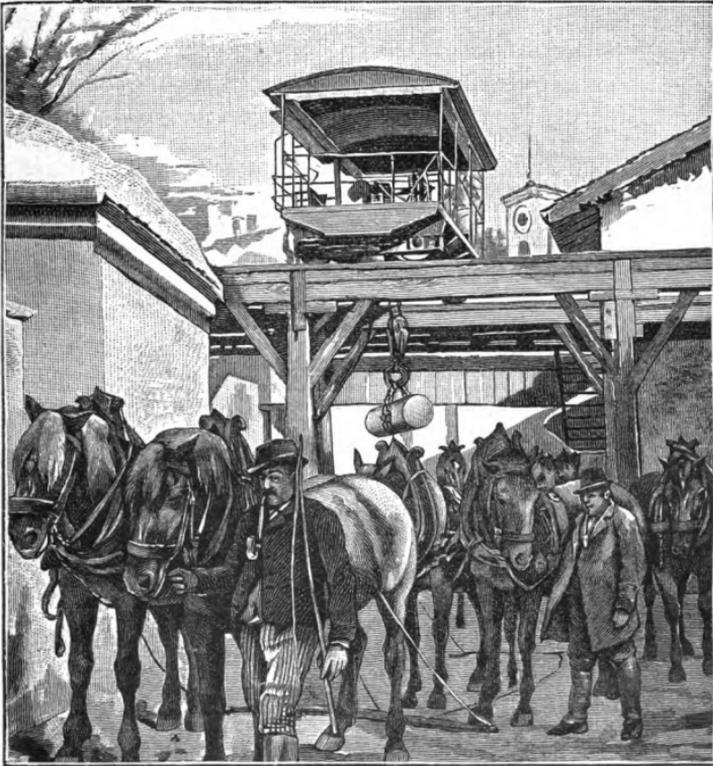
der Betrachtung der von dem kunstförrigen Ludwig I. geschaffenen Prunkbauten der Glyptothek, der Pinakothek, der Ruhmeshalle, der Propyläen und der Basilika davon zu überzeugen, daß der hier in den verschiedensten Bearbeitungsformen zur Verwendung gelangte Untersberger Marmor an Schönheit der Färbung, an künstlerischem Reiz des Ge-



Transport eines Blockes mittels Winde.

äders wie auch an Widerstandsfähigkeit dem gewiß recht ungünstigen Münchener Klima gegenüber dem italienischen in keiner Weise nachsteht, und in neuester Zeit ist es namentlich der Rührigkeit des Marmorwerkes Kiefer in Kiefersfelden bei Kuffstein zu danken gewesen, daß sich das aus deutschen Brüchen gewonnene und von deutschen Steinmehren bearbeitete Material fast überall bei der Ausführung von Monumentalbauten einen Platz

gesichert hat. Das erwähnte, aus verhältnismäßig kleinen Anfängen entstandene Werk, das jetzt schon Hunderte von geübten Arbeitern beschäftigt und seine Erzeugnisse in alle Weltgegenden versendet, begann seine Tätigkeit



Bespannung eines Transportwagens.

mit der ausschließlichen Verarbeitung italienischen Marmors, der unter großen Schwierigkeiten und Kosten, sowie unter den mannigfachsten Zollpladereien über den Brenner herangeschafft werden mußte. Mit dem Jahre 1887 aber, wo eine Anzahl von Salzburger und Galleiner Brüchen in das Eigentum der Kiefersfelder

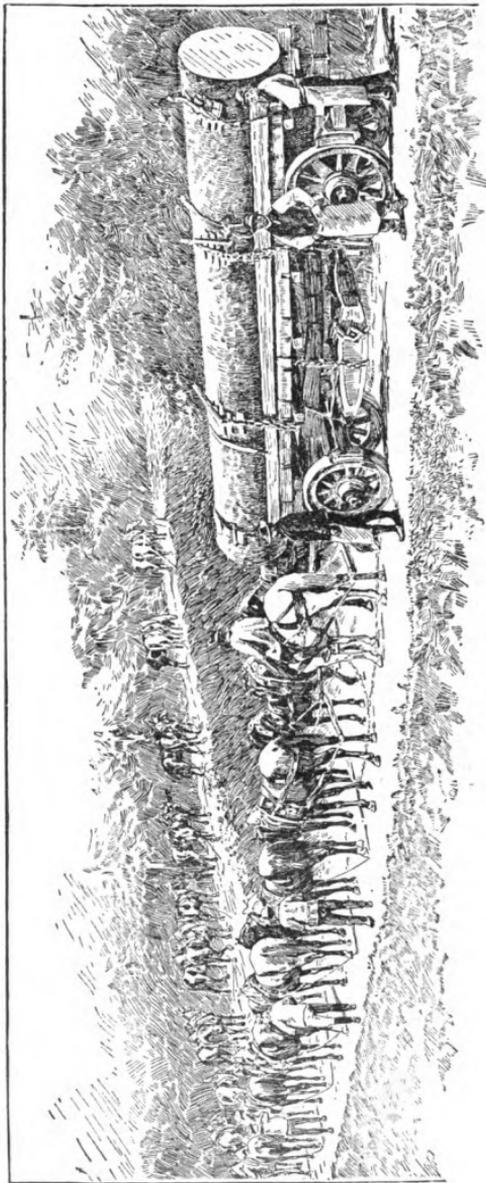
Gesellschaft übergang, trat darin ein vollständiger Umschwung ein, und heute ist es vorwiegend die Ausbeute jener Brüche, die dort ihre hundertfältig verschiedene künstlerische Gestaltung erhält.

Wohl die reichsten Marmorlager finden sich noch heute an den Hängen des sagenumwobenen Untersberges, der schon für einzelne im zwölften Jahrhundert entstandene Teile der alten Burg zu Salzburg das Material liefern mußte. Sie erstrecken sich in gewaltigen Schichten fast vier Kilometer lang an dem Berge hin und können mit gutem Recht als fast unerschöpflich bezeichnet werden.

Die Gewinnung stellt bei der Mächtigkeit der Schichten eine recht mühselige und umständliche Arbeit dar. Zunächst müssen schmale Gänge, sogenannte Schrotte, in den Stein getrieben werden, die nur eben breit genug sind, daß von ihnen aus die eigentliche Arbeit, das Loslösen der Blöcke, vorgenommen werden kann. Es geschieht lediglich durch das Eintreiben von eisernen Keilen, denen man zur Erleichterung des späteren Abgleitens schwere eiserne Hohlkugeln nachschiebt. Die Verwendung von Pulver und anderen Sprengmitteln ist ausgeschlossen, da man auf solche Weise niemals tabellose Blöcke in der gerade gewünschten Größe erhalten und außerdem zu viel kostbares Material zerstören würde. Eine größere Anzahl von Arbeitern ist gleichzeitig damit beschäftigt, den Block von drei Seiten frei zu machen, bis er durch sein eigenes Gewicht auf der immer schräg angelegten Basis ins Gleiten kommt und sich gegen die Bruchsohle hin in Bewegung setzt. Da sich dieser Zeitpunkt schwer mit Sicherheit vorausbestimmen läßt, ist bei der Arbeit die höchste Vorsicht und Aufmerksamkeit geboten, und Unglücksfälle durch Quetschungen gehören deshalb in den Marmorbrüchen

leider nicht zu den Seltenheiten. Unsere Abbildung auf S. 175 gewährt eine anschauliche Vorstellung von der gewaltigen Größe der Blöcke, die in den Untersberger Brüchen auf solche Art losgelöst werden können, und die man nachher auf der Sohle des Tales je nach Bedarf verkleinert.

Eine nach dem Prinzip des Gegengewichts konstruierte Bergbahn besorgt mittels zweier durch ein Drahtseil verbundener Wagen den Trans-



Transport einer Säule.

port der Blöcke von den höhergelegenen Theilen des Bruches aus.

Während der Untersberger Marmor von gelblicher Farbe ist, liefern die benachbarten Abneter Brüche einen roten Stein, der sich für Säulen und Wandbekleidungen einer besonderen Beliebtheit erfreut. Die Gewinnung ist hier infolge der eigenartigen Schichtengestaltung eine leichtere als am Untersberge. Die Schichten haben eine geringere, zwischen 7 bis 70 Zentimeter schwankende Mächtigkeit. Sie werden ebenfalls mittels Anlage von Schrotten gelöst, durch Eintreiben von Keilen abgehoben und dann durch sinnreich konstruierte Zugmaschinen von der Unterlage weggezogen.

Für die Zwecke der weiteren Bearbeitung werden die Blöcke des Abneter Bruches durch Pferdekraft nach Hallein geschafft, und es sind oft Duzende von starken Pinzgauer Pferden notwendig, um die ungeheure Last zu bewegen. Der von unserem Zeichner dargestellte Transport einer aus einem einzigen gigantischen Stein bestehenden Säule mit der Unzahl der vor den schweren Wagen gespannten Gäule läßt überzeugend die gewaltigen Schwierigkeiten erkennen, die von menschlicher Energie überwunden werden müssen, ehe ein solcher Marmorblock von der Stätte seines Ursprungs glücklich bis an seinen Aufstellungsort gelangt ist.

Das Zerlegen der großen Blöcke in die dem jeweiligen Erfordernis angepaßten Stücke geschieht durch Sägen, von denen in den Marmorwerken sowohl Sandsägen als Diamantsägen im Betrieb sind. Bei den ersteren wird die Schnittstelle mit feinem Quarzsand bedeckt, über den dann starke Eisenbänder, zumeist durch Wasserkraft bewegt, hin und her geführt werden. Die Diamantsägen dagegen bestehen aus stählernen Sägeblättern, in die winzige Diamantsplitter statt der Zähne

eingesetzt sind. Sie arbeiten um vieles schneller und genauer als die Sandsägen, sind aber so kostspielig, daß man sie gewöhnlich nur dann anwendet, wenn es sich um eine rasche Förderung der Arbeit handelt.

Natürlich bedarf es sowohl beim Sägen wie beim Hobeln des Marmors der unaufhörlichen Zuführung von kaltem Wasser, da die

enorme Hitze, die sich bei der Härte des Steines entwickelt, ohne solche Abkühlung sehr bald auch die härtesten Stahlwerkzeuge unbrauchbar machen würde.



Steinmetzwerkstätte mit einer Steinhobelmaschine.



Fertigung von *De*



saikmarmorplatten.

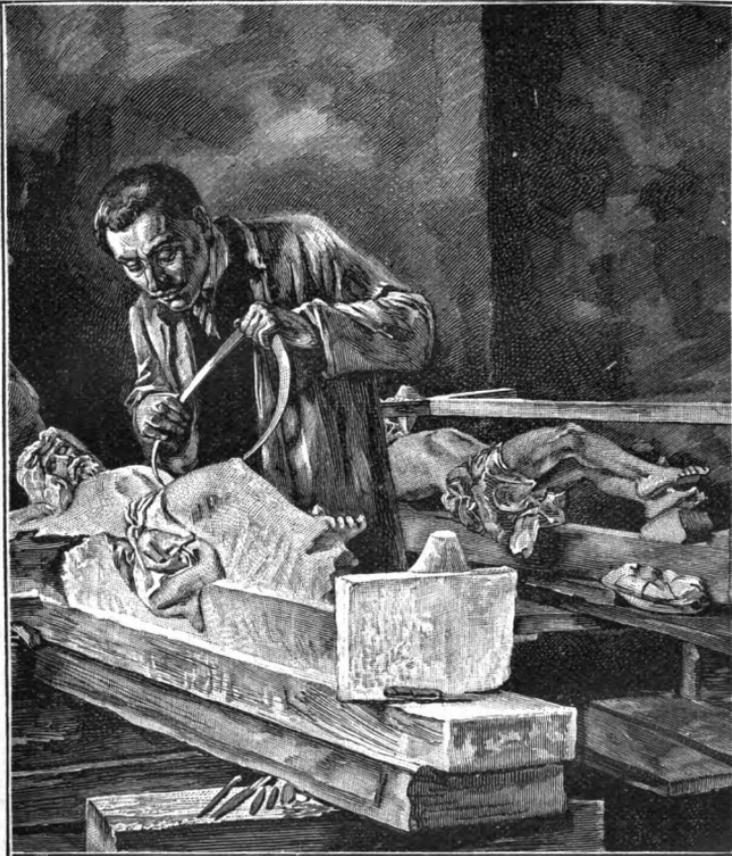
Das „Hobeln“ eines Marmorblockes wird durch maschinelle Vorrichtungen besorgt, gleicht aber im übrigen durchaus dem bei der Bearbeitung des Holzes angewandten Verfahren. Der Unterschied besteht nur darin, daß hier der Hobelstahl in der Maschine feststeht, während das zu glättende Marmorstück durch ein Zahngetriebe darunter hingeführt wird. Wie es in der Tischlerwerkstätte geschieht, werden auch hier zunächst die groben Schroppeisen, dann die feineren Schlichteisen und zuletzt die Profileisen angewandt, die der Oberfläche genau das vorgeschriebene Aussehen zu geben haben.

Natürlich ist die Bearbeitung mittels der Hobelmaschine nur da möglich, wo es sich um die Herstellung völlig gerader Flächen handelt. Verköpfungen oder Verzierungen irgendwelcher Art können meist nur mit der Hand hergestellt werden, und von den damit betrauten Steinmetzen muß ein scharfes Augenmaß, eine große Sicherheit der Hand und überdies einiges künstlerische Feingefühl gefordert werden, wenn sie in ihrem Fache wirklich brauchbar sein sollen.

Das Aushauen schwieriger Ornamente oder figürlicher Skulpturen kann vollends nur den geschicktesten und gewissenhaftesten Leuten anvertraut werden, von denen mancher sich schon mit gutem Recht als einen Künstler bezeichnen dürfte. Denn trotz aller mechanischen Hilfsmittel hängt das Gelingen hier zuallermeist von der Sorgfalt und nie ermüdenden Aufmerksamkeit des Steinmetzen ab. Man muß dem Arbeiten mit der Punktiermaschine und dem Punktierzirkel einmal längere Zeit zugesehen haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen, welcher unendlichen Geduld es bedarf, um mit Hilfe eines unaufhörlichen Auffuchens und Aneinanderreihens einzelner Punkte dem harten

Marmorblock eine bis in die kleinste Einzelheit mit dem Modell genau übereinstimmende Gestalt zu geben.

Durch das Schleifen und Polieren wird den Werk-



Punk'ieren nach dem Gipsmodell.

stücken ihre letzte und höchste Vollendung verliehen. Das Verfahren darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die auf der Oberfläche etwa noch vorhandenen geringfügigen Unebenheiten werden mit Sand, Bimsstein oder

Schmirgel abgeschliffen, bis sich der sogenannte Mattglanz einstellt. Dann werden, in Leinwandbällchen eingehüllt, Blei, Schwefelblüte und andere Poliermittel so lange auf der Fläche hin und her geführt, bis der



Polieren einer Säule.

höchste Glanz erreicht ist, den die betreffende Gesteinsart anzunehmen vermag, und bis alle Feinheiten der Aderung in voller Klarheit hervortreten.

Von großem Vorteil für die Entwicklung der deutschen Marmorwerke war die Erfindung eines Ver-

fahrens, das auch die Verwertung der Marmorabfälle ermöglicht. Während dieselben früher nur einen sehr geringen, kaum nennenswerten Nutzen brachten, bilden sie jetzt die Grundlage für eine in Kiefersfelden wie in Oberalm mit bestem Erfolge betriebenen Industrie. Die zu anderweitiger Verarbeitung nicht geeigneten Stücke werden durch Maschinen vollends zerkleinert, mit Sand und Zement vermischt und in Formen geschlagen, um nach dem Erhärten einem besonderen Schleifverfahren unterzogen zu werden. Dabei tritt nach und nach die eigenartige Marmorförmung in ähnlicher Weise wieder hervor, wie das bei dem sogenannten Estrich der Fall ist, und die so gewonnenen Mosaikplatten eignen sich vortrefflich zum Belegen von Fußböden, denen sie nicht nur ein schönes und vornehmes Aussehen, sondern bei ihrer ungewöhnlichen Härte auch eine hohe Widerstandsfähigkeit verleihen, um so mehr als sie bei etwaigen Senkungen keine Risse bekommen, sondern lediglich in den Fugen nachgeben.

So ist es deutscher Energie und deutschem Fleiße gelungen, die Gewinnung und Verarbeitung der vorhandenen Schätze an kostbarem Gestein zu einer blühenden Industrie zu gestalten, die den Höhepunkt ihrer Entwicklung übrigens noch bei weitem nicht erreicht zu haben scheint, und deren weitere Entfaltung durch den immer reicheren Schmuck unserer öffentlichen und privaten Bauten in erfreulichster Weise der Gesamtheit zu gute kommen wird.





Der Kampf um die Jugend.

Ein Beitrag zur Schönheitspflege. Von W. Felmuth.

Mit 7 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

Auf den Wundertäter, der die Welt mit einem „Elixir der Verjüngung“ beschenken soll, wartet unser aufgeklärtes Zeitalter nicht mehr. Das Märchen von dem Zaubertrank, der Greise zu Jünglingen, Matronen zu blühenden Jungfrauen macht, hat seine Anziehungskraft verloren.

Den Kampf um die Erhaltung jener Schönheit aber, die leider zugleich mit der Jugend zu entschwinden pflegt, führt namentlich die zartere Hälfte des Menschengeschlechts heute noch ebenso eifrig und lebhaft wie vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden. Ist doch die Empfindung, die bei der Entdeckung des ersten Fältchens in der glatten Haut ihres Antlitzes die Seele einer Frau durchzittert, gewiß eine der schmerzlichsten ihres ganzen Lebens. Kein Wunder also, wenn von nun an ihr ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet ist, der grausamen Natur entgegenzuarbeiten und ihre Schönheit, die ja als das köstlichste Besitztum gilt, gegen den schlimmsten aller Feinde, die unerbittliche Zeit, zu verteidigen.

Die Zahl der Mittel und Mittelschen, die dem schönen Geschlecht als Waffen in diesem Kampfe angeboten werden, ist groß; schade nur, daß ihre Wirkung fast niemals den glänzenden Verheißungen entspricht, mit denen sie von ihren Erfindern angepriesen werden, und daß oft sogar ein scheinbarer, trügerischer Erfolg mit

einer später nur um so schnelleren Zerstörung aller Reize bezahlt werden muß.



Figur 1.

Ninon de l'Enclos, die noch im Greifenalter Männerherzen bezauberte, soll einmal gesagt haben, daß die

wirksamsten Mittel zur Erhaltung ihrer Schönheit kaltes Wasser und ein grobes Handtuch gewesen seien. Das Rezept dürfte auch heute noch in vielen Fällen von vortrefflicher Wirkung sein, denn darüber, daß eine rationelle Hautpflege die erste Vorbedingung ist, um die Gesichtshaut bis in ein höheres Alter hinein rein und frisch zu erhalten, kann kein Zweifel bestehen. Französische Autoritäten auf dem Gebiete der Schönheitspflege sind freilich der Meinung, daß die Anwendung des kalten Wassers, wenigstens soweit es sich um das weibliche Antlitz handelt, gewissen Einschränkungen unterliegen soll. Sie unterscheiden bei den Vorschriften, die sie nach dieser Richtung hin geben, scharf zwischen den verschiedenen Lebensaltern, und wenn wir auch nicht unbedingt für die Zuverlässigkeit dieser Ratschläge eintreten möchten, so wollen wir sie doch im Interesse unserer schönen Leserinnen hier wiedergeben.

Für ein junges Mädchen oder eine junge Frau unter dreißig Jahren ist die Pflege des Gesichtes eine recht einfache Sache. Sie darf sich zweimal täglich mit kaltem Wasser waschen, das indessen vorher abgekocht sein soll, und sie hat nur darauf zu achten, daß die Haut vorher weder zu warm noch zu sehr abgekühlt war. Auch soll die Abwaschung auf möglichst sanfte Art geschehen, und jedes klatschende Aufschlagen des Wassers vermieden werden. Andere Schönheitsmittel als die sparsame Anwendung eines gewöhnlichen Reispuders auf einer Unterlage von Coldcream, die übrigens auch nur bei längerem Aufenthalt im Freien statthast sein sollte, sind durchaus zu verwerfen.

Behutsamer schon sollen unsere Damen von ihrem dreißigsten Lebensjahr an zu Werke gehen. Ihnen wird nur eine einmalige Gesichtswaschung am Tage

empfohlen, und es wird angeraten, dieselbe nicht am Morgen, sondern des Abends vor dem Schlafengehen



Figur 2.

vorzunehmen, namentlich dann, wenn kleine rote Fleckchen auf den Wangenvorsprüngen unter den

Augen erkennen lassen, daß der Blutumlauf in der Haut anfängt, ein mangelhafter zu werden.



Figur 3.

In diesem Alter sollen Frauen, die auf die Erhaltung ihrer Schönheit bedacht sind, namentlich dem unteren Teil ihres Gesichts eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Diese Zeit nämlich ist es, in der

sich das sogenannte Doppelkinn zu bilden anfängt, und die Aussicht, es durch Massage und durch „Model-



Figur 4.

lieren“ des Gesichts zu beseitigen, ist natürlich um so günstiger, je früher begonnen wird.

Wenig einverstanden dürfte die Mehrzahl unserer

Leserinnen mit den Rat schlägen sein, die der französische Kosmetiker den Frauen über vierzig erteilt. Er verlangt nämlich von ihnen, daß sie die obere Hälfte ihres Gesichts höchstens alle zwei oder drei Tage mit kaltem Wasser in Berührung bringen und sich in der Zwischenzeit mit einer Säuberung durch Goldcream begnügen. Auch sollen sie sich dem Sonnenlicht niemals anders aussetzen als mit einem schützenden Überzug von Goldcream und Reispuder. Für das erstere wird als ein vorzüglich bewährtes Rezept folgende Zusammensetzung empfohlen: 30 Gramm Mandelöl, 2 Gramm weißes Wachs, 1 Gramm Spermaceti und 10 Zentigramm Salizylsäure.

Sollte es aber selbst durch die sorgfältigste Hautpflege nicht gelungen sein, dem Entstehen von Fältchen und Runzeln vorzubeugen, oder sollte das Gesicht durch Erschlaffung der Züge sowie durch stärkeren Fleischansatz an ungeeigneter Stelle die ursprüngliche Schönheit seines Umrisses verloren haben, so gewährt die Massage bei zweckmäßiger Anwendung noch immer einige Hoffnung auf Beseitigung dieser von dem zarten Geschlecht so schmerzlich empfundenen Mängel.

Allerdings ist ein Erfolg nicht über Nacht zu erhoffen, wie überhaupt vor allzu hochfliegenden Hoffnungen gewarnt werden muß. Geduld und Beharrlichkeit allein können hier zu dem gewünschten Ziele führen; aber es läßt sich nicht leugnen, daß die Wirkung einer von berufener Hand längere Zeit hindurch ausgeübten Gesichtsmassage oft eine außerordentliche ist.

Einige der am häufigsten zur Anwendung gelangenden Handgriffe mögen hier kurz beschrieben und durch Illustrationen nach photographischen Aufnahmen veranschaulicht werden.

Die erste Voraussetzung für die Schönheit eines

Frauenantlitzes ist die Erhaltung des feinen Ovals seiner Umrißlinie. Sie durch Ausgleichung etwa



Figur 5.

entstandener unerwünschter Erhöhungen und Vertiefungen wiederherzustellen, ist darum eine der wichtigsten Aufgaben der Gesichtsmassage. Figur 1 zeigt uns die Masseurin bei diesem Bemühen. Mit großer

Behutsamkeit der Umrisslinie des Gesichts folgend, müssen die mit einem besonders feinen Tastsinn ausgerüsteten Finger der „Künstlerin“ an den geeigneten Stellen jenen sanften und doch wirksamen Druck auszuüben wissen, der bei häufiger Wiederholung eine dem erstrebten Zweck entsprechende Verteilung des Fleisch- oder Fettpolsters bewirkt. Man sagt, daß diese Gesichtsmodellierung, wenn sie allabendlich vorgenommen wird, die wunderbarsten Resultate ergebe.

Sehr störend werden von vielen weiblichen Wesen in reiferem Alter die beiden mehr oder weniger scharf eingeschnittenen Müdigkeitslinien empfunden, die sich durch den Eindruck der Kinnladenmuskeln in das Wangenfleisch oberhalb der Mundwinkel zu bilden pflegen. Wir sehen auf unserer Figur 2, wie man diese Linien durch eine Massage mittels des Daumens und des Zeigefingers zu beseitigen oder doch wenigstens zu mildern versucht. Man will der betreffenden Haut- und Fleischpartie damit eine größere Widerstandsfähigkeit gegen den Eindruck des Kinnladenmuskels verleihen, und es gelingt in der Tat zuweilen, diesen Zweck zu erreichen.

Eine Gesichtspartie, die der Bildung von Fältchen und Runzeln besonders ausgesetzt ist, ist die Umgebung der Augen. Auch hier versucht man durch Massage die verloren gegangene Glätte der Haut wiederherzustellen. Aber nirgends ist so dringend die größte Vorsicht geboten wie gerade hier. Wer die betreffenden Hantierungen selbst an sich vornehmen will, der möge deshalb mit äußerster Behutsamkeit verfahren und sich vor allem niemals mehr als eines Fingers dabei bedienen. Gegen die sogenannten Krähenfüße an den äußeren Augenwinkeln soll ein sanftes Streichen von der Schläfe her gegen das Auge hin wirksam sein,

während die Fältchen des unteren Augenlides durch gelindes Streichen vom inneren Augenwinkel her, wie



Figur e.

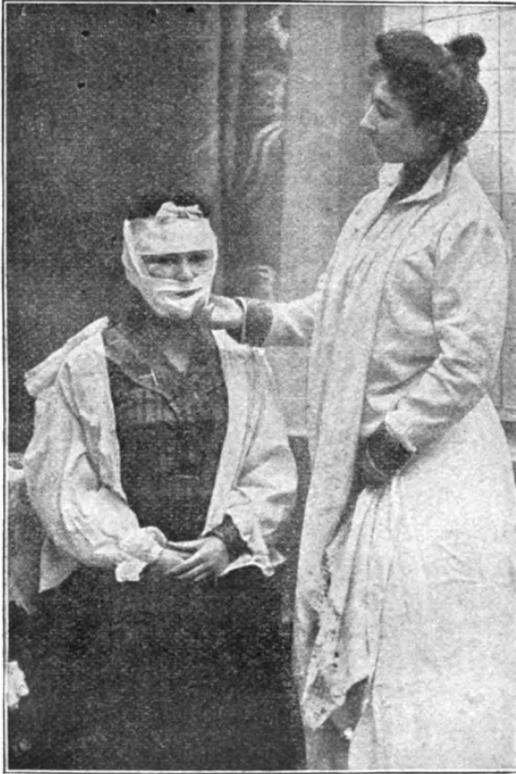
bei unserer Figur 3 ersichtlich, nach und nach zum Schwinden gebracht werden sollen. Eine Behandlung des oberen Augenlides sollte man niemals selbst vornehmen und nur einer Masseuse von erprobter Tüchtigkeit

keit anvertrauen. Denn bei der Zartheit und Empfindlichkeit des edlen Organs, das dabei in Mitleidenſchaft gezogen werden kann, würde die Befriedigung einer kleinen Eitelkeit leicht sehr teuer bezahlt werden müſſen. Es wird weiter empfohlen, die Augen nach jeder Massage mit einer ſchwachen Vorlöſung zu waſchen.

Die Fältchen auf der Stirn verlangen zu ihrer Beſeitigung ein ſanftes Streichen von der Naſenwurzel nach den Schläfen hin (Figur 4). Es iſt das eine der einfachſten Manipulationen der Geſichtsmassage, und man kann ſie ohne Schwierigkeit ſelbſt ausführen. Zu bemerken iſt übrigens, daß niemals die trockene Haut maſſiert werden darf, ſondern daß es dabei der Anwendung eines Fettes bedarf, um unangenehme Reibungen, die ſogar zu leichten Entzündungen führen könnten, zu vermeiden. Unſer franzöſiſcher Gewährsmann empfiehlt dafür eine folgendermaßen zuſammengeſetzte Miſchung: 20 Gramm Ochſenmark, 45 Gramm Mandelöl, 20 Gramm Walrat, 2 Gramm Jungfernwachs, 1 Gramm Zitronen-eſſenz und 25 Zentigramm Salizylſäure. Er fügt jedoch ausdrücklich hinzu, daß man ſich dieſer Salbe niemals an Stelle von Coldcream, ſondern lediglich zu Zwecken der Massage bedienen ſoll.

Wir haben bereits erwähnt, daß alle die erwähnten Manipulationen am beſten des Abends vorgenommen werden, weil die erzielten Wirkungen in den darauf folgenden Stunden der Nachtruhe am beſten erhalten bleiben. Um noch wirksamer zu verhindern, daß durch willkürliche oder unwillkürliche Bewegungen der Geſichtsmuskeln der Effekt der Massage allzu ſchnell wieder zerſtört werde, legt man meiſt Binden über die behandelten Partien des Antliques. Figur 5 zeigt uns die Anwendung eines derartigen Stirnbandes, während wir auf der 6. und

7. Illustration eine viel umständlichere, dafür aber auch als höchst wirksam gepriesene Vorrichtung, die sogenannte „Form“, kennen lernen. Sie besteht in einem äußerst kunstvollen Verband, der den Zweck hat,



Figur 7.

dem Gesicht für längere Zeit durch mechanischen Druck diejenige Form zu verleihen, die man ihm dauernd wiederzugeben wünscht. Allerlei geschickt eingelegte Wattebüschchen müssen diesem Zwecke dienen, so daß die Form überall da, wo man eine Rundung des Fleisches erzielen will, eine entsprechende Höhlung

bilden muß, während an anderen Stellen überflüssige Anschwellungen durch die Wattetampons weggedrückt werden.

Die „Form“ muß mindestens eine Stunde lang täglich getragen werden, wenn sie mit der Zeit ihre Bestimmung erfüllen soll. Es ist ein nicht zu unterschätzendes Martyrium, dem sich die also behandelte Dame damit unterwirft, allein es gibt ja weibliche Wesen genug, die für die, selbst vergebens erhoffte, Erhaltung oder Wiederherstellung ihrer Schönheit mit Freuden jedes Opfer bringen, und so ist es nicht zu verwundern, daß die immer zahlreicher werdenden „Schönheitskünstlerinnen“ ihr reichliches Auskommen finden.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Die Nacht des Gewissens. — In einem Dorfe unweit der alten Stadt Cozne in Mittelfrankreich lebte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der allgemein hochgeachtete und beliebte Arzt Doktor M. Seine Frau, die sehr wohlhabend war, hatte ein Testament ausgearbeitet, nach dem ihr Gatte, falls sie kinderlos stürbe, ihr alleiniger Erbe sein sollte. Bald jedoch wurde sie Mutter einer Tochter, über deren Geburt beide Eltern sehr beglückt waren. Drei Jahre später starb Frau M. eines plötzlichen Todes. Die ganze Nachbarschaft versammelte sich zum Begräbniß. Alle waren gerührt von der tiefen Trauer des verwitweten Arztes, der schluchzend in den Armen seine kleine Tochter hielt, die, wie er öfters erklärte, ihn allein noch an dieses Erdendasein fesselte. Einige Monate darauf aber erkrankte das Kind, und trotz der sorgsamsten Pflege, die ihm sein Vater zu teil werden ließ, starb es nach kurzem Kranksein. Alle Bekannten bedauerten den so schwer geprüften Mann. Monatelang schloß er sich ganz von der Außenwelt ab, vermied selbst seine besten Freunde und lebte nur seinen schmerzlichen Erinnerungen. Als er seinen ärztlichen Beruf wieder aufnahm, war man überrascht, ihn so sehr verändert und gealtert zu sehen. Die Teilnahme, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde, gereichte aber seiner Praxis sehr zum Vorteile, so daß diese sich in der nächsten Zeit fast verdoppelte.

Jahre waren vergangen, niemand sprach mehr von den Todesfällen in der Familie des Arztes, als dieser eines Tags zu schleuniger Hilfeleistung nach dem Schlosse Marjilly berufen wurde, mit dessen Besitzer, einem ehemaligen Obersten, er seit vielen Jahren eng befreundet war. Gegen Abend wurde diesem ein Mädchen geboren, bei dessen Anblick der Doktor plötzlich von einem merkwürdigen Zittern befallen wurde und einer Ohnmacht nahe schien. Man verstand, daß die Vaterfreude des Freundes

in dem armen Doktor die Erinnerung an das eigene Kind wieder überwältigend erweckt hatte. Der Schloßherr drückte ihm gerührt die Hand und bemühte sich bei dem nachfolgenden Essen in jeder Weise, ihn zu zerstreuen und aufzuheitern. Aber vergeblich. Der Doktor blieb finster und verschlossen, kaum daß er die Speisen berührte.

Gegen neun Uhr meldete der Bediente, daß sein Reitpferd gesattelt sei, da er erklärt hatte, daß er zur Nacht unbedingt wieder daheim sein müsse.

Er erhob sich auch von seinem Stuhl, um sich aber sofort wieder niederzulassen. Tödliche Blässe lagerte sich auf seinem krampfhaft verzerrten Gesicht, während der Schweiß in schweren Tropfen ihm über die Stirne rann.

Erschreckt fragte der Schloßherr, was ihm fehle oder was ihn sonst quäle, und bat ihn dringend, die Nacht im Schlosse zuzubringen. Der Doktor zögerte einige Zeit, ging sogar hochaufgerichtet einmal bis zur Thür, kehrte aber wieder um und erklärte, daß er bleiben werde.

„Bist du krank?“ fragte ihn der Freund.

„Nein — ich habe Furcht!“

Überrascht horchte der Oberst auf. Seit vielen Jahren kannte er den Arzt als einen jedem Furchtgefühl unzugänglichen Mann, der auf seinen Berufsgängen zur Nachtzeit die einsamsten Wege niemals gescheut hatte. Und nun dieses beschämende, offene Eingeständnis einer kaum begreiflichen Feigheit! Freilich fiel ihm dann auch ein, wie er schon verschiedentlich hatte darüber klagen hören, daß der früher stets so schnell bereite Arzt seit dem Tode seiner Gattin Kranke, zu denen er Nachts gerufen worden war, unter allerlei Vorwänden bis zum Morgengrauen auf seinen Besuch hatte warten lassen.

Als der Schloßherr nun anordnete, ein Gastzimmer herzurichten, bat der Arzt hastig und dringend, die Nacht im Zimmer neben seinem Freunde zubringen zu dürfen.

Mitten in der Nacht weckten diesen die tiefen, verzweifelten Seufzer und das ängstliche Stöhnen des Arztes.

„Was hast du denn nur, alter Freund? Was fehlt dir?“ fragte der Oberst besorgt, zu ihm ins Zimmer tretend.

Ein wirres Schluchzen war anfangs alles, was er als Antwort erhielt. Endlich sagte der Doktor langsam und wie widerstrebend: „O, Freund, ich halte es nicht länger aus. Seit Monaten schlafe ich Nachts nicht mehr. Ich muß dir alles gestehen, oder es erstickt mich. Aber kein Licht, nur im Dunkeln vermag ich mich dir anzuvertrauen. Errätst du es nicht?“

„Was soll ich erraten?“

„Daß ich ein elender Mörder, ein Giftmischer bin!“

Mit einer heftigen Bewegung trat der Oberst von ihm zurück. „Unglücklicher, was zwingt dich, gerade mir, deinem Freunde, ein solch schreckliches Geständnis zu machen?“ schrie er auf.

„Weiß ich's selbst, was mich wie mit übernatürlicher Gewalt dazu zwingt, zu reden um jeden Preis? Die rächenden Furien, oder ist es meine Gattin, meine Tochter, deren Schatten mich verfolgen?“ seufzte der Arzt wie geistesabwesend mit leiser, gepreßter Stimme. Nach einer Pause stieß er plötzlich mit einem rauhen Aufschachen hervor: „Du hast recht, mein lieber Oberst, wenn es dir vor mir graust! Ja, ich habe, verblindet von Habgier, um des Vermögens und der Versicherungssumme willen, meine Frau und meine Tochter vergiftet, und ich muß es endlich jemand sagen, oder ich erliege unter der schrecklichen Last. Niemand hatte den geringsten Verdacht, niemand brauchte es ja zu erfahren. Aber immer und immer wieder hat mir das entsetzliche Geständnis auf den Lippen gelegen, und es wandelte mich die Lust an, es auf offener Straße zu verkünden. Erst wenn ich das Geheimnis mit einem anderen teile, werde ich Erleichterung, Ruhe und Schlaf wiederfinden. Seit heute morgen wollte ich dir alles gestehen. Und doch, wenn es noch Tag gewesen wäre, würde ich davongeritten sein, ohne ein Wort zu sagen. Aber Nachts packt mich eine sinnlose, furchtbare Angst.“

„Aber warum mußt du gerade mir diese entsetzlichen Geständnisse machen?“ erwiderte der Oberst. „Ich bin kein Priester, ich kann dir keine Buße auferlegen, dich nicht von Schuld und Fehl freisprechen.“

„Aber du bist mein ältester Freund und kannst mir einen Rat geben, wie ich Ruhe finden soll.“

Lange schwieg der Oberst. Endlich sagte er: „Ich bin ein alter

Soldat und kann dir nur einen Ausweg zeigen. Früher oder später werden deine Verbrechen doch an den Tag kommen. Das bedeutet das Gefängnis, das Schafott, Schande für deinen greisen Vater, deine noch unverheiratete Schwester. Es bleibt dir meiner Ansicht nach nur ein einziger Ausweg — die Pistole.“

Der Doktor seufzte laut und sank auf sein Lager zurück. „Ich kann nicht — kann nicht!“

„Also ein solcher Feigling bist du! Es ist gut, sprechen wir nicht weiter darüber!“

„Was ich dir anvertraut habe, wird doch niemals über deine Lippen kommen?“

„Glender! Hältst du mich für einen ebensolchen Schurken, wie du selbst einer bist?“

Damit verließ der Oberst das Zimmer.

Als er sich am Morgen nach seinem Gaste erkundigte, hatte dieser schon mit Tagesanbruch den Heimritt angetreten.

Der Oberst sollte ihn lebend nicht wiedersehen. Etwa ein Vierteljahr später erfolgte die Festnahme des Doktors unter der Anklage, Frau und Tochter vergiftet zu haben. Sein Diener, dessen Schlafzimmer gerade über dem seines Herrn gelegen war, hatte sich längst darüber gewundert, ihn Nachts beständig herumgehen zu hören und daß er, kaum daß er sich auf sein Lager geworfen hatte, jedesmal sofort wieder aufstand, um ruhelos im Zimmer herumzuirren. Eines Nachts hatte er sich deshalb leise an die Schlafzimmertür geschlichen und durch das Schlüßelloch den Doktor beobachten können, wie er mitten im Zimmer auf den Knien lag und, verstörten Blickes um sich starrend, mit lauter Stimme seine verstorbene Gattin und Tochter um Vergebung anflehte. Und Nacht für Nacht wiederholte sich der gleiche Vorgang. Der Diener hatte schon viele Jahre im Dienste der Familie der verstorbenen jungen Frau gestanden und war ihr aufrichtig ergeben gewesen. Er berichtete alles dem Vater der Frau, seinem früheren Herrn, der ohne sonstige Angehörige nach dem Tode der Tochter und der Enkelin völlig vereinsamt geblieben war. Längst war zwar bei diesem ein gewisser Verdacht gegen seinen Schwiegersohn rege geworden, der aber mangels aller Beweise ohne Folgen bleiben mußte. Nun konnte der alte Mann, im Zimmer des Dieners ver-

borgen, sich schon in der nächsten Nacht von der Richtigkeit der ihm gewordenen Meldung überzeugen. Mehr noch als selbst die wirren Reden des Doktors überzeugte seinen Schwiegervater dessen schreckensbleiche Gesichtsfarbe, das ganze entsetzliche Aussehen, und wie er sichtlich unter einer furchtbaren Todesangst litt und zitterte.

Vor dem Untersuchungsrichter gestand er dann auch sofort seine Verbrechen ein.

Er richtete sich selbst. Der Wärter fand ihn eines Morgens erhängt in seiner Zelle vor. v. J.

Neue Erfindungen: I. **S m a r a g d i n.** — Was ist Smaragd-
din? Die Antwort lautet: Ein Hartspiritus, der sich von anderen

Spiritustarten in fester Form dadurch unterscheidet, daß er beim Anzünden und Brennen nicht wie diese flüssig wird und daher durch Umkippen und Umstoßen der Gefäße nicht leicht ein Brandunglück veranlassen kann. Smaragd-
din bedeutet daher einen wesentlichen Fortschritt gegenüber dem gewöhnlichen Hartspiritus, der, an und für sich schon butterweich, beim Anzünden sofort zerfließt und beim Verbrennen schmierige Rückstände hinterläßt, die bei dem neuen Hartspirituspräparate in keiner Weise vorkommen. Die Verwendung des Smaragd-
din ist eine äußerst sparsame, da man es, wenn es nicht mehr gebraucht



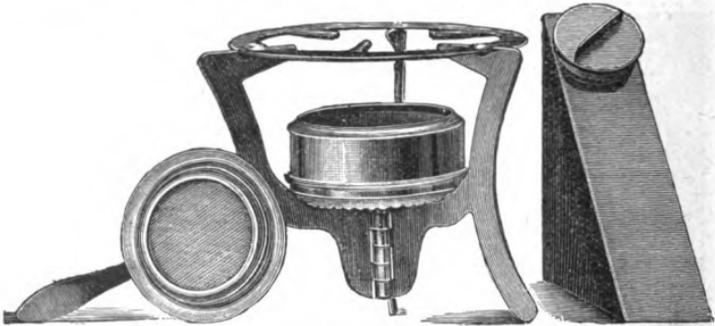
Smaragda-Milchwärmer.

wird, durch einfaches Blasen auslöschten und den Rest in das Aufbewahrungsgefäß zurücklegen kann, was bekanntlich bei den früheren bisher gebräuchlichen Hartspirituswürfeln unmöglich war. Das neue Präparat wird von der Aktiengesellschaft für Spiritusbeleuchtung und -heizung in Leipzig-



Smaragda-Brenneisen.

Stötteritz hergestellt und hat sich derartig gut bewährt, daß damit Theaterfadeln hergestellt werden, die auf Anraten des Polizeipräsidenten in den Berliner Theatern jetzt zur Verwendung kommen; dieselben brennen mit ruhiger, heller Flamme und haben den großen Vorzug, nicht zu tropfen. Das Smaragdin hat zur Konstruktion einer Reihe neuer Spiritusbrennapparate geführt, wovon wir in beistehenden Abbildungen einige anführen. Als Reisekocher nehmen diese neuen Brenner einen sehr kleinen Raum ein und dienen in ganz vortrefflicher Weise zur schnellsten und leichtesten Erwärmung von Mund- und Rasierwasser, zur Bereitung warmer



Smaragda-Brenner.

Getränke, namentlich für Kindermilch während der Nachtzeit, und es macht sich hierdurch jeder Reisende unabhängig vom Hotelpersonal. Da die einzelnen Stücke des Smaragdin langsam und ruhig abbrennen, so ist durch diese Eigenschaft jede Gefahr einer Explosion ausgeschlossen. Es erscheint unentbehrlich für Reise und Haus, besonders für nächtliche Benutzung in Kinder- und Krankenzimmern, zur Erwärmung kleiner Mengen von Waschwasser, Frisierlampen, für Ausflüge, Gebirgspartien zur Erwärmung von Getränken, Konserven u. s. w., für Ärzte, damit dieselben in der Praxis Gelegenheit haben, schnell heiße Lösungen, Kompressen u. s. w. herstellen zu können. Das neue Präparat besitzt einen angenehmen Geruch und hat durch Konstruktion zweckdienlicher Brenner und Apparate sicherlich eine große Zukunft vor sich. P. R.

II. Flaschenverkapslungsmaschine. — Für Hotels, Weinhandlungen und Privatkellereien möchten wir auf die

im Inzeratenteil des dritten Bandes von der Firma Ziegler & Groß in Konstanz 59 empfohlene Handflaschenverkapselungsmaschine „Monopol“ hinweisen. Der aus solidem, elegant bronziertem Gußeisen hergestellte, auf Brett montierte Apparat ist für Weinflaschen, Krüge u. s. w. mit verschiedener Kopfstärke — da die Gummibaßen auswechselbar sind — für Kapseln bis zu 50 Millimeter Länge verwendbar, und man erzielt mit demselben einen eleganten zwiefältigen Verschuß ohne Verletzung der Kopf- und Seitenprägung. Die Anwendung ist höchst einfach. Man schiebt die mit lose aufgesetzter Kapsel versehene Flasche unter Lüftung des Hebels in die betreffende Öffnung bis zur Rückwand, drückt alsdann den Hebel kräftig nieder, lüftet ihn wieder und läßt, während man mit der Flasche eine kleine Drehung von 1 bis 2 Millimeter nach links macht, auch zu gleicher Zeit einen zweiten kräftigen Hebeldruck folgen, auf welche Weise sich die Kapsel fest anlegt.

III. **Blid-Clip-Briefklammer.** — Diese bestehend in wahrer Größe abgebildete, von der Firma Grohen & Richtmann in Köln hergestellte neue Briefklammer besteht aus einem eigenartig gebogenen Drahtstück, hat kreisrunde Form und bietet dem Benutzer fast unbedingte Sicherheit gegen Fingerverletzungen. Sie ist zierlich und kräftig, wird in zwei Größen ausgeführt und ermöglicht sichere Verbindung mehrerer Schriftstücke, ohne diese zu beschädigen oder zu durchstechen. Die Ausführung geschieht in vernickeltem Stahldraht, so daß die Klammer im Gebrauch nie rostig werden kann, und die beiden Enden liegen unter dem äußeren Drahtbogen so, daß man sich an ihnen nicht verletzen kann. Der Preis beträgt 50 Pfennig für die Schachtel mit 100 großen und 200 kleinen Clips.



Traunungshindernisse. — Recht unfreundlich war das Schicksal gegen ein Fräulein Dora D., die vor wenigen Jahren in Schottland in dem hohen Alter von 98 Jahren starb. In den Tagen ihrer Jugend und Schönheit hatte sie nicht weniger als dreimal dicht vor der Heirat gestanden und starb doch ledig. Im Alter von sechzehn Jahren ließ sie sich von dem Sohn eines benachbarten Gutsherrn entführen, doch ihr Vater holte sie in Carlisle

ein und brachte sie wieder nach Hause, ohne daß aus der beabsichtigten Heirat etwas wurde; bei der zweiten Gelegenheit wurde ihr zukünftiger Gatte auf dem Wege zur Kirche vom Pferde geschleudert und brach den Hals, während ihr dritter Bräutigam gerade an dem Tage, an welchem sie sich mit ihm verheiraten wollte, mit der hübschen Tochter eines Gastwirts durchging; die Nachricht seines Verrates erhielt Dora gerade in dem Augenblick, als sie in den Wagen stieg, der sie zur Kirche bringen sollte. Miß Dora überlebte dieses letzte schmerzliche Ereigniß dreiviertel Jahrhundert, ein Beweis, daß man nicht so leicht an gebrochenem Herzen stirbt.

Es gibt viele Männer, die sich lieber einer feindlichen Pistole entgegenstellen, als daß sie sich trauen lassen. Aber glücklicherweise treiben wenige die Angst so weit wie ein Herr Sonnemann aus einem kleinen deutschen Städtchen, der sich vor der Ehe derartig ängstigte, daß er am Hochzeitstage sich von einem Eisenbahnzug überfahren ließ, oder wie ein Engländer, Henry Richard, der, wie die Zeitungen kürzlich berichteten, förmlich zur Kirche geschleift werden mußte, trotzdem er sich vorher durch mehrere Gläser Porter zu dem schweren Gange gestärkt hatte.

Aber auf seiten der Bräute ist die Angst vor der Ehe oft nicht weniger groß, wie folgender Fall beweist, der sich erst vor wenigen Wochen ereignet hat. In einem Dorfe in der Nähe von Birmingham war die ganze Hochzeitsgesellschaft beisammen, als man plötzlich bemerkte, daß die Braut fehlte. Sie war fortgegangen, um sich ein Paar Handschuhe zu kaufen, und von diesem Augenblick an ging jede Spur von ihr verloren. Man benachrichtigte die Polizei, und die ganze Gegend wurde durchsucht; doch erst am nächsten Tage fand ein Polizist eine vollständig erschöpfte Frauensperson, die sich als die vermißte Braut entpuppte. Sie hatte sich die ganze Nacht im Walde aufgehalten und vermochte für ihr Verhalten keine andere Erklärung zu liefern, als daß sie eine unwiderstehliche Angst vor der Trauung fortgetrieben hätte.

Ein Zwischenfall, der tragisch zu werden drohte, ereignete sich vor kurzem in einer sächsischen Stadt. Der Prediger war gerade dabei, die Frage, ob sie sich angehören wollten, an das Brautpaar zu richten, als der Bräutigam plötzlich bewußlos

zu den Füßen seiner Zukünftigen nieder sank. Ein wilder Schrei ertönte und verursachte fast eine Panik. Einem Arzt, den man schleunigst herbeiholte, gelang es, den jungen Mann wieder zum Leben zu erwecken, und es stellte sich heraus, daß an der Ohnmacht ein zu enger Kragen schuld war, der dem Bräutigam den Hals zugeschnürt und die Atmungstätigkeit beeinträchtigt hatte. Zwei Stunden später erst konnte die Trauung stattfinden. L—n.

Ein ausdauernder Kutscher. — Lord William Dragg's hatte sich eine neue Lustjacht erbauen lassen, die fertig zur Abfahrt im Hafen von Brighton lag. Um zunächst eine Probefahrt zu machen, nahm der Lord am Nachmittag des 20. September 1887 eine Droschke, um nach dem Hafen zu fahren. „Warten Sie hier,“ sagte er zu dem Kutscher und ließ sich dann nach seinem Schiffe rudern. Er hatte eigentlich nur eine Stunde fortbleiben wollen, doch das Schiff schoß so schnell und so prächtig dahin, die Luft wehte so erfrischend, und Sir William behagte es so wohl an Bord, daß er beschloß, gar nicht erst wieder an Land zu gehen, sondern sogleich die von ihm beabsichtigte Fahrt um die Welt anzutreten. Gedacht — getan!

Aber was tat der Kutscher am Strande von Brighton? Er tat, was ihm befohlen worden war: er wartete. Den ganzen Tag, auch den folgenden und wieder folgenden Tag rührte er sich nicht und fuhr erst Abends heim, da er zum Nachtdienst nicht verpflichtet war. Es verstrich ein Jahr, und Sir William war noch nicht zurück, aber der Kutscher wartete beharrlich; er saß auf seinem Bod, rauchte seine Pfeife und hielt die Peitsche in der Hand bereit. Endlich, am 12. Mai 1889, wurde die Lustjacht des Lords signalisiert. Das Schiff kehrte mit seinem Herrn wohlbehalten zurück. Die erste bekannte Person, die dem Lord entgegentrat, als er ans Land stieg, war der beharrliche Kutscher.

Darüber zeigte aber Lord William nicht die geringste Spur von Überraschung. „Recht so,“ sagte er, „wie viel macht's?“

Der Kutscher griff in die Tasche und zog eine sorgsam geführte Rechnung heraus. Sie belief sich nach deutscher Münze auf etwa zwanzigtausend Mark. Ohne eine Miene zu verziehen, riß Sir William ein Blatt aus seinem Scheckbuch, füllte es aus und reichte es dem Kutscher. Dann ließ er sich von ihm nach seiner Villa fahren, stieg aus und wollte hineingehen.

Da vertrat ihm aber der Kutscher den Weg und sagte: „Und die Fahrt?“

„Ach ja — richtig!“ ließ Lord William sich vernehmen und gab ihm noch zwei Schilling Fahrgehalt. C. I.

Militärische Strafen. — Die heutige Zeit hat nicht nur die Bestimmungen des bürgerlichen, sondern auch des militärischen Strafgesetzbuches bedeutend gemildert, an Stelle der martervollen Todesarten wie Rädern, Spießen und Verbrennen ist die möglichst schmerzlose und kürzeste Todesart getreten, ja in vielen Staaten gibt es überhaupt keine Todesstrafe mehr; statt der Folter und grausamen Körperzüchtigungen, Gassenlaufen, Knuten und Stockschläge werden nur noch Freiheitsstrafen verhängt.

Doch so lange her ist diese Milde noch nicht in Übung, und es bedurfte einiger Zeit, bis die Beteiligten selbst sich daran gewöhnen konnten. So wollte im Jahre 1832 der österreichische Husarenrittmeister Thiele auf eigene Faust die Stockstreiche bei seiner Schwadron abschaffen, allein schon nach einer Woche kamen die Unteroffiziere und Mannschaften mit der Bitte an ihn, es lieber beim alten zu lassen und ihnen statt des entzogenen Sonntagsausgangs lieber so wie bisher wohlgemessene 25 aufzählen zu lassen — sie seien es so gewöhnt. Man muß jedoch auf einen gewissen Widerspruch in der Auffassung der damaligen Prügelci achten: Maulschellen, Rippenstöße, Fußtritte, Peitschenhiebe waren verboten, geschlagen durfte der Mann nur mit dem Stöck werden, der Offizier von seinem Obersten nur mit dem Degen. Sonst war der Sieb ehrlosmachend!

Es hat schon im 18. Jahrhundert Eiferer gegen den Stock gegeben. So hat ein französischer Offizier eine Schrift gegen das Prügeln im Jahre 1753 in Avignon veröffentlicht; freilich wurde er deshalb stark angegriffen, und ein preußischer Offizier schrieb wörtlich folgende Kritik dagegen: „Der Soldat hat seinen Geist nicht im Hirne, sondern auf seiner Rückseite, wir halten uns daher an diese, und dann entspringt daraus noch ein Gutes: in unserem Klima ist die Bewegung des Blutes langsamer, die Stockstreiche dienen also zur Erweckung, sie beschleunigen die Bewegung des Blutes zum Herzen, das einerseits dadurch mehr Kraft erhält, dem Blute die notwendige Schnelligkeit zu geben.“

Der Profoß war damals noch ein gewaltiger Herr; auf dem Marsche durfte er jeden „brav“ zerprügeln, der ihm nicht gehorchte, besonders hatte er auf die Weiber zu sehen, die sich im Lager und bei der Armee befanden. Er durfte sie durchpeitschen, ihnen die Haare abschneiden und sie aus dem Lager weisen. Verheiratete Frauen, die sich ungebührlich benahmten, wurden dagegen ihren Männern zur Bestrafung überwiesen. So erhielt der Kürassierwachtmeister Menger, dem sein Weib durchgegangen war, „zur Strafe sein Weib zurück“ mit dem Auftrage, ihr 50 Rutenhiebe zu geben, sie aber in Zukunft besser zu behandeln; „damit er sich's merke, kommt er auf drei Wochen in Prison; haut er nicht ordentlich zu, so hat er für jeden Streich, der daneben geht, zwei Stockhiebe vom Profoßenstöckelknecht zu erhalten“.

Einen ganz ähnlichen Bescheid erhielt der Major Pernig von demselben Kürassierregimente. „Er soll auf seine Frau besser achtgeben, so sie aber inforrible sich erweisen sollte, so kann er sie zum Teufel jagen, muß ihr aber 25 Gulden monatlich zur Leibeshilfsnotdurft zahlen.“

Der Hauptmann Baron Rottwitz des 46. Tiroler Landregiments war ein sehr strenger Herr und hatte einen Mann zu Tode prügeln lassen; er wurde zur Stellung eines Ersatzmannes auf seine Kosten verurteilt, das war die ganze Bestrafung. Um dieselbe Zeit—1750—wurde dem Feldscher Martin des kurhessischen Regiments Erbprinz, weil ein Soldat durch seine ungeschickte ärztliche Behandlung getötet wurde, verurteilt, zehn Jahre lang die Hälfte seiner Monatsgage von 5 Talern für einen Ersatzmann zu erlegen. Der Regimentsschultheiß Georg Althaus zu Heiligenrode hingegen kam wegen Vorschubleistung zur Desertion nur mit 20 Talern Strafe davon, weil er vorher dem Soldaten, dem er fortgeholfen, die Monturen weggenommen und so seinen „reellen Eifer für das Beste des Staates kodifizieret“.

Von Wallenstein liegen zwei Urteile vor, von denen das eine salomonisch zu nennen ist. Ein Stückmeister hatte durch ungeschickte Hantierung mit Pulver seinen Kameraden um das Augenlicht gebracht; er erhielt den Befehl, zeitlebens den Blinden herumzuführen und ihn zu pflegen. Das zweite Urteil ist dagegen ganz anders. Ein Prager Jude hatte trotz des Verbotes Wallensteins

von einem Soldaten einen gestohlenen Teppich gekauft und wurde deshalb zum Tode durch den Strang verurteilt. Die Judengemeinde aber scheint dann von Wallenstein gezwungen worden zu sein, den Delinquenten um 10,000 Gulden loszukaufen, und zwar mußten die zehn angesehensten Juden Prags, unter Vorantritt eines Wallensteinischen Herolbes, das Geld in Säcken zu 1000 Gulden über die wichtigsten Plätze und Straßen der Stadt tragen.

Der Adel hatte gewisse Vorrechte auch in seinen Strafen. So wurde zum Beispiel der Graf Hardegg, welcher 1598 die wichtige Grenzfestung Raab den Türken überliefert hatte, zwar geköpft, aber auf einem mit rotem Samt belegten Block aus kostbarem Holz und mit einem vergoldeten Beil. Dagegen erzählt Balbasor in seiner „Ehre des Herzogtums Krain“ einen Fall, der unentschieden läßt, ob die angewendete Strafe für einen Edelmann angemessen war oder nicht. Für alle Fälle hatte sie den Vorzug der Originalität. Der Oberst Graf Lazari Belli in Triest war 1519 wegen Betrugs in einem Prozeßhandel nach Graz vor den Kaiser zitiert, suchte aber unter allerlei Vorwänden sich dem Befehle zu entziehen, so daß seine Einlieferung mit Gewalt erfolgte. Eine halbe Meile vor den Toren von Graz erwartete ihn sein Prozeßgegner mit den Richtern, und Graf Belli mußte seinem Gegner als Reittier dienen. Dieser saß rittlings auf dem Grafen und spornte und marterte ihn so lange, bis er schließlich erschöpft zusammenbrach.

Zum Schlusse noch eine tragikomische Episode aus dem Dreißigjährigen Kriege. Der Gesandte Kaiser Leopolds auf dem Frankfurter Wahltag, Doktor Wolmar, derselbe, der mit dem Grafen Trautmannsdorf den Westfälischen Frieden unterzeichnete, hatte zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, als er sich in Dreifach aufhielt, eine bittere Schmähschrift auf den Herzog Bernhard von Weimar gemacht. Zu seinem Unglück nahm Bernhard, der davon Kunde erhalten hatte, kurz darauf die Stadt ein und wollte den Freveler an das Stadttor hängen lassen. Nur mit vieler Mühe ließ er sich überreden, ihm das Leben zu schenken, doch mußte Doktor Wolmar, auf öffentlichem Platze auf einem Gerüste ausgestellt, sein drei Bogen haltendes Pasquill vor dem Publikum aufessen, und dazu ward ihm eine Stunde vergönnt. U. D. Borum.

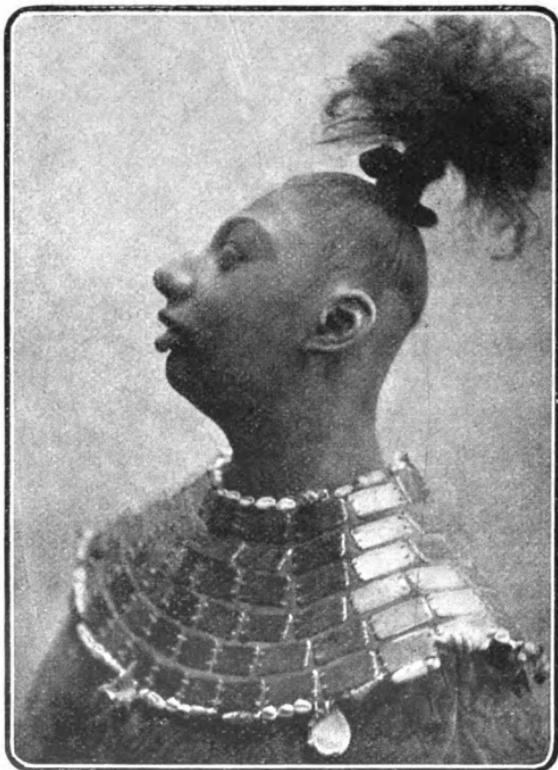
Die drei „Kleinköpfe“. — Im Londoner Hippodrom erregten vor kurzem die untenstehend abgebildeten drei „Kleinköpfe“ viel Aufsehen. Es sind drei Frauen, die angeblich aus Südamerika



Die drei „Kleinköpfe“.

stammen sollen. Ihre Köpfe sind im Verhältnis zum übrigen Körper außerordentlich klein und außerdem so kegelförmig gebaut, daß die Oberfläche nicht viel größer als ein Fünfmartstück ist. Das

Gehirn ist daher entsprechend geringer, als bei anderen erwachsenen Menschen. Virchow und andere Autoritäten der Völkerkunde haben sich übrigens in ähnlichen Fällen gegen die Annahme ausgesprochen, daß das Vorkommen ganz gleich gearteter Mikro-



Profilsansicht einer der kleinköpfigen Frauen aus Südamerika.

kephalen (Kleinköpfe) den Schluß auf eine besondere, etwa im Aussterben begriffene Rasse gestatte, deren Merkmal eine solch abnorm kleine Schädelbildung gewesen sei. Sie haben vielmehr erklärt, daß solche Kleinheit des Gehirns als Anomalie wohl bei Angehörigen einer bestimmten Familie auftreten, aber nicht die Eigentümlichkeit eines ganzen Volksstammes sein könne.

J. P.

Der schiefe Turm von Caerphilly. — Wenn man von einem schiefen Turme reden hört, so denkt man immer nur an den von Pisa oder an die von Bologna. Es gibt aber ihrer noch mehrere, die zum Teil durch eine einseitige Senkung des Fundaments entstanden sind, zum Teil vom Erbauer wohlberechnet und durchdacht so geschaffen wurden. Wir nennen nur die schiefen Türme von Gelnhausen und den des Tiroler Dorfes Terlan, vor allem aber den des Schlosses Caerphilly in der Grafschaft Glamorganshire in Wales.

Der letztgenannte ist insofern der interessanteste, als er der am meisten geneigte ist. Während der Turm von Pisa bei 180 Fuß Höhe eine Neigung von 15 Fuß hat, beträgt sie bei dem von Caerphilly bei 77 Fuß Höhe 11 Fuß, das heißt der erstgenannte neigt sich auf je 12 Fuß um einen Fuß, der letztgenannte schon auf je 7 Fuß. Die Folge davon ist, daß das altertümliche Bauwerk auf den Beschauer einen überaus beängstigenden Eindruck hervorbringt, ungleich mehr noch als der Turm zu Pisa. Man kann durchaus nicht der Befürchtung Herr werden, daß man den Koloss im nächsten Augenblick wird zusammenstürzen sehen.

Diese Besorgnis ist jedoch wenig begründet, so wenig, wie sie es nun bereits beinahe sieben Jahrhunderte lang gewesen ist, in deren Verlauf jeder, der an den Anblick noch nicht gewöhnt war, dieselbe Angst ausgestanden hat. Der Turm von Caerphilly ist nämlich nicht durch die gekünstelte Absicht seines Erbauers schief geworden wie der Turm von Pisa, sondern durch eine Explosion, die im Jahre 1326 erfolgt ist und den Turm auf der nördlichen Hälfte gewaltsam von seinem Fundamente losgerissen hat.

Die Katastrophe trug sich folgendermaßen zu. Als der unglückliche englische König Eduard II. von seiner Gemahlin und den auf ihrer Seite stehenden Baronen durch Wales gehezt wurde, suchte er mit seinen Anhängern Zuflucht in dem festen Schlosse Caerphilly. Die ehrgeizige Königin Isabella, die es nicht verwinden konnte, daß ihr Gemahl sich 1314 bei Bannockburn von den Schotten unter Bruce hatte schlagen lassen, belagerte Schloß Caerphilly im Jahre 1326. Die Eingeschlossenen hielten sich aber außerordentlich tapfer und töteten viele von den Belagerern, namentlich dadurch, daß sie von der Höhe des Turmes geschmolzenes Metall auf die Truppen der Angreifer schütteten.

Das Schmelzen des Metalls wurde vorgenommen in tiefen Erblöchern an der Nordseite des alten Turmes. Isabella gab nun den Befehl, über die Burgmauer hinweg durch Schläuche Wasser auf die Schmelzfeuer zu gießen und sie auszulöschen. Diefem Befehle kamen die gepeinigten Mannschaften mit Vergnügen nach. Sie trieben aus dem Wallgraben fo viel Wasser über die Mauer, daß nicht nur die qualmenden Feuerstätten, sondern auch die Kessel mit siedendem Metall unter Wasser gefetzt wurden.

Diese etwas plöghliche Abkühlung ließ sich aber die weißglühende Masse in den großen Behältern nicht gefallen. Sie, die denen draußen so oft Verderben gebracht hatte, wendete ihre unheimliche Wut jetzt gegen die Bereiter der grausamen Waffe. Es gab unter donnerähnlichem Knall eine fürchtbare Explosion, die manches Menschenleben innerhalb der Burgumfriedigung vernichtete, und die auch dem sturmerprobten alten Turme übel mitspielte. Als die dicken Qualmmassen sich verzogen hatten, sah man den Turm schiefüberhängend vor sich, wie wir ihn jetzt noch sehen. Nur seine südliche Hälfte ist noch in Zusammenhang mit dem Fundament, die andere erhebt sich in stumpfem Winkel in die Luft. Die Steine sind jedoch mit einem dermaßen gut bindenden Zement zusammengefügt, daß er allein das schwere Gemäuer trägt und Generation über Generation zum Gegenstand der Bewunderung dient.

Isabella, die nach der unerwarteten Explosion frohlockte, daß sie nun den Anhängern ihres Gemahls den Garaus gemacht habe, sah sich enttäuscht. Sie überstanden die Katastrophe ebensogut wie ihr Verteidigungsturm. Erst als die Königin den armen Eduard ein Jahr darauf ermorden ließ, sah sie sich am Ziele ihrer Wünsche: ihr fünfzehnjähriger Sohn bestieg als Eduard III. den Thron seiner Väter.

El. Dürsterhoff.

Wie wird man reich? — Jedem Menschen, der den gewiß verzeihlichen Wunsch hegt, reich zu werden, empfehlen wir dazu die sechs Gebote des berühmten Humoristen Saphir, die, genau befolgt, sicher zum ersehnten Ziele führen.

1. Man bemühe sich, in einer wohlhabenden Familie geboren zu werden, womöglich als Majoratserbe einer großen Besizung. Da es ausgemacht ist, daß jeder Mensch kann, was er ernstlich will, so wird es jedem, dem sein eigenes Wohl am Herzen liegt, ein

leichtes sein, sich in eine reiche Familie hineingebären zu lassen.

2. Man mache es sich zur heiligen Pflicht, jährlich einen Ontel zu beerben, der wenigstens 20,000 Gulden zurückläßt; dieses setze man mit Fleiß und Beharrlichkeit fünfzehn Jahre fort, macht fünfzehn tote Ontel und 300,000 lebendige Gulden. Wenn man nun dabei noch so mäßig lebt, daß man wenig braucht, so kann es nicht fehlen, mit bescheidenen Mitteln bald reich geworden zu sein.

3. Man bestrebe sich, alle zwei oder drei Jahre einen ansehnlichen Schatz zu finden. Bei einem bißchen Spekulationsgeist und Glück, und wenn sich dieser Zufall nur zehn- bis zwölfmal wiederholt, und man dabei emsig und tätig ist, so ist es fast unmöglich, daß man nicht bald reich werden muß.

4. Man nehme sich vor, keinen Abend früher schlafen zu gehen, bevor man nicht 50 Gulden in die Sparkasse gegeben hat. Auf diese Weise wird selbst jeder Bettler in Zeit von zehn Jahren ein Kapital besitzen, welches ihn aller Sorge für seine Existenz enthebt.

5. Man bestrebe sich, ein sehr schöner junger Mann zu sein, und heirate eine alte Witwe mit 500,000 Gulden; man wiederhole dieses einfache Gewerbe sechs- bis achtmal, bis man es auswendig kann, und es kann nicht ausbleiben, daß man reich wird.

6. Schließlich lasse man sich die kleine Auslage nicht verbrießen und kaufe bei jeder Lotterie alle Lose zusammen, dann muß man das große Loß gewinnen, und wenn man ein paarmal das große Loß gewinnt, so hat man die begründetste Hoffnung, bald reich zu werden. C. L.

Eine Seeschlacht im 13. Jahrhundert. — Der russisch-japanische Krieg hat gezeigt, wie mörderisch sich die Seeschlachten der modernen Flotten gestalten. Aber auch schon in früheren Jahrhunderten wurden die Seeschlachten mit großer Tapferkeit unter Benutzung von allerlei Hilfsmitteln und Kriegslisten ausgefochten. Über die Seeschlacht bei Neapel, die am 23. Juni 1283 stattfand, liegt uns eine ausführliche Schilderung vor.

Die Schlacht entbrannte zwischen den Aragoniern, also Spaniern, die unter dem Befehl Rogers de Lauria standen und mit denen sich die Sizilianer verbündet hatten, und zwischen den Franzosen, die der Prinz Karl von Salerno befehligte. Verbündete

der Franzosen waren die Neapolitaner. Als Kriegsschiffe dienten Galeeren. Es waren dies lange, nicht allzu hohe Fahrzeuge, die von Ruderern, welche in zwei Reihen übereinander saßen, bewegt wurden. vorn am Bug trugen die Galeeren einen langen, mit Eisen beschlagenen Sporn, mit dem man die feindlichen Schiffe in der Breitseite anzurennen und ihnen ein Leck beizubringen suchte. Auf dem Vorderteil und Hinterteil waren burgartige Aufbaue errichtet, die weiß und mit roten Kreuzen bemalt waren. Auf den Aufbauten oder Kastellen, sowie auf dem mittleren Teil des Oberdeckes standen die gepanzerten Ritter mit Schild, Speer und Schwert und die leichter gewappneten Bogenschützen und Armbrustschützen.

Der Admiral der Aragonier, Roger de Lauria, bestieg vor Beginn der Schlacht ein kleines Boot, fuhr von Galeere zu Galeere und ermahnte besonders die Sizilianer, seine Bundesgenossen, tapfer und mutig zu kämpfen, da sie dann die Blüte des französischen Adels und die Vornehmen Neapels mit einem Schläge vernichten würden. Der mittelalterliche Berichterstatter, der auf seiten der Franzosen und Neapolitaner stand, schildert den Verlauf der Schlacht folgendermaßen: „Vier Meilen vom Lande treffen die Flotten zusammen. Die Galeeren stoßen sich gegenseitig mit den Sporen in die Seite. Aber da leider die Kunst die Zahl überwindet, so verlassen die Neapolitaner die Galeeren der Franzosen, wenden ihre Schiffsschnäbel dem Lande zu und ziehen sich aus dem Kampf zurück. Es folgen nun allein die Schiffe der Franzosen der Galeere ihres Führers, des Prinzen Karl. Sogleich fliegen von seiten der Gegner Steine, Lanzen und Pfeile auf sie. Die Sizilianer schleudern Gefäße, mit griechischem Feuer gefüllt. Sie und da brechen die Ruder, lockert sich der Verband an den Wänden der Galeeren, und es wenden sich die Schiffsschnäbel. Ohne Unterlaß fliegen alle Arten von Geschossen. Die Aragonier und Sizilianer schleuderten nun, um den Krieg schnell durch einen Sieg zu Ende zu bringen, Feuerbrände, Topfscherben und Töpfe voll Unschlitt und einer Eisenmischung auf die Oberdecke der französischen Galeeren in der Absicht, daß die Hüße der Franzosen, die in solchen Listen unerfahren waren, ausgleiten sollten, und sie so an den schlüpfrigen Stellen zur Verteidigung nicht aufrecht stehen

könnten, sondern, indem sie ausglitten, entweder in das Innere des Schiffs hineinfielen oder in die Wogen stürzten. Andere von den Sizilianern warfen irdene Gefäße, die mit gepulvertem Kalk gefüllt waren, damit der aufwirbelnde Kalkstaub den Franzosen in die Augen flöge, und sie nicht mehr sehen könnten. Aber so überlegen die Aragonier und Sizilianer an Zahl und Kriegskunst auch waren, so viele von den Waffen niedergestreckte Körper der Franzosen auch in das Meer stürzten, so fallen doch nicht diese allein, sondern auch sie erschlagen die Feinde. Aber von der Seite der Gegner griffen gar viele Galeeren einzig die Galeere des Prinzen Karl an, umringten sie und suchten sie zu erobern.

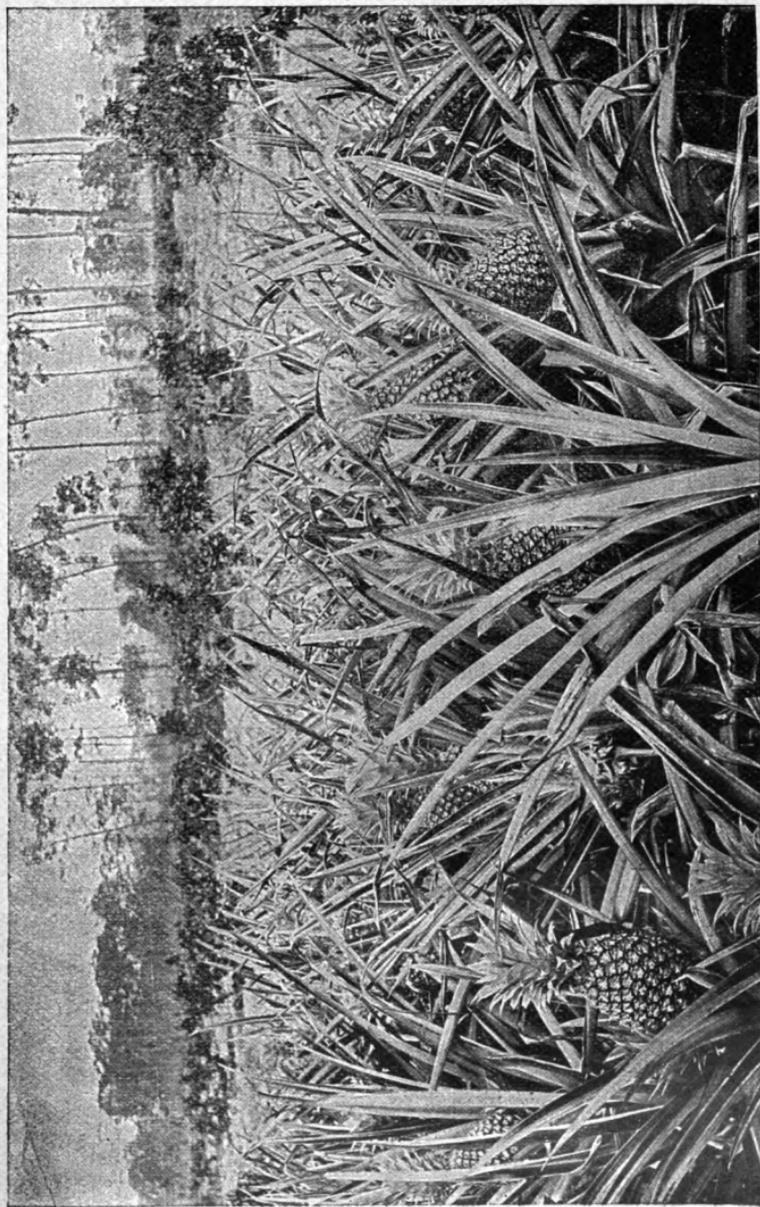
Endlich wird das Vorderkastell der Galeere des Prinzen im härtesten Kampfe von den Feinden eingenommen, und sie kämpfen nun mit den Franzosen, die sich nach hinten zurückgezogen haben, im Handgemenge. Was die Hand des französischen Ritters Galiardus erreichen konnte, stürzte auf einen Stoß ins Meer. Sein Schwert traf immer einen jeden so, daß er gegen ihn den Hieb nicht zu wiederholen brauchte. Da indessen das Hinterkastell der Galeere des Prinzen von den Aragoniern nicht im Sturm erobert werden konnte, sprangen zwei von ihnen, die gelernt hatten, den Atem lange unter dem Wasser anzuhalten, nach Art der Taucher in das Meer und suchten die Galeere des Prinzen unter Wasser anzubohren, andere aber stiegen durch die Tür in den Kielraum der Galeere und bemühten sich mit vielen Weilhieben, die Zwischenbretter herauszureißen. Als nun die Planken abgerissen waren, der Bauch des Schiffes durchbohrt, und das eindringende Wasser die Galeere des Prinzen sofort füllte und niederzog, so daß sich das Vorder- und Hinterkastell immer mehr senkte und dem Wasserspiegel näherte, da rief der Ritter Galiardus dem Prinzen zu: ‚Herr, siehe, wir sterben! Euer Mut und Eure Kraft nützen uns nichts mehr, denn wir werden in die Tiefe des Meeres hinabgezogen. Laßt uns also im Angesicht des unvermeidlichen Todes, dem keiner entinnen kann, die Feinde um Gnade bitten!‘ Den Feinden dagegen rief er zu: ‚Erbarmt euch! Was ihr gesucht habt, hier ist es! Hier ist der Prinz, hier ist die Blüte der französischen Ritterschaft!‘ Der Prinz aber wendete sich an die Aragonier und rief: ‚Ist unter euch ein Ritter?‘ Der Admiral Roger de Lauria

antwortete: „Ja, ich!“ Und sogleich sprach der Prinz: „Admiral, nehmt uns und unsere Genossen gefangen, da es das Schicksal so will. Ich bin der Prinz.“ Jetzt schenkten die Aragonier den Bittenden das Leben, nahmen den Prinzen gefangen und fesselten die französischen Ritter, die ihre Waffen abgaben.“ In dieser Schlacht erbeuteten die Aragonier und Sizilianer 42 Galeeren und versenkten fünf. Nur vier Schiffe entkamen. Zu Gefangenen wurden 8000 Mann gemacht. Der Verlust an Toten betrug auf beiden Seiten mehr als 6000 Mann. Th. S.

Die Ananaskultur in Florida. — Seitdem die herrliche Ananasfrucht auch bei uns mit gutem Erfolg in Gewächshäusern gezogen, und der Anbau in einzelnen Gegenden Westindiens im großen betrieben wird, hat sie am Reiz der Seltenheit wesentlich eingebüßt. Immerhin hat für uns auch heute noch die Vorstellung ganzer Ananasfelder, die sich meilenweit ausdehnen, wie sie das nebenstehende Bild vermittelt, etwas Märchenhaftes. Die Ananas ist keine eigentliche Frucht, sondern eine Scheinfrucht, die an den zur Gattung der Bromeliaceen gehörenden Gewächsen durch Verwachsung der Fruchtknoten mit der Achse des Blütenstandes und den Deckblättern entsteht und mit einem Blätterschopf gekrönt ist. Ihrer Form nach hat sie Ähnlichkeit mit einem Pinienzapfen, woher sie in England den Namen pine apple erhielt. Der Name Ananas ist dem „Anassa“ der in Brasilien gesprochenen Tupi-sprache nachgebildet.

Es gibt sechs Arten der Pflanzen im tropischen Amerika. Die dort und in Europa beliebteste Art ist *Ananas sativus*. Diese wird auf den Bahama- und Westindischen Inseln, in neuester Zeit besonders auf den kleinen Inseln um Florida und in Florida selbst im Freien gezogen. Durch die Kultur hat die Frucht an Geschmack und Aroma gewonnen, sie ist samenlos und erreicht ein Gewicht von 3 bis 4 Kilogramm. In Westindien bepflanzt man das Art mit 65 bis 80 Duzend Setzlingen und gewinnt nach zwei Jahren bei der ersten Ernte etwa 60, bei der zweiten und dritten 40 Duzend Früchte von etwa 1,5 bis 1,75 Kilogramm.

In Europa kultiviert man seit 1830 die Ananas in Gewächshäusern; aber schon 1650 erzielte ein holländischer Kaufmann, Le Cour in Leiden, in seinem Garten gute Früchte; 1703 gewann



Ananaskultur im Freien.

Kaltschmidt durch eigene Zucht die erste Frucht. Die Einfuhr aus America begann 1514.

Der Großbetrieb der Ananaszucht in Florida ist wenig über zwanzig Jahre alt. Gesellschaften haben große Landstrecken in diesem südlichsten Staate der nordamerikanischen Union, der sich als Halbinsel zwischen dem Atlantischen Ozean und dem Golf von Mexiko ausdehnt, angekauft und durch künstliche Bewässerungsanlagen für die Kultur geeignet gemacht. Die jährliche Ausfuhr an Ananasfrüchten beläuft sich auf 400,000 Körbe. B. S.

Eilige Operationen. — Das Leben so mancher Menschen ist durch den raschen Eingriff des Chirurgen gerettet worden, und es ist eigentlich nichts Erstaunliches, daß ernsthafte Operationen zuweilen an eigentümlichen Plätzen ausgeführt werden. So sind zum Beispiel in den Straßen von New York, wo sehr viele Unfälle vorkommen, schon öfters in öffentlichen Torwegen und in Gegenwart einer großen Menschenmenge Operationen vorgenommen worden.

Ein merkwürdiger Vorfall ereignete sich vor mehreren Monaten, indem der Wundarzt Sensensfeld vom St. Katharinen-Krankenhaus zu Brooklyn am demselben Nachmittage zwei Kindern, die unter zwei verschiedene elektrische Wagen gekommen waren, je ein Bein abnahm. Im ersten Falle handelte es sich um einen vierjährigen Jungen namens Jsaak Willinskie, der gerade vor einem elektrischen Wagen niederfiel. Als Doktor Sensensfeld erschien, war der Schaffner und der Kutscher des Wagens gerade damit beschäftigt, diesen hochzuheben, erklärten aber, sie würden dazu mindestens zwanzig Minuten brauchen. Als der Arzt das hörte, zog er seinen Rock aus, kroch unter den Wagen und erschien in wenigen Minuten mit dem bewußtlosen Kinde, dem er das Bein abgeschnitten hatte, das unter das Wagenrad gekommen war. Der Arzt setzte seinen Weg nach dem Krankenhaus fort, als sich ein ähnlicher Fall in der Leonard Street, die er passierte, ereignete. Hier handelte es sich um ein kleines Mädchen, Berta Signosse, die ebenfalls in einen elektrischen Wagen hineingerannt war. Auch hier mußte Doktor Sensensfeld unter den Wagen kriechen und dem Kinde das Bein abschneiden, das er unter dem Rade liegen ließ; dann brachte er das kleine Mädchen ins Krankenhaus.

Beide Kinder genasen; wären sie länger unter dem Wagen liegen geblieben, so hätte der Unglücksfall sicher mit ihrem Tode geendet.

In einem der elegantesten Restaurants von Paris wurde einem Herrn im vergangenen Frühjahr nur durch die Geistesgegenwart eines Gastes das Leben gerettet. Einer der Besucher speiste mit drei Freunden an einem kleinen Tische, als ihm ein kleiner Knochen im Halse stecken blieb. Die geängstigten Freunde klopfen ihm auf den Rücken, doch der Unglückliche wurde bereits blau im Gesicht und fiel zu Boden. Ein Arzt des deutschen Krankenhauses, der zufällig in dem Restaurant speiste, bahnte sich einen Weg durch die Anwesenden. Er sah sofort, daß der Mann dem Tode nahe war und in wenigen Minuten eine Leiche sein würde, wenn hier nicht schnelle Maßnahmen angewandt wurden. Er ersuchte einen der Kellner, ihm einen kleinen Trichter zu besorgen, wie er in Paris beim Weinabziehen benutzt wird, nahm dann, ohne einen Augenblick zu zögern, ein scharfes Messer aus der Tasche, schnitt dem Mann die Kehle durch, holte das Stück Knochen heraus und steckte ihm dann schnell den unteren Teil des Trichters in die Öffnung. Der Mann wurde sofort ins Krankenhaus gebracht, wo man ihm an Stelle des Trichters eine silberne Kanüle einsetzte, und war wenige Stunden später außer jeder Gefahr.

Im vorigen Juni wurde ein gewisser Oliver Holmes, der am Postgebäude in New York, einem modernen Wolkenkratzer, arbeitete, von einer Stahlmasse getroffen, die von einem Kran herabfiel. Seine Arbeitskollegen legten ihn auf eine Matraze und schickten nach einem Arzt. Dieser kletterte die Leitern bis ins einundzwanzigste Stockwerk hinauf, sah sofort, daß hier eine schnelle Operation von nöten war, wenn man dem Manne das Leben retten wollte, und mit Hilfe einiger Arbeiter, die Wasser und so weiter herbeibrachten, wurde das zerfömmeterte Bein oben in schwindelnder Höhe abgenommen. —n.

Durchgefallen und hinausgeworfen. — Heinrich Laube, der berühmte Schriftsteller und Dramatiker, hatte schon als Student in Breslau eine Tragödie „Gustav Adolf“ geschrieben, die unter dem Namen Heinrich Campo aufgeführt wurde, und trotz dieses Pseudonyms hatte sich in den literarischen Kreisen

Breslau die Nachricht verbreitet, daß Laube der Verfasser des Stückes sei. Am Abend der ersten Vorstellung befand sich Laube im Parterre des Theaters. Anfänglich wurde das Stück freundlich aufgenommen. Im weiteren Verlauf der Vorstellung wuchs aber der Widerspruch so, daß an dem schließlichen Durchfall der Tragödie nicht mehr zu zweifeln war.

Um sich nun von dem Verdacht der Verfasserschaft vor seinen Bekannten jedenfalls zu reinigen, geriet Laube auf den Gedanken, an dem Bißchen und Pfeifen, das die Unzufriedenen hören ließen, selbst kräftig teilzunehmen.

Eine stadtbekannte Persönlichkeit Breslau war damals der Fleischermeister Wolf. Diesem aber gefiel das Stück sehr gut, und da er in der Nähe Laubes saß, so ersuchte er ihn, mit dem Bißchen und Pfeifen aufzuhören. Laube leistete indessen der Aufforderung nicht nur keine Folge, sondern fing vielmehr noch toller zu pfeifen an. Jetzt war die Geduld des theaterliebenden Fleischermeisters erschöpft. Er stand auf, packte Laube beim Tragen, hob ihn in die Höhe und trug ihn unter dem Gelächter des Publikums zur Tür des Saales hinaus. Seine Freunde meinten nun zwar doch, daß er nicht der Verfasser des abgelehnten Stückes sei, dafür hatte er aber auch, wie er später lachend erzählte, sich ehrlich anstrengen müssen, um seinem Stück zum Durchfall und sich selbst zum Hinausgeworfenwerden zu verhelfen. Th. S.

Das Alter der Fische zu bestimmen, war lange Zeit nicht möglich, weil es an einem zuverlässigen Erkennungszeichen fehlte. Doktor Reibisch in Kiel fand zuerst ein solches Merkmal in den Gehörsteinen des Fisches, welche in gleicher Weise wie die Jahresringe eines Baumes das Alter des Fisches sicher erkennen lassen. Die Gehörsteine setzen sich aus einem Kerne und mehreren Schichten zusammen, von denen in jedem Jahr zwei abgelagert werden und zwar so, daß auf eine durchsichtige Schicht immer eine undurchsichtige folgt. Danach kann man wie beim Baume die Anzahl der Jahre genau abzählen.

Doch diese Methode ist nicht bei allen Fischarten gleich gut brauchbar. Während bei der Scholle diese Jahresringe leicht gezählt werden können, müssen zum Beispiel die Gehörsteine der Schellfische und Dorsche erst abgeschliffen werden, ehe die einzelnen Schichten

deutlich erkennbar werden. Da aber das Abschleifen ein sehr umständliches Verfahren ist, suchte man nach einer einfacheren Methode, die nun auch kürzlich von Heintze gefunden wurde.

Zahlreiche Beobachtungen an Fischskeletten haben nämlich ergeben, daß diese sich nicht fortwährend, sondern gleichsam stoßweise entwickeln, indem das Wachsen der Knochen während des Winters fast ganz zum Stillstande kommt. Die Ursache hierfür mag in der niedrigen Temperatur des Wassers während der kalten Jahreszeit zu suchen sein. Wenn nun im Frühjahr das Wachstum wieder energisch einsetzt, bleibt eine Grenze gegen die ältere Knochenschicht des vorigen Jahres kenntlich. Diese Jahreslinien sind in der Regel an dem Wirbelknochen und an den Knochenplatten des Kiemenbedels am deutlichsten ausgeprägt. Bei der Scholle können beide hier beschriebenen Methoden angewendet werden, indem bei Fischen im Alter von 1 bis 5 Jahren die Gehörsteine, bei den älteren die Knochen der Kiemenbedel zur Erkennung des Alters benutzt werden. Beim Schellfisch dagegen sind es die Schulterknorpeln und Wirbel, beim Dorso die ersteren allein, beim Hering nur die Wirbelknochen, an welchen man das Alter am sichersten erkennen kann.

A. G.

Trinkeldergeschichten. — Der berühmte italienische Tenorist Tamagno war ein sehr sparsamer Mann und pflegte sehr ungern Trinkgelder zu geben. Als er in Moskau gastierte, wohnte er in einem Hotel ersten Ranges; sorgfältig sammelte er die Kerzen, die man täglich in sein Zimmer stellte, und überreichte sie bei der Abreise den Kellnern als Trinkgeld. Auch Paganini, der weltberühmte Geigenspieler, war wegen seiner an Geiz grenzenden Sparsamkeit berühmt. Während eines Auftretens in London kaufte er von einem Zigarrenhändler eine Reihe leerer Zigarrenkisten, die er mit Kritiken über sein Spiel anfüllte und dann zunagelte. Als er das Hotel, in dem er abgestiegen war, verließ, dankte er den Kellnern in sehr verbindlicher Form für die Aufmerksamkeit, die sie ihm gegenüber an den Tag gelegt, und überreichte einem jeden eine Zigarrenkiste. Natürlich waren die Kellner im höchsten Grade enttäuscht, als sie an Stelle der ausgezeichneten Zigarren, die sie erwartet hatten, nur alte Zeitungen vorfanden.

Wie in allen Dingen war der englische Maler Whistler auch

in Trinkgeldern sehr exzentrisch. Als er einmal mit einigen Freunden speiste, wurde er von einem Kellner bedient, der fortwährend um die Gäste herumschlich und offenbar auf die Worte lauschte, die sie untereinander wechselten. Whistler, dem das Benehmen des Mannes aufgefallen war, bat ihn in freundlichem Tone, näher zu treten, damit er nur ja kein Wort verlore.

Das Essen, während dessen der berühmte Künstler so manche humoristische Bemerkung machte, ging zu Ende, und die Rechnung wurde gebracht. Whistler bezahlte sie, steckte aber das Wechselgeld in die Tasche und erklärte dem Kellner, er könnte als Trinkgeld alle die Scherze, die er gehört hätte, als sein Eigentum betrachten; wenn er es verstünde, sie zu verwerten, würden sie ihm gewiß eine hübsche Summe einbringen. Als der Künstler das nächste Mal in dem Restaurant speiste, wurde er von demselben Manne bedient, der sich aber die Lektion gemerkt hatte, sich diesmal in gebührender Entfernung hielt und dann auch sein übliches Trinkgeld bekam.

Der berühmte französische Zeichner Gustav Doré sparte die Trinkgelber dadurch, daß er den Kellnern Skizzen schenkte, die er in wenigen Augenblicken in dem Restaurant selbst zeichnete. Der englische Mäßigkeitsapostel Georges Cruikshank glaubte auf einen etwas angetrunkenen Kellner Eindruck zu machen, wenn er ihm die Folgen des Alkohols recht anschaulich zu Gemüte führte, und schenkte ihm deshalb ein großes, nicht übel ausgeführtes Gemälde, das den Tod eines Trunkenboldes darstellte. Die Lektion hatte indessen nicht den gewünschten Erfolg, denn der Kellner machte das Bild zu Gelde, das er sofort wieder in Getränken anlegte.

Der englische Naturforscher Frank Budland hatte in Gesellschaft eines Freundes nach einem längeren Ausflug in einem Dorfwirtshause gespeist und entdeckte, daß er und sein Freund gerade so viel Geld bei sich hatten, um die Reche zu bezahlen, ohne aber dem Kellner einen Heller Trinkgeld geben zu können. Budland, der sonst sehr freigebig war, war die Sache etwas peinlich, als ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf schoß. Schnell steckte er die Hand in die Tasche und überreichte dem Kellner im nächsten Augenblick einen Salamander. Mit einem Schrei des Entsetzens lief der Mann davon, Budland steckte das harmlose Reptil wieder ein

und erklärte, das wäre der erste Kellner in seinem Leben, der ein Trinkgeld zurückgewiesen hätte. L—n.

Auf dem Gipfel des Großglockners. — Der Großglockner, die höchste Erhebung der Hohen Tauern (3798 Meter), ist nächst dem Ortler der höchste Gipfel der österreichischen Alpen überhaupt.



Auf dem Gipfel des Großglockners.

Seine Besteigung ist gerade nicht zu den schwierigsten Bergtouren zu zählen, doch nur geübten Steigern anzuraten. Von Ferleiten, von Kaprun, von Kals, wie von Heiligenblut führen Wege hinauf: von Ferleiten über die Pfandscharte, von Kaprun über das Nisfltor, von Heiligenblut über das Glocknerhaus; der kürzeste ist der von Kals, der schon in 8 bis 9 Stunden den Gipfel erreicht. Die Ge-

legenheiten zur Unterkunft beim Aufstieg haben sich durch das im Sommer 1906 eröffnete Franz Josephs-Haus auf fünf vermehrt. Fast alle Wege laufen bei der Erzherzog Johann-Hütte auf der Adlersruhe (3465 Meter), nicht weit unter dem Gipfel, zusammen.

Von dem Gipfel des Großglockners bietet sich eine umfassende Aussicht. Nach Süden schweift der Blick über die Dolomiten und die oberitalienische Ebene bis zum Adriatischen Meer, das an klaren Tagen sich als ein heller Streifen am Horizonte zeigt; nach Westen zu trifft der Blick auf die übrigen Tauerngipfel, in der Ferne bis auf die Silvrettagruppe; nach Norden sieht man die Berchtesgadener Berge und die bayerische Ebene bis gegen Regensburg hin; im Osten kann man sogar die fernen Erhebungen der böhmischen Gebirge samt den kleinen Karpaten erschauen.

Auf unserem Bilde sieht man das den Gipfel krönende „Kaiserkreuz“, um das die Touristengesellschaft mit ihren Führern gruppiert ist.

Bestiegen wurde der Glockner zuerst 1799 durch den Grafen Hohenwart, der jedoch nur den Gipfel des Kleinglockner (3764 Meter), welcher durch eine Scharte vom Großglockner geschieden ist, erreichte, dann 1800 durch den Pfarrer Horasch, welcher als erster den Fuß auf den eigentlichen Gipfel setzte. E. F.

Die Atembeschwerden des Alters. — Mit dem Eintritt in das höhere Alter stellen sich Atembeschwerden ein bei vielen Personen, indem sie mehr oder weniger kurzatmig werden. Die Ursache dieser Atemnot ist, sofern nicht besondere Krankheitsvorgänge in Betracht kommen, die Verknöcherung der Rippenknorpel.

Bekanntlich stellen unsere Rippen bogenförmig gekrümmte Knochen dar. Das hintere Ende einer jeden Rippe setzt mit dem Köpfchen an die Wirbelsäule an. Das vordere Ende des Rippenknochens geht aber nicht unmittelbar in das Brustbein, das nach vorn den Abschluß des Brustkorbes bildet, über, sondern es läuft in eine knorpelige, bandförmige Fortsetzung, den Rippenknorpel, aus, der nun zum Brustbein hinübergeht. Der Rippenknorpel ist also das Verbindungsstück zwischen Rippe und Brustbein. Diese Rippenknorpel sind elastisch, und auf ihrer Elastizität beruht im wesentlichen die Ausdehnungsfähigkeit des Brustkorbes bei der Einatmung.

Im höheren Alter vollzieht sich nun eine Verknöcherung der Rippenknorpel, wodurch sie ihre Elastizität verlieren. Die Verknöcherung tritt um so frühzeitiger ein, je geringfügiger die Brustkastenausdehnung in den mittleren Jahren war oder, mit anderen Worten, je flacher für gewöhnlich geatmet wurde. Nun bedarf aber der Körper stets der Zufuhr einer hinreichenden Sauerstoffmenge, die bei der Einatmung in das Blut aufgenommen wird. Sind die Rippenknorpel verknöchert und nicht mehr elastisch, so kann sich der Brustkorb bei der Einatmung nicht mehr genügend ausdehnen, demzufolge wird die Luftzufuhr und damit zugleich die Sauerstoffzufuhr vermindert, und so muß Atemnot eintreten, für die dann ein Ausgleich in einer schnelleren, stoßweisen Atmung gesucht wird. Gelingt es also, der Verknöcherung der Rippenknorpel entgegenzuwirken, so wird auch die Entwicklung der Atemnot hinausgeschoben werden.

Ein solches Mittel aber, der Verknöcherung der Rippenknorpel entgegenzuarbeiten, sind ausgiebige Atemübungen, durch die der Brustkorb über das gewöhnliche Maß hinaus erweitert wird. Denn je mehr der Brustkorb erweitert wird, desto mehr müssen sich auch die Rippenknorpel ausdehnen, und infolgedessen bleiben sie beweglich und elastisch. Die Ausführung der Atemübungen ist sehr einfach. Man kreuzt zur Hervorwölbung der Brustkorbes die Arme auf dem Rücken und atmet dann tief durch die Nase ein. Ebenso tief ist aber auch wieder, worauf zu achten ist, auszuatmen. Etwa zehn bis zwölf Ein- und Ausatmungen sind für den Anfang ausreichend. Diese Übung ist täglich vorzunehmen, und die Zahl der tiefen Atemzüge allmählich zu steigern.

Wer sich dem höheren Alter nähert, sollte nicht verfehlen, diese kleine Übung regelmäßig anzustellen, da er dann später nicht über Atembeschwerden zu klagen haben wird. Besonders empfehlenswert ist sie für solche Personen, die eine sitzende Lebensweise führen. Ihre Atmung ist meist ziemlich flach, und der Mangel an Bewegung bringt es mit sich, daß der Brustkorb nur äußerst selten über das tägliche Durchschnittsmaß ausgedehnt wird. Sie unterliegen deshalb auch leichter der Gefahr, daß ihre Rippenknorpel vorzeitig verknöchern und müssen um so mehr auf eine Abwendung der Atemnot bedacht sein.

Lh. S.

Ein Schwätzer. — Der berühmte Maler Hans Makart, dessen hervorragendes Bild „Einzug Kaiser Karls V. in Antwerpen“ auf der Weltausstellung in Paris im Jahre 1878 den ersten Preis erhielt, war ein sehr wortfarger Mann und verdiente den Beinamen des Schweigers vielleicht noch mehr als Molke. Zahllos sind die Anekdoten, die man sich von seiner Schweigsamkeit erzählt, doch die folgende dürfte noch wenig bekannt sein.

Makart war ein leidenschaftlicher Schachspieler und schlug nie eine Partie aus. Ein reicher Amerikaner wünschte die Bekanntschaft des Künstlers zu machen, und man sagte ihm, das beste Mittel wäre, mit Makart in dem Café Schach zu spielen, das er jeden Abend besuchte. Am nächsten Abend war er pünktlich zur Stelle, und auch der Künstler erschien nach kurzer Zeit. Vorher hatte der Fremde mit dem gewöhnlichen Partner Makarts das Abkommen getroffen, daß dieser sich nach einer Stunde entfernen, und der andere sich dann als Ersatzmann anbieten sollte. Alles ging nach Wunsch, nach einer Stunde erklärte der Partner, er müsse gehen, und sofort trat der Amerikaner vor, setzte sich stillschweigend auf den freigewordenen Stuhl und fragte mit einer Pantomime, ob Makart mit ihm spielen wolle.

Der Maler nickte zustimmend mit dem Kopfe, und das Spiel ging weiter, ohne daß eine der beiden Personen auch nur eine Silbe sprach. Schließlich, nach etwa zwei Stunden, machte der Amerikaner den letzten entscheidenden Zug und rief triumphierend: „matt!“

Ärgerlich erhob sich Makart, nahm seinen Hut und rief, während er das Lokal verließ, dem Fremden in zornigem Tone zu: „Mit Schwägern spiele ich nicht!“

L—n.

Aus der Geschichte des Weihrauchs. — Als das köstlichste Räucherwerk wird oftmals in der Bibel neben Myrrhen der Weihrauch genannt. Aber nicht nur im Tempel zu Jerusalem, sondern in allen Tempeln des Altertums, in Ägypten, Kleinasien, Griechenland und Italien, wurde Weihrauch auf den Altären als Opfergabe verbrannt. Ebenso verbrannte man dieses Harz des Wohlgeruches wegen bei Festen und feierlichen Gelegenheiten aller Art. Der Verbrauch war daher ein ungeheurer. In dem großen Baaltempel zu Babylon allein wurden jährlich über 600 Bunter Weihrauch den Göttern dargebracht.

Der Weihrauch bildete unter diesen Umständen einen der wichtigsten Handelsartikel des Altertums. Bezogen wurde er hauptsächlich aus Südarabien und daneben noch von der gegenüberliegenden afrikanischen Küste, von der Somalihalbinsel. Nach Ägypten gelangte der Weihrauch mit anderen Waren schon im 3. Jahrtausend v. Chr. Um 2150 v. Chr. wurde während der Regierung des Pharao Sanchare eine Expedition unter Hannus Führung nach dem Arabischen Meerbusen abgesandt, um aus dem Lande Punt in Südarabien Weihrauch und andere Spezereien zu holen. Unter der Königin Hatschepsut ging eine zweite Expedition um 1500 v. Chr. nach dem Lande Punt, über die uns noch Inschriften und Bilder in dem Terrasentempel zu Der el-Bahari bei Theben erhalten sind. Danach holte diese Expedition 31 Weihrauchbäume in Kübeln zu Schiffe aus Punt, die in Ägypten eingepflanzt wurden.

Das eigentliche Weihrauchgebiet Südarabiens war ein landeinwärts gelegenes gebirgiges Hochland, an das unmittelbar die große Sandwüste heranreichte. Dieses Hochland war acht bis zehn Tagereisen von der fruchtbaren Landschaft Hadramaut entfernt, nach dessen Hauptstadt Sabbatha der gesamte Weihrauch gebracht wurde. Gewonnen wurde der Weihrauch von den Balsambäumen, indem man entweder das von selbst aus den Stämmen herausfließende Harz sammelte oder Einschnitte machte, um den Harzausfluß zu steigern. Der Einkauf des Weihrauchs von den Besitzern der Balsambaumplantage vollzog sich in einer eigentümlichen Weise. Diese brachten ihren Weihrauch nach Sabbatha, wo sie ihn im Sonnentempel, dem höchsten Heiligtum der Sabbäer, niederlegten. Auf einem Täfelchen wurde das Maß und der Preis, der gefordert wurde, aufgeschrieben. Dann kamen die sabbäischen Kaufleute, maßen die begehrte Menge ab und legten das Geld an die Stelle der Ware. Die Priester des Tempels verlangten für sich den dritten Teil des Geldes.

Ausgeführt wurde der Weihrauch aus einigen Häfen der südarabischen Küste, hauptsächlich aber auf der Karawanenstraße, die sich mitten durch Arabien hindurch bis zum Hafen Gaza in Syrien hinzog. Man beförderte schon damals den Weihrauch auf Kamelen. Schon hierdurch entstanden erhebliche Unkosten, denn die Be-

förderung einer jeden Kamellast von etwa 4 Zentnern kostete gegen 400 Mark. Außerdem mußten an alle Herrscher, deren Länder die Weihrauchstraße durchzog, wie man den Karawanenweg nannte, Zölle bezahlt werden. Dennoch erwarben die Sabbäer durch den Weihrauchhandel große Reichtümer. Bei dem griechischen Geographen Strabo heißt es von ihnen: „Durch diesen Handel sind die Sabbäer die Reichsten von allen geworden und besitzen unermesslichen Vorrat goldener und silberner Geräte. Die Türen, Wände und Decken ihrer Häuser sind mit Elfenbein, Gold, Silber und Marmor belegt.“ Gegen das Ende der vorchristlichen Zeit drangen römische und griechische Kaufleute bis zu den südarabischen Häfen vor und kauften nun dort selbst den Weihrauch ein. Von nun an wurde er über Ägypten nach den Mittelmeerlandern transportiert, und infolgedessen verödete die Weihrauchstraße mehr und mehr.

Th. S.

Der Schafstopf. — Napoleon III. besuchte mit der jungen Kaiserin Eugenie im Sommer 1854 den Kriegshafen Cherbourg, wo damals im Hafen wichtige Arbeiten ausgeführt wurden. Eines Morgens befah der Kaiser mit dem Marineminister von einem Boote aus eine große Schleuse, die auf Wunsch des letzteren angelegt worden war, und er unterhielt sich während der Fahrt mit einem alten Seemann, den er zum Hafenskapitän ernannt hatte. Auch über die große Schleuse sprach er mit dem Alten.

„Meiner Meinung nach hat man da vieles Geld nutzlos ins Wasser geworfen,“ meinte der Hafenskapitän.

„Man versichert aber,“ erwiderte der Kaiser, „die Sache würde sehr vorteilhaft sein.“

„Wer Eurer Majestät das gesagt hat, war ein Schafstopf!“ platzte der Alte heraus.

Da wendete sich der Kaiser rasch zum Marineminister und sagte lachend: „Hören Sie es, Herr Herzog!“

G. L.

Ein lustiges Haus. — In den Laubkronen alter Linden sich einen schattigen Sitz herzustellen, war schon in alten Zeiten deutscher Brauch. Auf unserem Bilde sehen wir jedoch eine ganze Wohnung, die ihren Insassen einen festen Sitz hoch über der Erde in freier frischer Luft bietet. Auf den Einfall, sich auf dem hohen Stamm eines ausgewachsenen Jbobaumes in



Ein luftiges Haus.

dieser Weise ein Haus zu zimmern, geriet ein Ansiedler an der Ostküste von Nicaragua in Mittelamerika, nachdem er erkannt hatte, mit wie vielen Gefahren dort das Wohnen auf dem festen Boden verknüpft ist. Schlangen, Raubtiere, Skorpione, aber

auch die zur „Mosquitoreservation“ gehörenden Indianer bilden für den Kolonisten dort während der Nacht eine beständige Beunruhigung. Der Stamm des Ibo geht durch alle drei Stockwerke und gibt ihnen eine feste Stütze. Der Eingangsraum, der durch einen Aufzug mit der Erde in Verbindung steht, beginnt 70 Fuß über der Erde. Das Hauptstockwerk ruht außerdem mit seinen vier Ecken auf fest eingefügten Stützen. Der klug ausgedachten und ganz geschmackvoll ausgeführten Konstruktion dürfte es nicht an Nachahmern fehlen.

J. P.

Bestrafung von nächtlichem Unfug im Mittelalter. — Die Menschen des Mittelalters waren lebensfroh und liebten derbe Späße, so daß sie sich manche Freiheiten erlaubten, die wenig nach unserem heutigen Geschmack sind. Aber eine Grenze gab es doch auch hier. So suchte man namentlich für die nächtliche Ruhe der Bürger zu sorgen und schritt gegen die Lärmmacher und Unfugstifter, die man abfaßte, oft ungewöhnlich streng ein. In Nürnberg verordnete 1430 ein Gesetz des Rates, daß „ein jeder des Nachts seinen Hund einsperrt, damit er kein Bellen auf der Gasse tut“. In Augsburg hatten 1446 fünf Handwerksgefallen, zwei Panzermacher, ein Maurer, ein Weber und ein Wollkrempler, in der Nacht Lärm verübt und mit ihren Waffen einige Leute verwundet. Dafür sollten allen die Augen ausgestochen werden. Drei davon wurden zu Gefängnis begnadigt, die beiden Rädelshführer aber mußten ihr Vergehen hart büßen. Der Weber wurde mit Ruten gestrichen, der Maurer aber wirklich geblendet. In Breslau wurden 1460 mehrere junge Männer, die mit Schilden, Armbrüsten und anderen Waffen Nachts in der Stadt herumgelaufen waren und Unfug getrieben hatten, zu einer schweren Geldstrafe verurteilt. Im Jahre 1478 zahlten Männer, „die viel des Nachts auf der Straße herumgelaufen waren und die Stadtdiener geschmäht hatten“, die für die damalige Zeit hohe Strafe von fünf Mark Goldes. Eine andere Schar von Unfugstiftern, „die Türen bei Nachtzeit aufgeschlagen und einen Löpferwagen angezündet hatten“, zahlten 1483 eine Mark Goldes. In Nürnberg wurden 1496 zwei Perlenmacher wegen nächtlichen Unfuges, und weil sie den Scharwächter geschlagen hatten, zu je einer halben Stunde Pranger, ewiger Verweisung aus der Stadt

und Entschädigung an den Geschlagenen verurteilt. In Breslau erhielt 1496 ein Mann, „der bei Nacht herumgelaufen, die Wagen umgestoßen und sonst Unfug getrieben“, Gefängnis und mußte außerdem ein Schock Groschen Strafe zahlen. Th. S.

Wie gewonnen — so zerronnen. — Leute, die unerwartet zu Geld kommen, werden oft die größten Verschwender, und meistens hält der Reichtum nicht lange bei ihnen vor. Die sinnloseten Ankäufe sind ihnen recht, wenn sie das Geld nur möglichst schnell wieder los werden können. So kaufte sich ein Kohlenarbeiter, der von einem Onkel die Summe von 400,000 Mark geerbt hatte, einen männlichen und einen weiblichen Elefanten von einer herumreisenden Menagerie, ließ sich einen riesigen Wagen bauen, spannte die beiden Dicksäuter davor und fuhr mit seiner Frau und seinen Kindern spazieren, bis die Polizei dem Treiben ein Ende machte. Er verschwendete sein ganzes Geld in sechs Monaten, und ist jetzt wieder derselbe arme Kohlenarbeiter, der er vor einem Jahre gewesen.

Ein anderer „kurzlebiger“ Kapitalist war ein Amerikaner, der beim Tode seines Vaters, eines reichen Kaufmanns in San Francisco, ein großes Vermögen erbt. Er kaufte sich sofort eine Dampfjacht, versah sie mit dem teuersten Mobiliar, schaffte eine Fülle von Delikatessen und kostbaren Weinen an, lud dann die sämtlichen Mitglieder eines Variététheaters ein und fuhr mit dieser lustigen Gesellschaft über den Atlantischen Ozean. Das Schiff, ebenso wie sein Besizer und die Gäste sollten den Ausgangshafen nie mehr wiedersehen. Zweimal hatten Dampfer, die den Ozean kreuzten, das lustige Schiff zu Gesicht bekommen, und jedesmal konnten der Kapitän und die Offiziere des vorüberfahrenden Dampfers genau beobachten, welches Leben man an Bord führte. Ein einziger Matrose stand auf der Schiffsbrücke, während auf Deck eine lustige Schar von Herren und Damen sich bewegte, die den erstaunten Beobachtern Champagnergläser entgegenhielten. Wenige Tage später war der junge Amerikaner mit seinen sämtlichen Freunden untergegangen.

Eine andere „Kapitalistin“ von wenig Wochen war eine spanische Dame aus Badajoz, die in der Manilla-Lotterie 800,000 Mark gewonnen hatte, das Geld erhob, heimlich nach Paris fuhr:

und ihren Mann und ihre Kinder in vollkommener Ungewißheit über ihre Absichten zurückließ. Acht Monate später kehrte sie, ohne einen Heller in der Tasche, nach Hause zurück, dagegen hatte sie etwa dreißig große Körbe und Koffer bei sich, deren Inhalt sie mit dem verschwendeten Gelde erstanden hatte. Sie hatte in Paris augenscheinlich nichts weiter getan, als jeden Tag, vom Morgen bis zum Abend, eingekauft. Kleidungsstücke jeder Art, wertvolle Unterwäsche, Korsette, Stiefel, Handschuhe, Hüte, alles aus den Läden der berühmtesten Firmen stammend, stellten drei Viertel ihrer Einkäufe dar. In den übrigen Koffern waren kosmetische Mittel, falsche Haare, Figurenhalter, Gesichtscreme, Mittel gegen allerlei Krankheiten enthalten, wie sie sogenannte „Schönheitspezialisten“ in allen Großstädten der Welt anpreisen und verkaufen. Abgesehen davon, daß sie einige Jahre die bestgekleidete Frau in Badajoz war, hatte sie von ihrem großen Vermögen und ihrem Lotteriegewinn nichts gehabt.

Noch törichtere war ein russischer Edelmann, der innerhalb eines Jahres eine Erbschaft von sechs Millionen Rubel durchbrachte und vor vollständiger Verarmung nur dadurch gerettet wurde, daß er eines Tages den verrückten Einfall gehabt, sich sein Schlafzimmer mit Hundertrubelnoten tapezieren zu lassen. Dieses Geld, welches er sich mühsam nach und nach wieder von den Wänden ablösen mußte, hielt bis zu seinem Tode vor.

□—n.

Der Spaziergang eines Bären. — Kurfürst August, welcher in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts den Kurfürstentum Sachsen regierte, bekannt durch seine Jagdleidenschaft, durch welche er den Bauernstand so schwer schädigte, begnügte sich nicht mit der Jagd auf Hochwild und Wildschweine, er jagte auch Bären und Wölfe nicht nur in Wäldern, sondern auch in großen Wildgärten und Zwingern. Er stellte einen besonderen Bärengärtner an mit der Weisung, „wenn die rechte Zeit sei, nach Bären, Wölfen und Füchsen zu stellen, dann solle er mit Fleiß sehen, daß die Bären- und Wolfsgärten wohl verzäunt und mit allem, was zur Jagd nötig, wohl versehen sein, und was an Bären und Wölfen hineintreten wird, das soll er uns jederzeit eiligst zu wissen tun“.

Der Hauptbärengarten befand sich bei dem Schlosse Augustus-

burg, an einem steilen Bergabhang, der mit einer hohen Mauer umgeben war. Eines Morgens überkletterte ein riesiger Bär die Mauer und marschierte in das Städtchen Schellenberg, schlug dort ein Fenster ein und stieg durch dasselbe in das Haus eines armen Mannes namens Hunger. Von den drei Kindern, welche er in der Stube fand, riß er das älteste sofort in Stücke. Auf das Geschrei der Kinder lief die Mutter herbei, riß das zweite Kind unter den Füßen des Bären hervor und floh mit ihm aus dem Hause. Der Bär folgte ihr und zerfleischte sie so, daß sie am folgenden Tage starb. Ein Schrecken ergriff die ganze Stadt. Die Leute, denen man früher die Gewehre abgenommen hatte, damit sie nicht wildern könnten, verschanzten sich in der Kirche. Nur ein Mann eilte nach Hause, um nach seiner kranken Frau zu sehen. Der Bär ereilte ihn und riß ihm den Kopf vom Rumpfe. Dann stieg er durch ein Fenster in das Haus eines Magisters ein und tötete auch hier ein Kind. Nachdem die Bestie ihren Blutdurst in dieser Weise gestillt, verließ sie die Stadt. Die Akten schweigen darüber, ob sie eingefangen und getötet worden ist.

Eine Entschädigung der Verletzten fand jedenfalls nicht statt; nur dem armen Hunger wurde ein Steuererlaß auf Lebenszeit „in Gnaden“ bewilligt. Damit war die Sache erledigt, die, wie es nach den Akten scheint, damals gar kein großes Aufsehen erregte.

C. L.

Seine Mahnung. — Der Straßburger Professor François Génin (1803—1856) war ein großer Bücherfreund und hatte sich eine stattliche Bibliothek angelegt, die er wie einen Augapfel hütete. Eines Tages bat ihn einer seiner Kollegen so dringend darum, ihm zwei Bände eines sehr kostbaren vierbändigen Werkes zu leihen, daß Génin schließlich nichts anderes übrig blieb, als der Bitte zu willfahren.

Als ihm nun nach Jahresfrist die Trennung von seinen beiden Bänden denn doch zu lang wurde, schrieb er seinem Freunde einmal, zweimal, ein Duzendmal, zwanzigmal, aber ohne Aussicht auf Wiedererlangung der Bücher. Er erhielt überhaupt keine Antwort. Endlich setzte er sich hin, packte die beiden anderen Bände schön ein und schickte sie seinem schweigsamen Kollegen mit folgenden Zeilen: „Auf diese Weise besitzt wenigstens einer von uns beiden

das Werk vollständig. Und das sind Sie, da Sie ja nicht gewollt haben, daß ich es sei, obwohl mir dies als das Natürlichere erschienen wäre."

Am nächsten Tage schon hatte Génin seine vier Bände wieder. S—I.

Poetische Heiratsannonce. — In einer norddeutschen großen Zeitung veröffentlichte vor kurzem ein heiratslustiges Mädchen folgendes poetische Heiratsgesuch:

Ich hab's genug, der Tante Schelten,
 Als sei ich 12, nicht 20 Jahr;
 Will sich der rechte Freier melden,
 So folg' ich ihm zum Traualtar.
 Kann tüchtig waschen, nähen, kochen,
 Hab' wohl studiert, zwar kein Latein,
 Bin mündig schon in wenig Wochen,
 12,000 Mark sind sicher mein.
 Und darf ich meinem Spiegel trauen,
 So schuf mich Gott nicht mißgestalt,
 Laßt, edle Herrn, im Bild euch schauen
 Sub M. L. 1 postlagernd bald.

C. I.

Ein sonderbarer Brauch. — In der Stadt Tiberton in Devonshire existiert eine ganz merkwürdige Sitte, die sich nun schon siebenhundert Jahre lang erhalten hat. Die Stadt litt früher an großer Wassernot. Im Jahre 1205 wurde aber trotz des Einspruchs des Magistrats in ihrer Nähe nach Quellen gesucht und wirklich eine angeschlagen, die so stark ist, daß sie einen kleinen Fluß speist. Alle sieben Jahre nun ziehen die Bürger, mit dem Bürgermeister an der Spitze, zur Quelle und gehen den Fluß entlang, wobei die Bürger das Recht haben, den Bürgermeister und die Spitzen der Stadt in das Wasser zu stoßen.

So geschah es auch in diesem Jahre, und mehrere obrigkeitliche Personen mußten sich das unfreiwillige Bad gefallen lassen. D. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
 Theodor Freund in Stuttgart,
 in Oesterreich-Ungarn verantwortl. Dr. Ernst Perles in Wien.



Liebhaber

eines
zarten reinen Gesichts mit
rosigem jugendfrischen Aussehen,
weißer sammetweicher Haut und blendend
schönem Teint, gebrauchen die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul - Dresden
Schutzm. Steckenpferd, à St. 50 Pf., überall vorrätig.



Moderne Bureau-Möbel

amerik. Schreibtische und Sessel,
zusammenlegbare Bücherschränke,
Jalousieschränke für Akten und
Noten, Registraturen etc.
in großer Auswahl. ☞

Illustrierter Katalog
gratis und franko.

GROYEN & RICHTMANN ☞ KÖLN.
Filiale Berlin, Leipzigerstr. 29




Aug. Leonhardi's Tinten sind

Das Beste für Bücher, Dokumente, Akten und
Schriften aller Art, für Schule u. Haus!

Spezialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte
Eisengallus - Tinten, Klasse I.

Infolge besonderer Herstellung von unübertroffe-
ner Güte und billig, weil bis zum letzten Tropfen
klar und verschreibbar.

**Kopiertinten, Schreibtinten,
Farbige Tinten,
Ausziehtuschen in 42 Farben,
Flüssiger Leim und Gummi,
Stempelfarben und -Kissen,
Hektographentinte und -Blätter,
Wäschezeichentinten.**

Aug. Leonhardi, Dresden,

Chem. Tintenfabriken, gegr. 1826.

Erfinder und Fabrikant der weltberühmten
Alizarin-Schreib- und Kopiertinte,
leichtflüssigste, haltbarste u. tiefschwarz werdende
Eisengallustinte, Klasse I.

Schreibmaschinenbänder

mit gewebten Kanten, in vorzüglichster Qualität,
für alle Systeme und in allen Farben. **Schwarze**
für Urkunden vom kgl. preuss. Justizministerium
genehmigt.

Schutz-Marke



Trade Mark

D.R.M.S. Nr. 13867

Dr. Oetker's
Date Due
(Pudding-Pulver)

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.

10 N

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das Neue Universum. Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Band 27.

474 Seiten Text mit 462 Abbildungen und Beilagen. Eleg. gebunden 6 M. 75 Pf.

Dieses beliebteste aller Jahrbücher für heranreisende Söhne und fürs Haus ist in Tausenden von Familien ein alljährlich freudig begrüßter Gast. In schmuttem Einband und farbenreichem Schulumschlag präsentiert es sich als vornehmes Geschenkbuch; seine bekannte Stärke liegt in der geschickten Vereinigung von Belehrendem, Unterhaltendem und Nützlichem und macht es überall dort begehrt, wo man eine gediegene Lektüre, welche die Weiterbildung fördern kann, bloßen Unterhaltungsbüchern vorzieht. Das beliebte Buch berichtet in Wort und Bild über die neuesten und wichtigsten **Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten**. Es enthält außerdem **Erzählungen mit wissenschaftlichem Hintergrunde, Reisen, Abenteuer, Spiel und Sport**, sowie Anleitungen zur Selbstbeschäftigung zc. zc. Wer ein Buch von bleibendem Werte wünscht, wähle das „**Neue Universum**“.



Aus der Fleischstadt Chicago: Amtliche Untersuchung der geschlachteten Rinder.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.



„Benefactor“ verfolgt das Prinzip

Schultern zurück, Brust heraus!
bewirkt durch seine **sofort gerade Haltung** ohne Be-
sinnreiche Konstrukt. schwerden.
erweitert die Brust! Für Herren, Damen,
Knaben und Mädchen.
Preis Mk. 4.50 für jede Größe.



Die mutwilligen Kobolde.

genehmigt wie nachstehender zweite auszufüllen.
Möge auch der neue 31. Band viele neue Freundinnen
in der jüngeren Mädchenwelt gewinnen und vielen
genüßreiche Stunden bereiten; er wird als Geschenk-
buch jedem jungen Mädchen willkommen sein.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 893 B

**WILSON
ANNEX**